Wilbrandt

Neue Novellen

von

Adolf Wilbrandt.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1870.

Paul Heyse

in herzlicher Freundschaft

zugeeignet.

Wilbrandt

Neue Novellen

von

Adolf Wilbrandt.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1870.

Neue Novellen

von

Adolf Wilbrandt.

Berlin.
Verlag von Wilhelm Hertz.
(Bessersche Buchhandlung.)
1870.

Paul Heyse

in herzlicher Freundschaft

zugeeignet.

Inhalt.

Narciß.

He, Alter! Geht hier der Weg nach Pompeji? — Ariston, der Bildhauer, war seinem Gefährten vorangeeilt und tauchte eben am Rande des erstiegenen Hohlwegs auf, als er einen faul auf dem Rücken liegenden Ziegenhirten durch diese Frage aufschreckte. Der Alte, von seiner Heerde umgeben, lag unter einer Brombeerstaude, in deren dürftigen Schatten er sich vor der Sonne geflüchtet hatte, halbnackt in seinem wollenen Kittel da, den breiten Hut über das bärtige Gesicht gedeckt. Er summte eben nach einer einschläfernden Melodie ein Lied vor sich hin:

So sprach der Krebs zur Schlange
Und griff sie mit den Scheeren —

als Ariston ihn mit seiner Frage unterbrach, und, da der Hirt ihn anglotzte, lauter wiederholte: Geht hier der Weg nach Pompeji?

Der Alte, unwillig über die Unterbrechung, riß seine müden Augen weiter auf, und sang, statt zu antworten, erst sein Lied zu Ende:

Gradaus muß man sein, o Freund,
Nicht auf krummen Wegen gehn!

Dann richtete er sich ein wenig in die Höhe, sah den Fremden mit einem drollig unverschämten Blick des Vorwurfs an und fragte zurück: Wie kommst du hierher, wenn du nach Pompeji willst, he? Aus welchem Erdloch bist du herausgekrochen?

Ein alter Esel das! murmelte Furius, der mittlerweile auch herangekommen war, und sah verächtlich auf den Hirten herunter. Indessen der Bildhauer lachte, und indem er dem Alten gemüthlich auf die Schulter klopfte, antwortete er: Du bist ein allerliebster Kerl; willst du jetzt auf der Stelle die Güte haben, uns den Weg zu weisen? Wir kommen von Herculanum her, sind aber unten am Vesuv herumgestiegen und haben uns auf die allernatürlichste Weise von der Welt verirrt. Und jetzt steh auf, Alter, und weise uns zurecht, oder deine ganze Heerde soll irgend ein Waldteufel holen.

Der alte Ziegenhirt erhob sich lächelnd, strich sich über den verwilderten Bart und fuhr dann mit derselben Hand, den Zeigefinger vorweg, in die Luft hinaus. Da! sagte er und zeigte auf die Thürme, die über den Mauern der nahen Stadt, in der Abendsonne glühend, aufstiegen. Nach Pompeji habt Ihr nimmer weit. Verirrt; ja ja! So feine Herrn — er sah dabei den eleganten, duftenden Furius an, der trotz der Hitze sein amethystfarbiges Schultermäntelchen nicht abgeworfen hatte — so feine Herrn sollten wohl fein im Wagen auf der Landstraße kutschiren, statt hier zwischen den Brombeeren herumzusteigen. Mit der zerzausten Kniebinde da ist kein Staat

mehr zu machen! Jetzt geht der Weg hier am Zaun entlang, grade fort, bis ihr an die Gräberstraße kommt, und so in das Thor hinein. 'S ist heiß heute; — Glück auf den Weg! — Bei diesen Worten hatte er sich schon wieder unter seiner Staude ausgestreckt und summte mit einem pfiffigen Seitenblick auf die Beiden:

Gradaus muß man sein, o Freund,
Nicht auf krummen Wegen gehn!

Der Bildhauer lachte. Indem er seinen mißvergnügten Gefährten mit sich fortzog und dem Alten einen dankenden Handgruß zurückwarf, fiel er in dessen schläfrige Weise ein und sang sie in die heiße Luft hinaus.

Sie gingen so eine Weile miteinander über die Weide hin und waren ihrem Wegweiser schon aus den Augen gekommen, als Ariston stehen blieb und dem seufzenden Furius heiter ins Gesicht sah. Munter, munter, mein Freund! fing er an, die ewig wiederkehrende Melodie abbrechend. Noch eine Viertelstunde, und wir treten das Lavapflaster von Pompeji und sehen zu den hübschen Mädchen auf den Balconen hinauf. Du schwitzest wie ein Kessel, Unglücklicher, und ich weiß, deine edle Seele verwünscht mich, daß ich dich zu dieser heißen Fußwanderung verführt habe; aber die Belohnung, Furius, heute Abend! Wenn wir durch das Städtchen ziehen und uns die Abenteuer wie Fledermäuse um die Köpfe fliegen! Und dann in so einer ungeleckten kleinen Schenke zu sitzen und unsern aufgespeicherten Durst langsam zu vertilgen,

Dann richtete er sich ein wenig in die Höhe, sah den Fremden mit einem drollig unverschämten Blick des Vorwurfs an und fragte zurück: Wie kommst du hierher, wenn du nach Pompeji willst, he? Aus welchem Erdloch bist du herausgekrochen?

Ein alter Esel das! murmelte Furius, der mittlerweile auch herangekommen war, und sah verächtlich auf den Hirten herunter. Indessen der Bildhauer lachte, und indem er dem Alten gemüthlich auf die Schulter klopfte, antwortete er: Du bist ein allerliebster Kerl; willst du jetzt auf der Stelle die Güte haben, uns den Weg zu weisen? Wir kommen von Herculanum her, sind aber unten am Vesuv herumgestiegen und haben uns auf die allernatürlichste Weise von der Welt verirrt. Und jetzt steh auf, Alter, und weise uns zurecht, oder deine ganze Heerde soll irgend ein Waldteufel holen.

Der alte Ziegenhirt erhob sich lächelnd, strich sich über den verwilderten Bart und fuhr dann mit derselben Hand, den Zeigefinger vorweg, in die Luft hinaus. Da! sagte er und zeigte auf die Thürme, die über den Mauern der nahen Stadt, in der Abendsonne glühend, aufstiegen. Nach Pompeji habt Ihr nimmer weit. Verirrt; ja ja! So feine Herrn — er sah dabei den eleganten, duftenden Furius an, der trotz der Hitze sein amethystfarbiges Schultermäntelchen nicht abgeworfen hatte — so feine Herrn sollten wohl fein im Wagen auf der Landstraße kutschiren, statt hier zwischen den Brombeeren herumzusteigen. Mit der zerzausten Kniebinde da ist kein Staat

mehr zu machen! Jetzt geht der Weg hier am Zaun entlang, grade fort, bis ihr an die Gräberstraße kommt, und so in das Thor hinein. 'S ist heiß heute; — Glück auf den Weg! — Bei diesen Worten hatte er sich schon wieder unter seiner Staude ausgestreckt und summte mit einem pfiffigen Seitenblick auf die Beiden:

Gradaus muß man sein, o Freund,
Nicht auf krummen Wegen gehn!

Der Bildhauer lachte. Indem er seinen mißvergnügten Gefährten mit sich fortzog und dem Alten einen dankenden Handgruß zurückwarf, fiel er in dessen schläfrige Weise ein und sang sie in die heiße Luft hinaus.

Sie gingen so eine Weile miteinander über die Weide hin und waren ihrem Wegweiser schon aus den Augen gekommen, als Ariston stehen blieb und dem seufzenden Furius heiter ins Gesicht sah. Munter, munter, mein Freund! fing er an, die ewig wiederkehrende Melodie abbrechend. Noch eine Viertelstunde, und wir treten das Lavapflaster von Pompeji und sehen zu den hübschen Mädchen auf den Balconen hinauf. Du schwitzest wie ein Kessel, Unglücklicher, und ich weiß, deine edle Seele verwünscht mich, daß ich dich zu dieser heißen Fußwanderung verführt habe; aber die Belohnung, Furius, heute Abend! Wenn wir durch das Städtchen ziehen und uns die Abenteuer wie Fledermäuse um die Köpfe fliegen! Und dann in so einer ungeleckten kleinen Schenke zu sitzen und unsern aufgespeicherten Durst langsam zu vertilgen,

— in dem jungen Wein, Furius, den sie hier auf der alten Lava wachsen lassen.

Der verstimmte Römer verzog geringschätzig den Mund und wischte sich dabei unablässig den Schweiß von der hohen kahlen Stirn. Landwein, Landwein, Ariston! seufzte er. Ich wollte, wir wären in Herculanum geblieben, oder nach Bajä zurückgekehrt! Ich will Ziegenhirte werden, wenn ich begreife, was dich in diese kleinen Städte zieht, oder was für Abenteuer du in Pomp — — wie heißt der Ort —

Pompeji.

— In Pompeji erwartest! Wenn wir jetzt in Bajä an Sempronia's Villa landen könnten, so hätten wir wenigstens eine Unterhaltung, die unserer würdig ist. Sempronia würde uns Falerner kühlen lassen, ich würde dich eifersüchtig machen, der dicke Rufus würde über dich lachen, und die kleine Neära dich durch ihren plastischen Schleiertanz trösten. Aber in diesem Krämernest, diesem banausischen Pomp — —

Pompeji! half der Bildhauer wieder nach und sah mit der heitersten Ironie über den Andern hin. Ihr vornehmen, reichen, eleganten Hauptstädter seid doch ein unglückseliges Geschlecht! Wenn ihr da seid, wo ihr hingehört, so langweilt ihr euch; und wenn ihr einmal der Abwechselung wegen auswandert, so findet ihr, daß ihr da nicht seid, wo ihr hingehört. Dagegen so ein plebejischer, schlichter Bildhauer wie ich, dem erst wohl wird, wenn er einmal in die kleine Welt zurücksinken kann, wo

die Menschen noch jung sind! — Was sollen wir in Bajä? Da ist Alles wie in Rom; in dem ganzen vergoldeten Bajä nicht so viel Neues für mich, daß ich eine Seite damit beschreiben könnte. Hätte ich dort nicht zu arbeiten, ich ginge nie wieder hin. Da steht eine Villa neben der andern, wohnt eine Million neben der andern; — mir wird in Bajä zu Muth wie dem König Midas, dem sich Alles in Gold verwandelte: Gold, Gold, und kein Brod! — Aber so eine behagliche Landstadt, in der keine gähnenden Senatoren und Midasse, keine toll gewordenen Sirenen und Messalinen an einander vorbeirollen; wo man noch mit einiger Andacht in die Tempel geht, noch über die veralteten Witze aus der Hauptstadt lachen kann, noch jede durchfahrende Postkutsche nach Neuigkeiten ausfragt —

Eine allerliebste Unterhaltung! fiel der Römer ein. Ein eigener Geschmack, das unterhaltend zu finden!

Der Bildhauer erröthete über sein ganzes lebhaftes, bewegliches Gesicht. Ich will dir sagen, warum ich das unterhaltend finde, und warum du keine Freude daran haben kannst! fuhr er etwas aufgeregter fort. Weil ihr Römer verwünscht langweilige, bartlose Kerle seid, die nach Horazens Vorschrift nichts bewundern; deren artigste Zerstreuung es ist, gelegentlich eine Vestalin zu verführen oder einen Kaiser umzubringen. Ich dagegen habe das Vergnügen, ein Grieche zu sein und auf griechische Weise das Leben an allen vier Enden zu genießen. Ich erachte es für das größte Laster, sich zu langweilen, und

wenn man es auch mit der feierlichsten Miene eines römischen Senators thut. Beim Donnerer, Furius, bleib doch stehn und laß deine Weltbeherrscher-Augen ein wenig herumgehn! Ist denn dies eine Gegend, um nach Bajä zu seufzen? Wenn du einmal dein Schweißtuch von den Augen nimmst und die Landschaft betrachtest, — faßt dich kein Neid auf diese trefflichen Pompejaner, die den Geschmack hatten, sich hier niederzulassen?

Er war auf der kleinen Anhöhe stehn geblieben, von der sie zur Gräberstraße von Pompeji hinabsteigen sollten, und ließ seine feurigen schwarzen Augen nach allen Richtungen kreisen. Zu seiner Linken rauchte der Vesuv, fast bis zu halber Höhe von weiß erglänzenden Landhäusern und Weilern erklettert. Vor ihm glühten die besonnten Mauern und Thürme des stattlichen Pompeji. Dahinter dämmerte Stabiä in der blauen Bucht, am Fuß des majestätischen Gebirgs, des in langen Linien zu Surrentum hinab und dann weiter ins Meer sank. Rechts, über die dunkelroth gesäumte tiefblaue Wasserfläche herüber, schien die Felseninsel Capreä langsam heran zu schwimmen, wie von dem sanften Abendwind getragen, der die zitternde Luft abzukühlen begann. Der Blick schweifte dann weiter nach Westen zu und löste sich in dem träumerischen Duft, in dem die fernen campanischen Inseln wie entkörpert schliefen. Das villenreiche Pausilypon tauchte gen Norden auf, die schimmernde Stadt Neapolis, die campanische Ebene und die samnitischen Berge. Darüber leuchtete das helle Gewölbe des Himmels, schein-

bar ins Gränzenlose zurückgedrängt und über dem blauen Meer wie ein lichter Schleier ausgebreitet.

Der Bildhauer war still geworden und ließ sein Auge auf den wechselnden Linien des Horizonts dahingleiten. Zeus, wie ist dies schön! sagte er endlich mit gedämpfter Stimme. Der halbe Mond da oben ist blaß vor Neid über diese unerhörte Lichtverschwendung. So friedlich dampft der Vesuv! Ist es wahr, Furius, daß er zu Augustus' Zeiten noch ein harmloser Weinberg war, der nichts von den feurigen Wuthausbrüchen wußte, durch die er sich jetzt einen Namen macht? — Man sagt, er werde bald noch bösartiger werden, und alle diese fröhlichen Städte hier seien dem verwilderten Gesellen zu nah auf den Leib gebaut. Was für eine Vorstellung, Furius, sich dieses Pompeji, dieses Stabiä plötzlich mit Lava zugedeckt oder mit Asche verschüttet zu denken! — Weg mit dem Gedanken. Es ist häßlich, sich diese empörende Vergänglichkeit vorzustellen. So könnte ja auch der wunderbare Narciß mit verschüttet werden, den wir gestern beim Bildgießer in Herculanum sahn, und der mir heute den ganzen Tag nicht aus den Augen will! Ich habe noch nie etwas gesehn, das weniger vergänglich sein sollte. Wie in dieser kleinen Erzfigur, nicht halblebensgroß, die ganze Süßigkeit des Menschenkörpers — — Diese Adonisglieder, und diese Kopfhaltung! Zeus, wie das gemacht ist! Und dergleichen macht man noch in unsern Tagen, und die Philosophen setzen uns auseinander, daß die Kunst verblüht sei!

Er streckte seine Hände in lebhaften Geberden aus und setzte eben zu einer feurigen Rede gegen die Philosophen an, als er wahrnahm, daß sein Begleiter nicht mehr auf ihn hörte, sondern ungeduldig voranging, um auf die Heerstraße hinabzusteigen. Der Grieche zuckte die Achseln und folgte ihm stumm. Er erinnerte sich, daß Furius auch gestern sich nicht sowohl über die künstlerische Schönheit des Narciß gefreut, als einige leichtfertige Späße daran geknüpft hatte, die nichts als den eleganten Wüstling verriethen. In sich versinkend ging er neben ihm her, an den Grabkapellen und Landhäusern vorbei, die in seltsamer Abwechselung neben der Straße aufstiegen. Er suchte sich jenes holdselige Meisterwerk noch einmal in seiner ganzen Linienführung vorzustellen, und dadurch angeregt, zeichnete er im Kopf eine andre, ähnliche, träumerisch zur Seite geneigte Gestalt, die ihm bald wie ein Adonis, bald wie ein Amor vorschwebte. So kamen sie am Wachthäuschen vorbei und durch das herculanische Thor in die erste Straße von Pompeji, ohne daß er es merkte. Erst das Schellengeläut der stampfenden Pferde, die halb angeschirrt vor dem Posthaus standen, und das Geschrei der Knaben, welche kühlende Getränke feilboten, weckte ihn aus seinen Gedanken auf. Er sah nun seinen Gefährten auf einmal lebendig geworden. Die klugen, kalten Augen gingen umher und spähten nach jeder weiblichen Gestalt. Ueberall standen die Thüren der Häuser offen, man sah durch die Vorhallen in die Höfe und die kleinen Gärten hinein.

An den marmornen Brunnen bildeten sich Gruppen plaudernder und lachender Mägde; hier und da erhob sich zwischen den niedrigen Häusern ein zweistöckiges mit einer hölzernen Altane, von der ein neugieriges Mädchenpaar auf die Fremden heruntersah. Indessen der verwöhnte Römer schien an allen diesen lebhaften Gesichtern kein großes Gefallen zu finden. Auf einmal aber blieb er stehn. Mit einem halblauten Ausruf faßte er Ariston am Arm und zeigte mit den Augen auf eine Gruppe, die seine Sinne erregte.

Sie waren eben unter einem hohen Bogen durch auf das Forum gelangt und standen neben einer vergoldeten Reiterstatue, an deren Fuß sich ein Vogelhändler mit seinen Käfigen niedergelassen hatte. Zwei junge Mädchen, beide von gleicher Größe, hielten einen der Käfige, in dem ein bunter ausländischer Vogel saß, betrachteten das zierliche Geschöpf mit den begehrlichsten Augen, und sahen dann einander verlegen an, wie wenn ihnen der geforderte Preis doch zu hoch sei. Die Eine, an Augen, Haar und Gesichtsfarbe dunkler als die Andre, trug über ihrem blaßgelben Kleide einen ärmellosen Ueberwurf, aus dem die reizendsten Arme hervorwuchsen, und ein Häubchen mit Goldnetz auf dem gescheitelten Haar. Ihr lebhafter, vogelartiger Blick, ihre vollen Lippen schienen nichts als Schalkhaftigkeit und Mädchenübermuth auszuplaudern. Die Andre, gehaltener und stiller, trug einen hellen Schleier, der ihr anmuthig über die braunen Locken fiel und auch eine der

Schultern bedeckte; ihre Arme staken zur Hälfte in den kurzen Aermeln eines Jäckchens, das schlicht bis über die Hüften niederfiel und die liebliche Gestalt verhüllte. Lala! sagte sie zu der Ersten, die eben den kopfschüttelnden Händler durch einen bittenden Blick zu bereden suchte, — was hilfts? So müssen wir verzichten, wenn er's um den Preis nicht geben will. Es liegt uns auch nicht so viel daran; nicht wahr, Lala? — Sie suchte das recht gleichmüthig zu sagen, aber ihre sanfte Stimme verrieth doch, wie ungern sie auf den kleinen goldbrüstigen Vogel verzichtete.

Ein Narr bist du, alter Thallus, fiel die Andre ein, indem sie dem Händler aufgebracht ins Gesicht sah: für das kleine Thier da, das nicht einmal „Guten Tag" sagen kann, so ein entsetzliches Geld zu fordern! Komm, Erinna, laß uns nach Hause gehn. Mag er sich den Vogel zum Nachtessen braten und mit den Federn sich sein Kopfkissen ausstopfen.

Furius hatte seinen Arm in den des Bildhauers gelegt, hörte dieser Unterhaltung lächelnd zu und flüsterte: Was für eine reizende, schmachtende Knospe diese Erinna ist! — Ariston, der vielmehr die Andre ins Auge gefaßt hatte und sie noch reizender zu finden schien, machte sich, ohne etwas zu erwidern, los und ging auf den Vogelhändler zu, indem er fragte: Was forderst du für diesen Vogel da, Freund? — Die Mädchen hatten den Käfig schon wieder niedergesetzt; bei dieser Frage aber blieben sie neugierig stehn. Der Händler nannte einen

unmäßigen Preis. Hier hast du dein Geld, fuhr der Grieche fort; der Goldbrüstling ist mein! Oder vielmehr nicht mehr mein, verbesserte er sich, indem er sich auf einmal zur Lala wandte, die ihn verwundert ansah. Verzeih' mir meine Zudringlichkeit, schöne Lala, sagte er scherzend, aber ich darf nicht zugeben, daß du heute Nacht vor Kummer böse Träume hast, oder daß dieser unglückliche Vogel vor Sehnsucht nach dir sein junges Leben verliert! Ich bitte dich, nimm ihn und gieb ihm seine Ruhe zurück. Es ist besser, als wenn der alte Thallus ihn zum Abendbrod verzehrt und seine schönen Schwanzfedern ihm das Kopfkissen stopfen.

Das Mädchen war bei dieser Anrede ein wenig erröthet, schlug die Augen hastig auf und nieder, und faßte sich endlich zu einem reizenden Lächeln. Du bist sehr liebenswürdig, erwiderte sie; du meinst es gut mit dem Vogel. Ich danke dir für deinen guten Willen; aber ich kann ihn nicht annehmen.

Warum nicht, wenn mein Wille gut ist? Oder ist der Vogel dadurch werthloser geworden, daß ich ihn dir anbiete?

Das nicht! erwiderte sie und überflog dabei unwillkürlich seine feine Gestalt. Aber hier in Pompeji — — Sie unterbrach sich, durch seine studirenden Künstleraugen etwas in Verwirrung gesetzt, und drehte sich zu ihrer Freundin zurück. Nun sah sie, wie Erinna, der inzwischen Furius sich genähert hatte, über dessen halb geflüsterte Worte erröthete und hastig zurücktrat. Lala!

sagte sie mit aufgeregter Stimme. Das Mädchen verstand diesen Ton, trat selbst zurück und sah die beiden Fremden auf einmal mißtrauisch an. Ich danke dir für deinen guten Willen, wiederholte sie kalt. Ich kann den Vogel nicht annehmen; bemühe dich nicht weiter.

So muß ich ihn fliegen lassen! erwiderte Ariston, öffnete den Käfig, griff hinein und holte den Gefangenen heraus. Er hielt ihn gegen die Luft, wie wenn er die geschlossenen Finger lösen wollte, und bat zugleich das Mädchen durch einen Blick, nicht so thöricht zu sein. Aber Lala, die Erinna's Hand genommen hatte, schüttelte heftig den Kopf. Thu was du willst, sagte sie; ich nehme ihn nicht!

Der Grieche, ärgerlich, that die Hand auf, und nachdem der Vogel sich noch einen Augenblick unsicher geduckt hatte, spannte er seine Flügel und flog über den vergoldeten Reiter weg und in den Abend hinein. Der ist dahin! murmelte Ariston verstimmt und sah ihm nach. Als seine Augen zurückkehrten, bemerkte er erst, daß die Mädchen inzwischen die Flucht ergriffen hatten. Sie verschwanden eben in der Säulenhalle, die am Forum hinlief, und Erinna's flatternder Schleier leuchtete noch herüber.

Du, du hast sie verscheucht! sagte er aufgeregt zu Furius, der ihnen gleichfalls nachstarrte; — ein zarter Römer! — Furius biß sich auf die schmale Lippe und schwieg.

Ich muß dieses Mädchen wiedersehn, setzte Ariston

hinzu und ließ den Käfig fallen. Er trat hastig in die Säulenhalle, erspähte noch den Schleier und Lala's Goldnetz, das gleich darauf hinter einer Ecke verschwand, und eilte ihnen nach. Der Römer folgte. Als sie um eben diese Ecke bogen, sahen sie die beiden Flüchtlinge vor einem der einstöckigen Häuser stehen bleiben und in die offene Thür treten, ohne sich umzusehn. Das Haus war eins der gewöhnlichen, weder groß noch klein, neben dem Eingang ein Verkaufsladen, wie fast in jedem dieser Häuser die ganze Straße hinab. Gleich nachdem die Mädchen verschwunden waren, trat der Thürsteher in seinem rothen Dienstkleid und mit dem Stock in der Hand auf die Schwelle, sah die Straße hinauf und hinunter, betrachtete die beiden Fremden argwöhnisch und blieb, an den Thürpfosten gelehnt, wie ein Erzbild stehn.

Es ist vorbei, sagte Ariston mißmuthig und stand gleichfalls still. Das Abenteuer nahm einen so hübschen Anfang! Jetzt ist nichts zu machen; dieser rothe Cerberus da hat zwar nur Einen Kopf, aber zwei paphlagonische Arme; er könnte einen vortrefflichen Sänftenträger abgeben. Und die Lala ist ein so allerliebstes Geschöpf! Sie hatte auch einen feinen griechischen Accent, sie wie die Andre; und dazu ihre Namen: ich wette, daß sie beide meine Landsleute sind. Wer hätte gedacht, setzte er mit einem etwas boshaften Seitenblick auf Furius hinzu, daß wir in dieser römischen Stadt so ein Paar griechische Perlen finden würden!

Ihr Griechen seid ein unverbesserlich eitles Volk, erwiderte der Römer und rückte die verschobene goldene Agraffe seines Ueberwurfs auf der Achsel zurecht. Komm, laß uns gehn. Es wird dir ja nicht an andern Gelegenheiten fehlen, dich unwiderstehlich zu zeigen.

Damit wandte er sich, um weiterzugehn, und da ihm eben ein hochbepackter Lastwagen entgegenkam, trat er auf den schmalen Bürgersteig, wo sich die Fußgänger mühsam an einander vorbeidrängten. Die Straße schien die lebhafteste in ganz Pompeji zu sein. Ausrufer aller Art schrieen mit unermüdlichen Kehlen. Die Werkstätten und Läden begannen sich eben zu schließen, Alles schlenderte auf die Straße hinaus. Besonders aber drängte man sich vor einem Hause, aus dem ein verführerischer Duft von frischem Gebäck hervordrang. Dort stand hinter seinem marmornen Ladentisch ein Mann mit hängendem Kinn und schweißtropfender Stirn, eine weiße Schürze vorgebunden, und theilte unter beständigem Sprechen, Nicken, Rufen und Singen sein duftendes Backwerk aus, während hinter ihm ein Knabe mit Gläsern und Flaschen und am Ofen hantierte und beständig umhersprang. Der süße Geruch war so anlockend, daß auch Ariston stehen blieb und auf einmal seinen Wanderhunger erwachen fühlte. Doch Furius zog ihn lebhaft am Arme fort und flüsterte ihm mit unterdrücktem Lachen zu, er möge sich ganz verstohlen nach dem Thürsteher umdrehn. Ariston wandte den Kopf und sah, daß der wackre Mann, von demselben Geruch verführt, mit

plötzlich lebhaftem Ausdruck in seinem dummen Gesicht, einen Becher in der Hand auf die Schenke zu schritt; dann wieder nachdenklich stehen blieb, nach seiner Thür und die Straße hinunter sah, und endlich, da er die Fremden nicht sogleich bemerkte, die Nase im Wind rüstig vorwärts ging.

Der Gute macht uns Platz! flüsterte Furius. Er sieht nicht so aus, als wenn er unter einer Viertelstunde von diesem Ladentisch loskäme! Hast du noch Lust, Ariston, etwas zu wagen?

Der Bildhauer nickte ihm zu und ging in seiner hastigen Art voran. Ein Vorwand findet sich, murmelte er; den Hals wird es nicht kosten. Laß uns sehn, wie es ausgeht! — Sie standen schon auf der Schwelle, die der Thürsteher verlassen hatte, und blickten noch einmal nach ihm zurück. Er war vollkommen ungefährlich geworden, hatte sich neben dem Schenkwirth aufgepflanzt und schien sich ganz in den Doppelgenuß von Wein und Oelgebacknem zu versenken. Das Haus war völlig unbewacht, denn statt eines lebendigen Hundes an der Kette empfing sie nur ein nachgebildeter in Mosaik, der sie anbellte, ohne sie einzuschüchtern. Ariston durchschritt die schmale Flur, ging durch die große, leere Halle, in der auf dem Hausaltar ein Paar Scheite glimmten, und da ihm noch immer Niemand entgegenkam, glitt er durch einen dämmerigen Gang auf den Hof hinaus.

Ein ganz unerwarteter Anblick brachte ihn hier zum Stehen. Im Hintergrunde dieses kleinen, gartenähnli-

chen Hofs, vor einer bunt mosaicirten Brunnennische, in der ein marmorner Silen die Brunnenöffnung wie einen Schlauch unter dem Arme hielt, saß die lieblichste Gruppe, die er je gesehen zu haben meinte. Erinna und Lala, in demselben Anzug wie vorhin, aus der goldigen Dämmerung hervorleuchtend, die der letzte Tagesschein verbreitete, hatten einen Jüngling in ihrer Mitte, einen Menschen von ganz unglaublicher Schönheit. Er saß auf einer niedrigen Gartenbank, ein wenig in sich versunken, den Kopf zur Seite geneigt, die Füße, in hohen Sandalen, übereinandergelegt. Sein helles Obergewand hatte er abgeworfen, und nur eine schlichte Tunica, durch einen Gürtel zusammengefaßt, bedeckte ihn bis zu den Knieen, doch ohne das wunderbare, weiche Ebenmaß seiner Gestalt zu verhüllen. Die nur halb bekleideten Arme, die Kniee, der sanft geneigte Hals erschienen Ariston wie das Werk eines Meißels, der die letzten Härten und Ecken der Natur durch die zarteste Berechnung überwunden. Der Kopf, von braunen, welligen Locken bekränzt, hatte ganz das griechische Profil; die steile, charaktervoll geschnittene Nase, die kurze Oberlippe, und ein unendlich schön gerundetes Kinn. Ariston trat unwillkürlich auf die Seite, um zu sehen, ohne gesehn zu werden. Indem er seinen Begleiter geräuschlos mit sich fort zog, wich er hinter den Teppich zurück, der ein angrenzendes Gemach vom Hofraum trennte, und betrachtete von dort die Gruppe, die ihn nicht bemerkte.

Mir ist, als wenn du zum Abschied etwas liebens-

würdiger sein könntest, Myrtilos! sagte Lala, indem sie den Jüngling muthwillig auf die Schulter klopfte. Sitzt er nicht da, Erinna, als hätte er uns alle von Herzen satt und könnte die Stunde nicht erwarten, wo er zum Thor hinaus ist? O Isis und Serapis! sollte man's wohl glauben, wenn man Euch nebeneinander sitzen sieht, daß der Mensch da eine Braut hat, die er morgen verlassen will?

O Lala! fiel Erinna ein und erblaßte und erröthete. Was sprichst du nur! — Sie sah vor sich nieder, doch nicht ohne einen kurzen Seitenblick auf den Jüngling zu werfen, der mit einem unklaren Lächeln in die Luft hinaus starrte. Lala beobachtete die Beiden eine Weile. Dann stand sie auf und strich sich das Haar unter ihr Häubchen zurück, als dächte sie an nichts.

Wirst du aus Rom zuweilen schreiben, Myrtilos? fing sie wieder an.

Ich denke, das versteht sich ohne Frage! erwiderte der Jüngling etwas unwillig und verzog die Lippen. Warum fragst du das?

Soll ich dir etwas sagen, Myrtilos? fuhr Lala fort und sah ihm plötzlich ins Gesicht. Etwas, was ich dir schon lange sagen wollte?

Wenn es dir Vergnügen macht, antwortete er kühl.

Ich glaube nicht, daß es mir Vergnügen macht; aber es prickelt mich, es dir zum Abschied zu sagen. Daß du ein eitler, unausstehlicher Mensch geworden bist, seit dich die Bildhauer und Maler so schön finden; daß es für dich ein Unglück ist, ein Adonis zu sein! Lächle

nur; dieses sauersüße Lächeln, Myrtilos, steht dir durchaus nicht schön. Ja, dein Unglück war's, daß damals vor zwei Jahren, als wir das kleine Erdbeben hatten, der vornehme Bildhauer aus Rom dich entdeckte und in seine Werkstatt nahm, um den Narciß nach dir zu machen, den sie so bewundern. Dein Unglück — —

Rührt sich da vorn etwas? unterbrach sie sich selbst und horchte. Ariston, von dieser plötzlichen Entdeckung überrascht, hatte sich lebhaft hinter seinem Teppich bewegt. Unser Narciß aus Herculanum! flüsterte er seinem Gefährten zu. Und das nicht zu errathen! — Doch er sah, daß das Mädchen auf ihn aufmerksam ward, und stand wieder still, wie wenn er sich selbst auf diesen Platz hingemeißelt hätte.

Lala! sagte Erinna, indem sie aufstand und einen gequälten Blick zu ihr hinüberwarf. Indessen das Mädchen that, als wenn sie den Blick nicht verstehe, und fuhr fort: Darf ich dir sagen, Myrtilos, was seitdem aus dir geworden ist? Ein Narciß ist aus dir geworden; der Bildhauer — wie heißt er doch noch — hat zwei auf einmal gemacht. Seitdem liebst du Niemand mehr auf der Welt, als dich! Du hast kein anderes Vergnügen mehr, als dich schön zu finden und deine Schönheit zu zeigen. Es ist dir gleich, ob noch ein Herz dich lieb hat, wenn nur alle Augen dich bewundern. Nicht wahr, das wagt dir sonst Niemand in Pompeji zu sagen; aber ich, als Nachbarskind, nehm' es mir heraus, und erlaube mir, deinem Zorn zu trotzen.

Bist du zu Ende? fragte Myrtilos, als sie einen Augenblick schwieg, und warf ihr aus den schönen Augen einen Blick zu, der ihr seine ganze vornehme Verachtung zeigen sollte.

Ich glaube nicht, daß ich schon zu Ende bin, fuhr Lala ganz unbekümmert fort. Ich wollte dir noch sagen, daß es dir am Ende auch ebenso ergehen könnte, wie es Narciß erging; du bist ja belesen, du wirst dich ja wohl seines Schicksals erinnern.

Lala! wiederholte Erinna und bat das Mädchen mit einem neuen Blick, ein Ende zu machen. Laß mich nur! sagte Lala muthwillig, indem sie ihre zierliche Gestalt auf die Zehen stellte. Ich will nichts, als ihm zum Abschied das Lied vom Narciß in die Ohren singen, daß es ihm noch in Rom darin nachklingen soll! — Und damit hob sie die Cither auf, die hinter ihr am Fuß einer Herme lag, griff einige Töne und sang dann mit lauter Stimme, nach einer lebhaften Melodie:

Er stand am Bache,
Stand und träumte,
Sah erschrocken
Sein Angesicht.

Heil'ger Zeus, olympischer Göttervater!
Goldne Sonne, leuchtende Himmelswolken,
Seht, wie schön da drunten im Bach der Knabe,
Wie er heraufblickt!

Schönster Knabe — —

Eine noch lautere Stimme unterbrach sie, über die Mauer des Nachbargartens herüber. Lala! Lala! rief es ein über das andere Mal. Das Mädchen warf die Cither wieder hin, daß die Saiten klirrten, zuckte die Achseln, und rief etwas ärgerlich zurück: Ich komme, Mutter, ich komme! — Ich soll dieses schöne Lied nicht zu Ende singen, sagte sie dann mit komischer Betrübniß. Das Ende wäre gewesen, daß der eitle, närrische Narciß sich aus Sehnsucht nach sich selber verzehrte; und zuletzt haben ihn die Götter aus Mitleid in eine unbedeutende, duftlose Blume verwandelt. Nun so leb denn wohl, Myrtilos! Reise glücklich, und verzeih' mir aus Großmuth, was ich aus Uebermuth gesagt habe! Ein wunderschönes Menschenkind bist du doch; — und sie hielt ihm ihre kleine Hand zum Abschied hin und sah ihm muthwillig bewundernd in die Augen. Der Jüngling gab ihr zögernd und kühl die Hand. Du kannst mich nicht leiden, ich weiß es, sagte sie lächelnd; und wenn ich dir wie früher einen Abschiedskuß anbieten würde, so würde ich dir kein Vergnügen damit machen; aber um dich zu ärgern, schöner Narciß! — da ist einer zum Angedenken! — Indem sie das sagte, beugte sie sich zu dem sitzenden Myrtilos herab und küßte ihn auf die Wange. Leb wohl! wiederholte sie und lief lachend davon. In ein Paar Sprüngen hatte sie das kleine Pförtchen rechts in der Mauer erreicht, riß es auf und verschwand, und noch über die Mauer herüber hörte man ihr helltönendes Lachen.

O, sie ist reizend! seufzte Ariston vor sich hin, unwirrsch über ihr Verschwinden und über den Kuß, den sie an eine so unempfindliche Wange verschwendet hatte. Myrtilos saß in derselben Ruhe wie zuvor, nur ein träumerisches Lächeln ging über seine Lippen. Dann versank er wieder in sich selbst und schien nicht zu bemerken, daß Erinna ihn traurig betrachtete, einige verlorene Schritte hin und wieder ging, und endlich, mit sehr blassem Gesicht, vor ihm stehen blieb.

Bist du böse auf Lala, Myrtilos? fragte sie mit ihrer sanften Stimme.

Ich weiß ja längst, wie sie ist! antwortete er, ohne aufzusehn. Weil wir uns von klein auf kennen, sagt sie Alles heraus, was ihr durch den Sinn fährt. Mag sie um meinetwillen reden, was sie will.

Du wirst nicht glauben, daß ich sie dazu angestiftet habe? Oder — fuhr sie mit etwas unsicheren Lippen fort — oder, Myrtilos, glaubst du mir auch nicht mehr?

Wozu die Frage, Erinna? — Er sah sie an und suchte in seinen Blick einige Wärme zu legen. Erinna schlug ihre Augen nieder. Es war so eine von den Fragen, erwiderte sie halblaut, wie sie einem beim Abschied einfallen. Aber ich will dich jetzt in deinen Gedanken nicht stören. Du wirst noch so Manches zu bedenken haben. Zur Last, weißt du, möchte ich dir nicht sein! Ich will der Mutter den Wein und die Früchte einpacken helfen, die sie dir für deinen Oheim mitgeben

will. Einen Theil leg' ich für dich zurück, Myrtilos, für die lange Reise im heißen Wagen; da wirst du sie brauchen können.

Du bist sehr freundlich, Erinna, ich danke dir! erwiderte er mit gepreßter Stimme. Das Mädchen blieb noch eine Weile stehn, den Blick auf den Boden geheftet, als erwarte sie noch etwas von ihm. Doch Myrtilos schwieg. Endlich raffte sie sich auf, wie aus einer Träumerei erwachend, und schwebte auf ihren blaßrothen Schuhen über den Hof hinweg, ins Haus hinein. Sie kam an den Lauschern vorbei, die sich hinter ihrem Teppich verborgen hielten. Das Mädchen bemerkte nichts und verschwand vorne in der Halle.

Wir sollten ihr nachgehn! flüsterte Furius, der diesem ganzen Auftritt ohne innere Theilnahme, nur mit Augen für Erinna's zierliche Gestalt zugeschaut hatte. Laß uns sie anreden, Ariston!

Der Bildhauer, mit einem unwilligen Kopfschütteln, hielt den leichtfertigen Römer an der Toga fest und beugte sich wieder vor, um noch einmal den schönen Myrtilos zu betrachten. Das belauschte Gespräch hatte ihn lebhaft bewegt, und mit verdoppeltem Interesse ließ er sein Auge auf diesem wundersamen Menschenbilde ruhn. Der Jüngling sah dem verschwundenen Mädchen nach, seufzte leise, und schien eine Weile einen traurigen Gedanken zu verfolgen. Ein anziehend elegischer Ausdruck glitt über sein Gesicht. Dann stand er auf, betrachtete seine Hände, streckte die feinen Finger nach-

lässig aus. Der Tag war mittlerweile vollends verdämmert, aber der volle Mond leuchtete aus der blauen Höhe nieder und spielte auf Myrtilos' Locken. Die feierliche, gebrochene Helle, die warme Nacht schienen ihn vollends in Träumerei zu versenken. Er trat an den Fischbehälter, der in die Mitte des Hofes eingesenkt und fast bis an den Rand mit Wasser gefüllt war, und beugte den schönen Kopf ein wenig vor, um sich in der regungslosen Fluth zu spiegeln. Lala's unterbrochenes Lied mochte ihm im Sinne liegen; wie durch seinen eigenen Anblick überrascht lächelte er seinem Ebenbilde zu. Auf einmal streifte er die Tunica von sich ab, ließ sie sammt dem Gürtel auf die Erde fallen und stand nun in seiner ganzen leuchtenden Nacktheit da. Es war dieselbe Stellung, in der jene Erzfigur ihn festgehalten hatte. Den Kopf zur Seite geneigt, den rechten Vorderarm halb erhoben und den Zeigefinger gedankenlos ausgestreckt, die andre Hand mit anmuthiger Nachlässigkeit an die Hüfte gelegt, blickte er auf sein Spiegelbild hinunter. Der Mond glitt an seinen Gliedern sanft hinab und schien mit ihrer Schönheit zu kosen. Eine jünglingshaftere Gestalt konnte man nicht sehn. Jede männliche Rauhheit und Härte war ausgeglichen, und doch der weichen Form nichts Weibliches beigemengt. Die höchste Spannkraft lag, wie im Schlaf, in die ruhige Anmuth dieser Glieder eingehüllt, als werde sie bei der ersten Bewegung erwachen. Die zarte Haut schimmerte in marmorner Reinheit, und bei dem Mondlicht glaubte der ganz be-

zauberte Ariston den Endymion zu sehn, den Luna mit ihren goldenen Armen zu umschlingen strebt.

Eine Weile gab sich Myrtilos diesem gefährlichen Selbstgenuß schweigend hin; endlich seufzte er auf, als wäre er wirklich Narciß, der sich in selbst verliebt, und als schmerze ihn die Unmöglichkeit, das Spiegelbild da unten zu besitzen. Ein sichtbarer Schauder lief über seine Glieder. Der Bildhauer sah diesen seltsamen Menschen mit wachsendem Staunen an. Es ließ ihm zuletzt keine Ruhe mehr, und er trat aus seinem Versteck hervor. Narciß! Narciß! sagte er laut.

Der erschreckte Jüngling fuhr zusammen. Seine erste Bewegung war nach der Tunica. Er hob sie vom Boden auf, fuhr hinein und stand nun den beiden Eindringlingen — denn auch Furius war hervorgetreten — in flammender Röthe gegenüber.

Verzeih' uns, bester Myrtilos! sagte Ariston mit einem feinen Lächeln, ehe der Ueberraschte noch zu Worte kam. Du siehst, wir dringen hier ungemeldet ein; wie es Leuten ergeht, die sich von ihrer Leidenschaft für das Schöne fortreißen lassen. Wenn ich dir sage, daß ich Ariston der Bildhauer bin, und daß ich in Herculanum dein Abbild in Erz gesehen habe, und daß ich es für das größte Meisterwerk unserer Tage halte, — so wirst du mir's nicht mißgönnen, denk' ich, das Urbild durch den liebenswürdigsten Zufall in seiner ganzen Herrlichkeit gesehen zu haben.

Ein kurzes Lächeln der Freude huschte über Myrtilos'

Gesicht, das dann sogleich wieder verschwand. Du bist sehr freundlich, erwiderte er mit ruhiger Miene. Es scheint, daß du mir schmeicheln willst! Ein so großer Meister wie Ariston — denn ich habe schon oft von dir gehört — wird viel Schöneres gesehen haben. Aber ihr seid mir willkommen. Ich will die Hausfrau rufen, nicht wahr, daß sie Euch gleichfalls willkommen heißt.

Nicht doch, nicht doch, erwiderte Ariston und faßte ihn freundlich am Arm; lassen wir die würdige Hausfrau, wo sie ist! Du wohnst hier nicht bei den Eltern?

Die Eltern sind todt, antwortete Myrtilos. Praxilla, der dieses Haus gehört, war die älteste Freundin meines Vaters; und als er vor einem Vierteljahre starb, nahm sie mich auf seinen Wunsch in ihr Haus, bis ich nach Rom zum Oheim gehen könnte. Und nun, da die Zeit gekommen ist —

Nun willst du fort? fragte der Bildhauer, wie wenn er von dem Gespräch von vorhin nichts gehört hätte.

Der Jüngling nickte. Ich sehne mich fort, setzte er hinzu. Hier ist mir Alles zu klein! Ich sehne mich in die Welt, — nach Rom, — nach Athen. Denn ich bin ein Grieche wie du, und glaube, daß Athen schöner ist als Rom. Aber für jetzt soll ich nach der Kaiserstadt, weil mein Oheim dort lebt und mich für seine Werkstatt als Gehülfen will.

Sprich nicht so geringschätzig von Rom! sagte Ariston lächelnd, indem er auf seinen vornehmen Begleiter wies.

Hier steht ein Mann, der Rom für den Nabel des Erdkreises hält und uns Griechen wie Mücken in der Sonne betrachtet! Aber in was für eine Werkstatt will man dich? Soll etwa auch ein Bildhauer aus dir werden?

Myrtilos schüttelte den Kopf. So einen Goldfaden hat die Parze mir nicht gesponnen, sagte er mit Anmuth. Ich habe nur lernen können, was mein Vater verstand: zierliche Gefäße formen, für die reichen Leute. Mich langweilt's, setzte er etwas zögernd hinzu. Ein eigentlicher Künstler möcht' ich sein, und mit Künstlern leben! Ich freue mich nur auf Rom, weil es nicht Pompeji ist, und weil ich vielleicht ein unerwartetes Glück finde.

Meinst du! sagte Ariston und sah ihn forschend an. Ist das Glück nicht überall, wo man eine Cisterne hat, um sich und seine Schönheit darin zu spiegeln?

Wie verstehst du das —? stammelte Narciß und erröthete wieder. Meinst du, weil ich vorhin — —

Ariston legte ihm die Hand auf die Schulter. Laß es gut sein! unterbrach er ihn und lächelte vor sich hin. Es war nur ein Scherz ohne Ziel. Doch soll ich dir einen Vorschlag machen, Myrtilos? Da dich eigentlich nicht deine Seele nach Rom zieht, sondern dein Oheim, — willst du es lieber eine Weile mit mir versuchen? Ich hause jetzt in Bajä, wo ich einige schöne Frauen in Stein zu verwandeln habe. In meinen Mußestunden müßtest du mir sitzen, um einen Adonis oder Endymion

aus dir machen zu lassen. Daneben könntest du versuchen, ob du dich mit meiner Kunst befreunden kannst. In Bajä findest du ein zweites Rom; alle Welt würde deine Schönheit bewundern, die reizendsten Frauen würden sich in dich verlieben, du könntest Abenteuer erleben, so viele du wolltest. Wie dünkt dich das, Myrtilos? — Er hielt die Augen auf den Jüngling geheftet, mit einem stummen Hintergedanken, den er durch nichts verrieth, und beobachtete die Wirkungen seiner Rede.

Nach Bajä! sagte Myrtilos, dem die Augen schimmerten, halb vor sich hin. Ich hab' es bisher nur von weitem, nur vom Vesuv aus gesehn. Du willst — Einen Adonis willst du aus mir machen?

Irgend etwas, das schön ist! erwiderte Ariston. Ich habe mich längst nach so einem Vorbild gesehnt. Ich möchte mit jenem Meister wetteifern, Myrtilos, der jetzt die Welt durch seinen Narciß bezaubert. Aber beim Zeus, du sollst mir nicht dienen wie ein gewöhnliches Modell! Wir werden als Freunde, als gute Gesellen mit einander leben, so lange du bei mir bleibst. Deine Aufgabe soll sein, mir durch deinen Anblick Feuer einzublasen, und meine, den Ruhm deiner Schönheit über den ganzen Erdkreis zu verbreiten.

Der Jüngling suchte zu lächeln; aber die heftige Freude sog dieses Lächeln auf und glühte in seinen Augen. Ich lasse dir bis morgen Zeit, dich zu entscheiden! setzte Ariston hinzu. Eh ich nach Bajä zurückkehre, gedenke ich noch Stabiä und Surrentum und die Tempel und

Rosen von Pästum zu besuchen. Willst du dabei unser Begleiter sein und morgen früh mit uns nach Stabiä aufbrechen, so machst du mir eine Freude, und Furius, dieser edle Römer, wird nichts dagegen einzuwenden haben. Von da nach Bajä zurück! Dort bleiben wir, so lange es uns gefällt. Nach Rom kommst du noch immer früh genug, und die Vasen und Dreifüße deines Oheims werden unterdessen nicht aussterben.

Myrtilos sann noch einen Augenblick vor sich hin. Sein erregtes Blut schimmerte durch die feine Haut und pulste lebhaft an seinem Halse. Ich brauche mich nicht bis morgen zu bedenken, sagte er endlich und reichte Ariston die Hand. Ich bin dein; ich gehe mit dir. Du bist so liebenswürdig, daß ich nicht Nein sagen kann, und es wird mich glücklich machen, wenn ich dir und der Kunst zu etwas diene.

Es gilt, beim Hermes! erwiderte der Bildhauer und hielt Myrtilos' Hand in der seinen fest. Und diese würdige Frau, die dort in die Thür getreten ist und, wie es scheint, schon eine Weile gehorcht hat, wird hoffentlich ihr Jawort nicht verweigern.

Die Hausfrau Praxilla, Erinna's Mutter, stand in dem Pförtchen, das von der Halle auf den Hof heraus führte, und sah etwas befremdet und beunruhigt über die Fremden hin. Sie hatte Myrtilos' letzte Rede gehört und wußte noch nicht, was sie davon denken sollte.

Praxilla! sagte der Jüngling verlegen und ging auf

sie zu. Doch ehe er ihr noch erklären konnte, was geschehen war, hatte sich auch Ariston schon der Alten genähert, die in ihrem schlichten Hauskleide, mit etwas verwirrtem Haar, aber angenehmen, matronenhaften Zügen, vor ihm stand und die ehrlichen Augen auf ihn geheftet hielt. Im nächsten Augenblick ergriff der muntere Grieche ihre Hand, drückte sie herzlich, und erzählte ihr, in welcher Absicht er den schönen Myrtilos zu entführen denke. Im Namen der neun Musen fordere ich deine Einwilligung, beste Praxilla! setzte er lebhaft hinzu. Ein Mensch wie dieser Adonis da ist sich der Kunst schuldig! Du wirst mir glauben, daß ich seine Dienste zu würdigen weiß, und sein Lohn soll ausreichen, ihn zwei Jahre lang zu ernähren. Mein Freund Furius weiß, daß ich nicht wegen Geiz verrufen bin, und daß Eine eitle Römerin mir so viel bezahlt, um drei schöne Griechen damit glücklich zu machen.

Die Alte sah Myrtilos eine Weile fast wehmüthig an und schwieg. Endlich sagte sie langsam: Ich habe nicht zu entscheiden; er ist sein eigener Herr. Er weiß, daß er gehen kann, wohin er will! Zieht es ihn mehr nach Bajä als nach Rom, so hat er ja schreiben gelernt und kann dem Oheim zu wissen thun, daß er nicht kommt. Achtzehn Jahr ist er alt, und die Leute sagen ja, er habe den Verstand von zwanzig; also mag er nur thun, was sein Verstand ihm eingiebt.

So mußt du nicht reden, vortrefflichste Praxilla, fiel ihr Ariston in's Wort. Du mußt die Sache nicht so

Rosen von Pästum zu besuchen. Willst du dabei unser Begleiter sein und morgen früh mit uns nach Stabiä aufbrechen, so machst du mir eine Freude, und Furius, dieser edle Römer, wird nichts dagegen einzuwenden haben. Von da nach Bajä zurück! Dort bleiben wir, so lange es uns gefällt. Nach Rom kommst du noch immer früh genug, und die Vasen und Dreifüße deines Oheims werden unterdessen nicht aussterben.

Myrtilos sann noch einen Augenblick vor sich hin. Sein erregtes Blut schimmerte durch die feine Haut und pulste lebhaft an seinem Halse. Ich brauche mich nicht bis morgen zu bedenken, sagte er endlich und reichte Ariston die Hand. Ich bin dein; ich gehe mit dir. Du bist so liebenswürdig, daß ich nicht Nein sagen kann, und es wird mich glücklich machen, wenn ich dir und der Kunst zu etwas diene.

Es gilt, beim Hermes! erwiderte der Bildhauer und hielt Myrtilos' Hand in der seinen fest. Und diese würdige Frau, die dort in die Thür getreten ist und, wie es scheint, schon eine Weile gehorcht hat, wird hoffentlich ihr Jawort nicht verweigern.

Die Hausfrau Praxilla, Erinna's Mutter, stand in dem Pförtchen, das von der Halle auf den Hof heraus führte, und sah etwas befremdet und beunruhigt über die Fremden hin. Sie hatte Myrtilos' letzte Rede gehört und wußte noch nicht, was sie davon denken sollte.

Praxilla! sagte der Jüngling verlegen und ging auf

sie zu. Doch ehe er ihr noch erklären konnte, was geschehen war, hatte sich auch Ariston schon der Alten genähert, die in ihrem schlichten Hauskleide, mit etwas verwirrtem Haar, aber angenehmen, matronenhaften Zügen, vor ihm stand und die ehrlichen Augen auf ihn geheftet hielt. Im nächsten Augenblick ergriff der muntere Grieche ihre Hand, drückte sie herzlich, und erzählte ihr, in welcher Absicht er den schönen Myrtilos zu entführen denke. Im Namen der neun Musen fordere ich deine Einwilligung, beste Praxilla! setzte er lebhaft hinzu. Ein Mensch wie dieser Adonis da ist sich der Kunst schuldig! Du wirst mir glauben, daß ich seine Dienste zu würdigen weiß, und sein Lohn soll ausreichen, ihn zwei Jahre lang zu ernähren. Mein Freund Furius weiß, daß ich nicht wegen Geiz verrufen bin, und daß Eine eitle Römerin mir so viel bezahlt, um drei schöne Griechen damit glücklich zu machen.

Die Alte sah Myrtilos eine Weile fast wehmüthig an und schwieg. Endlich sagte sie langsam: Ich habe nicht zu entscheiden; er ist sein eigener Herr. Er weiß, daß er gehen kann, wohin er will! Zieht es ihn mehr nach Bajä als nach Rom, so hat er ja schreiben gelernt und kann dem Oheim zu wissen thun, daß er nicht kommt. Achtzehn Jahr ist er alt, und die Leute sagen ja, er habe den Verstand von zwanzig; also mag er nur thun, was sein Verstand ihm eingiebt.

So mußt du nicht reden, vortrefflichste Praxilla, fiel ihr Ariston in's Wort. Du mußt die Sache nicht so

auf den Stachel spießen! Ich denke, wir alle, die wir hier stehen, sind einig, daß die Zustimmung einer so verständigen und liebenswürdigen Freundin durchaus nöthig ist, und im Nothfall würde ich die ganze Nacht auf diesem Fleck stehen bleiben, bis ich dir die Zustimmung abgewonnen hätte. Uebrigens lasse ich dir, wenn du erlaubst, einen andern Myrtilos statt dieses Entführten zurück. Du mußt mir gestatten, dir einen Abguß des Narciß aus Herculanum zu schicken und in diesem freundlichen Garten aufstellen zu lassen, damit alle Pompejaner ihren Landsmann in deinem Hause bewundern.

Praxilla verrieth durch einen aufleuchtenden Blick, den sie vergebens abzukühlen suchte, daß sie gegen diesen Angriff nicht gewaffnet war. Sie sah sofort auf die Stelle hin, wo die schöne Statuette stehen könnte, und schien in Gedanken eine der alten Hermen auf die Seite zu räumen. Ich werde dieses Anerbieten niemals annehmen! gab sie einstweilen zur Antwort. Ich wüßte nicht, womit ich so übertriebene Freundlichkeit von dir, einem Fremden, verdient hätte! Uebrigens hätten die Pompejaner keinen Landsmann in ihm zu bewundern; denn Myrtilos ist so wenig hier geboren, wie du und ich. Seine Eltern und mein verstorbener Mann — mög' er in Frieden ruhn — wanderten von Lesbos ein, als der Kaiser Nero gestorben war, das ist nun zehn Jahre her; sechs Jahre nach dem großen Erdbeben. Wir sind Griechen, Herr, — damit du uns nicht für

allzu geringe hältst; Griechen von Lesbos. Ich habe einen Sohn und eine Tochter, und dieser Myrtilos ist mir wie ein zweiter Sohn; das soll mir die Seele seines Vaters bezeugen. Doch er mag thun, was er will, er ist sein eigener Herr! Und wenn du meinst, daß es ihm gut ist — setzte sie zögernd hinzu — so mag er dich in aller Götter Namen begleiten.

Sie sagte dies in sehr besänftigtem Ton, und Ariston nahm von neuem ihre Hand. Ich wußte, daß du so liebenswürdig enden würdest! erwiderte er mit seiner schmeichelnden Stimme. Laß mich weiter nichts sagen als: ich danke dir! Was die kleine Statue des Narciß betrifft, so fürchte ich, daß sie trotz deiner Ablehnung eines Tages aus Herculanum eintreffen wird; dann wirst du nicht so unmenschlich sein, ihr eine Zuflucht in deinem Hause zu verweigern. Ich bitte dich, falle mir nicht ins Wort; überlassen wir es der Entscheidung der Götter. Ich habe deine Einwilligung und Myrtilos' Handschlag, und morgen früh klopf' ich an deine Thür, um meinen Reisegefährten abzuholen.

Er warf zugleich einen tröstenden Blick auf Furius, der wiederholt Zeichen seiner Ungeduld gegeben hatte, und trat in seiner behenden Art mit zwei Schritten an das Gangpförtchen zurück. Auf Wiedersehen, Narciß! rief er noch dem schönen Jüngling zu, der von Triumph leuchtend neben Praxilla stand.

Die Alte kam dem Bildhauer hurtig nach; es brachte sie außer Fassung, daß er sich so Hals über Kopf davon-

machen wollte. O Zeus! sagte sie; willst du nicht mit deinem Freund bei uns zu Nacht essen? Ich hätte ein Gerichtchen — —

Wir danken dir, unterbrach Ariston sie, indem er sanft einen Arm um ihren Leib legte: und wäre es eins von den Schweinen des Odysseus, wir müßten verzichten, — um ein schon gegebenes Wort zu halten! setzte er mit einem Schelmenblick auf Furius hinzu. Alles Weitere morgen, wenn der Hahn gekräht hat; — und damit fuhr er ihr streichelnd über die Hand und ging durch die Halle zur Thür hinaus.

Erst draußen auf der Straße blieb er stehn und sah dem langsamer folgenden Furius mit einem herzlichen Lächeln ins Gesicht. Nun, mein Freund? sagte er, hat meine Beredsamkeit dich glücklich vor dem Schicksal gerettet, mit diesen Plebejern zu Nacht essen zu müssen?

Der Römer warf sein Mäntelchen ärgerlich von der Schulter zurück und blickte nach der Thür, die sich inzwischen hinter ihnen geschlossen hatte. Ich glaube nicht, daß ich mich geweigert hätte, der reizenden Erinna gegenüber einen Huhnflügel zu verzehren! gab er etwas unwirsch zur Antwort.

Glaubst du —! entgegnete Ariston, indem er ihn nun ernst betrachtete. Ich dagegen dachte, daß es für diese braven Leute und für die reizende Erinna besser sei, ohne den eleganten Furius zu Nacht zu essen.

Nimmst du dich auf einmal der Tugend dieser braven Leute an? gab ihm Furius mit spöttischem Gesicht zu-

rück. Und doch willst du diesen eitlen Narciß vollends zum Narren machen?

Ich denke nicht; darüber hab' ich meine eigenen Gedanken! murmelte Ariston geheimnißvoll vor sich hin. Uebrigens, laß uns gehen, Furius; Schönheit macht nicht satt, und dein Sklave wird uns längst im Wirthshaus neben dem Theater erwarten. Dort also wohnt sie! setzte er mit einem kleinen Seufzer hinzu und blieb noch einmal vor dem nächsten Hause stehn. Lala! Die Niedliche! — So eine, Furius, wünschte ich mir zur Frau. Doch Amor und Hymen blasen nicht immer auf derselben Flöte, — und so laß uns gehn und einstweilen den Bacchus von Pompeji versuchen.

II.

Myrtilos saß in seiner Kammer neben der Halle, in die er nach dem Abschied der beiden Fremdlinge eingetreten war, gegen die Wand gelehnt und in unruhige Reisegedanken versunken. Eine thönerne Lampe brannte auf dem Tischchen neben seinem Bett, beleuchtete die gemalte Decke und die Arabesken an den Wänden, auf deren Farben er starrte. In der großen Halle hörte er Praxilla sich sehr geschäftig und geräuschvoll bewegen, um den Wein und die Früchte wieder auszupacken, die sie schon zur Mitreise nach Rom hergerichtet hatte. Sie sprach dabei nach ihrer Art halblaut vor sich hin; Erinna kam dazu, Myrtilos hörte sie fragen, was geschehen sei.

Er horchte, wie die Alte es erzählen, wie Erinna es aufnehmen werde. Ein banges Gefühl, gegen das er sich vergebens zu wehren suchte, zog ihm durch die Brust. Es entging ihm nicht, in welchem schmerzlichen Ton das Mädchen aufseufzte, als Praxilla ihr den plötzlichen Entschluß dieses Abends verkündigt hatte. Er hörte sie die letzten Worte der Mutter langsam wiederholen und sich dann leise entfernen. Myrtilos glaubte ihr blasses Gesicht zu sehn, und dachte an den Abschied, der ihm noch bevorstehe. Wie um sich gegen seine peinlichen Empfindungen zu verhärten, stand er auf, dehnte seine schwer athmende Brust, suchte zu vergessen, wo er war, und sich in die Freuden der nächsten Zukunft zu versenken.

Es gelang ihm nicht ganz; denn sein Auge ward von Erinna's Bildniß aufgefangen, das er in einer verliebten Stunde, in schlafloser Nacht, auf die Wand neben seinem Bett in die farbigen Arabesken hinein gezeichnet hatte. Der schwarze, kunstlose Umriß rief ihm den Abend vor jener Nacht zurück, — den Abend, an dem er dieses Haus in traurigen Gefühlen, als Verwaister betreten und Erinna den Gast in seine Kammer geleitet hatte. Er erinnerte sich, wie ihn ihr herzliches Mitgefühl, ihre Trauer um seinen Vater gerührt, wie ihre Liebe sich in plötzlichen Thränen verrathen, und wie er sie dann, in einer Mischung von Freude und Schmerz, in seine Arme geschlossen. Wie es ihn fortgerissen, ihr zu sagen, daß ihre Liebe ihn wieder glücklich mache; daß er sie zu seiner Braut erwähle, daß sie ihm alles Verlorene er=

setzen solle. Er erschrak, indem ihm dieses Wort wieder vor die Seele trat. Er fühlte, wie wenig die Götter es erfüllt hatten. Mit einer unwillkürlichen Bewegung legte er die Hand an seine Brust, wie um es deutlich zu empfinden, daß da drinnen keine Liebe schlug, daß sein Blut kühl und ohne Wallungen floß. Ein flüchtiges Mitleid mit Erinna regte es auf und beklemmte ihn; dann klang ihm wieder Ariston's Stimme im Ohr, er sah Bajä auf den blauen Wellen schwimmen, sah sich als Adonis von bewundernden Männern und schönen Frauen umgeben. Bilder voll Heiterkeit tauchten vor seinen Augen auf und nieder, und wie von sanften Händen gestreichelt überließ er sich den angenehmsten Gefühlen.

Der Vorhang zwischen seiner Kammer und der Halle ging nach einer Weile zurück; Erinna erschien auf der Schwelle. Sie hatte ihren Schleier abgelegt, so daß die braunen Locken sie ganz frei umflossen, und trug einen Krug mit Wasser in der Hand, den sie schweigend auf das Tischchen niedersetzte. Sie war bleich, doch schien sie vollkommen ruhig zu sein. Hier ist dein Trunk für die Nacht, Myrtilos, sagte sie endlich, da er gleichfalls schwieg; — für die letzte Nacht in unserm Hause. Mög' er dir gedeihn!

Myrtilos nickte ihr zu und nahm den Krug in die Hand, um gleichsam zum Dank einen Zug zu thun. Das Wasser ist frisch! sagte er dann mit etwas unsicherer Stimme. Nach einem so warmen Tage thut es

doppelt wohl! — Er stellte den Krug wieder hin, und da das Mädchen still in die Flamme sah, trat er zu ihr und legte einen Arm auf ihre Schulter. Erinna! liebst du mich noch? fragte er mit künstlich heiterer Miene.

Erinna fuhr bei der Berührung zusammen. Die Frage scheint mir überflüssig! erwiderte sie. Du willst mit dem Bildhauer nach Bajä gehen? fragte sie zurück.

Deine Mutter wird dir Alles erzählt haben, antwortete er.

Das Mädchen nickte vor sich hin, ohne ihn anzusehn. Erinnerst du dich noch, Myrtilos, fing sie nach einem kurzen Schweigen wieder an, wie du damals in dieses Kämmerlein einzogst, vor Sonnenuntergang? Heute — heute sind es achtzig Tage seit damals. Eine lange Zeit! — In achtzig Tagen kann sich Manches verändern.

Warum meinst du das? murmelte Myrtilos.

Ich meine nur, erwiderte sie. Mit einem halben Lächeln, das sogleich wieder verschwand, blickte sie ihn an und ließ ihre kleinen Finger auf dem Tische spielen. Weißt du, was ich glaube, Myrtilos? Daß Lala Recht hat; — daß du schon lange, lange ein anderer Mensch warst, — daß ich nur damals zu blinde Augen hatte, um es zu bemerken.

Erinna! sagte Myrtilos und richtete sich auf. Was hast du vor? Willst du mich auch beleidigen, wie mich Lala beleidigt hat? — Er runzelte die schöne Stirn und preßte die Lippen zusammen.

Ich bitte dich, willst du mir noch eine Liebe thun und mich ruhig anhören? erwiderte sie sanft. Myrtilos sah vor sich nieder und schwieg.

Ich will dir sagen, Myrtilos, fuhr sie scheinbar gelassen fort, wie Alles gekommen ist! Als du im vorigen Herbst aus Herculanum heimkehrtest und dein Vater Tage lang mit dir durch Pompeji zog, damit Jedermann dich sehen sollte, — und alle Reisenden erzählten, wie wunderbar herrlich der „Narciß" geworden sei und wie man deine Schönheit in Herculanum angestaunt habe, — da merkt' ich schon, Myrtilos, daß du nicht mehr so warst, wie ehedem. Du sahst uns alle an, ohne uns zu sehn; und Lala neckte dich schon im Stillen und sagte, du seist eine wandelnde Bildsäule geworden mit beweglichen Augen, die man bald hier, bald dort aufstellen könne. Ich bitte dich, Myrtilos, unterbrich mich nicht; — und indem sie das sprach, traten ihr plötzlich zwei Tropfen in die Augen und flossen an ihren sanften Wangen herab. Ich wollte dir nur sagen, — daß ich selber die Schuld trage! Denn damals wußte ich, wie wenn mir's Apollo offenbart hätte, daß du ein Anderer geworden warst, daß du Keinen von uns liebtest, auch Erinna nicht. Und ich weiß noch, wie es mich schmerzte das zu wissen! Aber im Stillen bildete ich mir doch wohl ein, es könne noch Alles sich ändern. Und es kam dann das Fest, das unglückselige Fest, wo sie dich den Narciß darstellen ließen und dich mit Rosen bekränzten; und du so schön warst, daß alles Volk vor Verwunderung zu

murmeln anfing — — Und wie dann dein Vater starb und du mit Thränen im Auge zu uns kamst, um es uns zu sagen, — und ich dich zum ersten Male weinen sah — —

Die traurige Stimme versagte ihr, und ihre innere Bewegung löste sich in einem Strom hervorbrechender Thränen. Sie blieb, ohne sich zu rühren, mitten im Zimmer stehn, aber ein zitterndes Schluchzen erschütterte ihre liebliche Gestalt und veränderte die schwermüthigen Züge. Myrtilos betrachtete sie fassungslos, wollte sich ihr nähern, blieb wieder unschlüssig stehn. Erinna, Erinna! sagte er endlich mit halber Stimme.

Ich bitte dich, sage mir nichts mehr, unterbrach sie ihn und trocknete sich das überströmte Gesicht. Es geschieht ja doch Alles, wie die Götter es wollen! Sie haben nicht gewollt, Myrtilos, daß du mich lieben solltest. Sie haben dich so schön gemacht, daß du nichts mehr lieben kannst, als dich allein; und wenn ich mir einbildete, mich, deine Erinna von früher, deine alte Gespielin, könntest du doch noch lieb haben, so war es nur, weil mich Eros so blind und einfältig gemacht hatte. O nein, Myrtilos, widersprich mir nicht; glaube mir, ich bin wieder sehend geworden! Ich weiß, daß du nur nach Bajä gehen willst, weil du in dich verliebt bist; weil sie da neue Myrtilosse nach dir machen und dich verewigen werden wie die Götter, — und weil es dir recht ist, wenn sie dich vergöttern. Und das — das kann ich nicht. So unbegehrlich bin ich nicht, Myrtilos!

Ich habe mir immer sagen lassen, daß Liebe und Gegenliebe Geschwister sind und ohne einander nicht gedeihen können; und ich will nicht eine Motte sein, die ins Licht hineinfliegt, weil es so schön ist; ich will mich an meinem Licht erwärmen, Myrtilos, aber nicht verbrennen.

Und wozu sagst du mir das alles? fragte Myrtilos und sah dem so beredt gewordenen Mädchen erstaunt ins Gesicht.

Weil ich — — weil ich dir noch etwas zu sagen habe, antwortete sie; zugleich traten ihr wieder Thränen in die großen Augen. Ich wollte dir noch sagen, Myrtilos, — daß ich Abschied von dir nehme! Ich bitte, höre mich an. Schon seit acht Tagen hab' ich mit mir gekämpft, ob ich nicht ein Ende machen sollte. Aber es denkt sich Manches leichter, als es sich spricht! Und wenn du nicht heute beschlossen hättest, mit dem Bildhauer zu gehn und dich wieder anbeten zu lassen — — Doch nun, Myrtilos, — nun bist du frei. Geh, wohin du willst! Für einen Narciß schickt es sich nicht, geliebt zu werden; und für mich schickt es sich nicht, einen Verlobten zu haben, der nicht an mich denkt. Laß uns also Abschied nehmen, Myrtilos! Es war ein rechter Irrthum, daß wir uns verlobten; aber er läßt — — ihre Stimme drohte einen Augenblick in plötzlichem Schluchzen zu ersticken — er läßt sich ja wieder gut machen! Gieb mir noch einmal die Hand — und laß mich gehn. Denn ich sage dir schon heute Lebewohl; morgen siehst du mich

nicht mehr. Ich bleibe in meiner Kammer, wenn du davongehst, — und bis du nach Bajä kommst, wollen wir uns beide vergessen.

Sie hielt ihm bei diesen Worten die Hand entgegen und erwartete die seine mit betrübten, aber entschlossenen Augen. Myrtilos stand, seine Glieder waren wie versteinert. Bestürzung, Beschämung und geheime Freude hatten sich schon lange, in den verschiedensten Bewegungen, in seinen Zügen gemischt, und suchten sich gegenseitig zu ersticken. Erinna! wiederholte er nur, nach Worten suchend. Erinna! rief er endlich lebhafter aus und ergriff unwillkürlich ihre kleine Hand. Was willst du thun! — Sie gab sie ihm ruhig, als geschehe diese letzte Berührung, um ihren Bund zu lösen, und ließ den Ring in seine Hand gleiten, den sie sich unvermerkt vom Finger gestreift hatte. Es ist gut so, sagte sie mit etwas bebender Stimme. Sage mir nichts mehr! Du willst mich noch mit irgend einem süßen Trost zu täuschen suchen, ich seh' es dir an; aber ich bitte dich, schweige. Es wäre mir zuwider, Myrtilos. Laß nun Alles vorbei sein! Die Mutter wird mir glauben, daß es so besser war; und du — du wirst morgen mit sehr erleichtertem Herzen deine Straße ziehn, wenn du mir auch in diesem Augenblick sagen willst, daß es dir unmöglich sei, von mir zu scheiden.

Indem sie dies mit aller Bitterkeit sprach, die ihr auf der Seele lag, trat sie zurück und zog ihre Hand aus der seinen. Der Ring fiel zur Erde. Er ist dein!

sagte sie und wandte sich nach der Thür. Du kannst den andern — — du kannst ihn ja hier liegen lassen, wenn du gehst! — Sie schob den Teppich bei Seite. Doch da sie nun Myrtilos hinter sich seufzen hörte, in einem Ton, der ihr an die Seele drang, blieb sie noch einmal stehn und wandte sich halb zurück. Hermes geleite dich! sagte sie weich. Ich will die Götter bitten, Myrtilos, dir alles Gute zu thun! Es gehe dir wohl! — Mit einem letzten heißen Blick, der ihn von der Seite traf, verrieth sie ihm ihr Gefühl, und trat dann eilig hinaus.

Myrtilos that ein paar Schritte dem Mädchen nach; ein lebhafter Schmerz bewegte seine Lippen. Dann blieb er wieder stehn. Der schmerzliche Ausdruck auf seinem Gesicht erstarb. Wie verwundert starrte er vor sich hin und hörte Erinna's weichen Schritt verhallen.

III.

Zwölf Tage nach diesem Abend saß Ariston der Bildhauer in seiner Werkstatt zu Bajä, auf dem Dreifuß, auf dem er von der Arbeit auszuruhn oder das Entstandene mit prüfenden Augen zu betrachten pflegte, und verglich das angefangene Werk mit dem vollendeten Urbild. Durch die große fensterähnliche Oeffnung zu seiner Linken brach ein breiter Strom von Licht herein und beleuchtete die kleine Thonfigur, an der er soeben geknetet hatte, die bestaubten Büsten und Fragmente

murmeln anfing — — Und wie dann dein Vater starb und du mit Thränen im Auge zu uns kamst, um es uns zu sagen, — und ich dich zum ersten Male weinen sah — —

Die traurige Stimme versagte ihr, und ihre innere Bewegung löste sich in einem Strom hervorbrechender Thränen. Sie blieb, ohne sich zu rühren, mitten im Zimmer stehn, aber ein zitterndes Schluchzen erschütterte ihre liebliche Gestalt und veränderte die schwermüthigen Züge. Myrtilos betrachtete sie fassungslos, wollte sich ihr nähern, blieb wieder unschlüssig stehn. Erinna, Erinna! sagte er endlich mit halber Stimme.

Ich bitte dich, sage mir nichts mehr, unterbrach sie ihn und trocknete sich das überströmte Gesicht. Es geschieht ja doch Alles, wie die Götter es wollen! Sie haben nicht gewollt, Myrtilos, daß du mich lieben solltest. Sie haben dich so schön gemacht, daß du nichts mehr lieben kannst, als dich allein; und wenn ich mir einbildete, mich, deine Erinna von früher, deine alte Gespielin, könntest du doch noch lieb haben, so war es nur, weil mich Eros so blind und einfältig gemacht hatte. O nein, Myrtilos, widersprich mir nicht; glaube mir, ich bin wieder sehend geworden! Ich weiß, daß du nur nach Bajä gehen willst, weil du in dich verliebt bist; weil sie da neue Myrtilosse nach dir machen und dich verewigen werden wie die Götter, — und weil es dir recht ist, wenn sie dich vergöttern. Und das — das kann ich nicht. So unbegehrlich bin ich nicht, Myrtilos!

Ich habe mir immer sagen lassen, daß Liebe und Gegenliebe Geschwister sind und ohne einander nicht gedeihen können; und ich will nicht eine Motte sein, die ins Licht hineinfliegt, weil es so schön ist; ich will mich an meinem Licht erwärmen, Myrtilos, aber nicht verbrennen.

Und wozu sagst du mir das alles? fragte Myrtilos und sah dem so beredt gewordenen Mädchen erstaunt ins Gesicht.

Weil ich — — weil ich dir noch etwas zu sagen habe, antwortete sie; zugleich traten ihr wieder Thränen in die großen Augen. Ich wollte dir noch sagen, Myrtilos, — daß ich Abschied von dir nehme! Ich bitte, höre mich an. Schon seit acht Tagen hab' ich mit mir gekämpft, ob ich nicht ein Ende machen sollte. Aber es denkt sich Manches leichter, als es sich spricht! Und wenn du nicht heute beschlossen hättest, mit dem Bildhauer zu gehn und dich wieder anbeten zu lassen — — Doch nun, Myrtilos, — nun bist du frei. Geh, wohin du willst! Für einen Narciß schickt es sich nicht, geliebt zu werden; und für mich schickt es sich nicht, einen Verlobten zu haben, der nicht an mich denkt. Laß uns also Abschied nehmen, Myrtilos! Es war ein rechter Irrthum, daß wir uns verlobten; aber er läßt — — ihre Stimme drohte einen Augenblick in plötzlichem Schluchzen zu ersticken — er läßt sich ja wieder gut machen! Gieb mir noch einmal die Hand — und laß mich gehn. Denn ich sage dir schon heute Lebewohl; morgen siehst du mich

nicht mehr. Ich bleibe in meiner Kammer, wenn du davongehst, — und bis du nach Bajä kommst, wollen wir uns beide vergessen.

Sie hielt ihm bei diesen Worten die Hand entgegen und erwartete die seine mit betrübten, aber entschlossenen Augen. Myrtilos stand, seine Glieder waren wie versteinert. Bestürzung, Beschämung und geheime Freude hatten sich schon lange, in den verschiedensten Bewegungen, in seinen Zügen gemischt, und suchten sich gegenseitig zu ersticken. Erinna! wiederholte er nur, nach Worten suchend. Erinna! rief er endlich lebhafter aus und ergriff unwillkürlich ihre kleine Hand. Was willst du thun! — Sie gab sie ihm ruhig, als geschehe diese letzte Berührung, um ihren Bund zu lösen, und ließ den Ring in seine Hand gleiten, den sie sich unvermerkt vom Finger gestreift hatte. Es ist gut so, sagte sie mit etwas bebender Stimme. Sage mir nichts mehr! Du willst mich noch mit irgend einem süßen Trost zu täuschen suchen, ich seh' es dir an; aber ich bitte dich, schweige. Es wäre mir zuwider, Myrtilos. Laß nun Alles vorbei sein! Die Mutter wird mir glauben, daß es so besser war; und du — du wirst morgen mit sehr erleichtertem Herzen deine Straße ziehn, wenn du mir auch in diesem Augenblick sagen willst, daß es dir unmöglich sei, von mir zu scheiden.

Indem sie dies mit aller Bitterkeit sprach, die ihr auf der Seele lag, trat sie zurück und zog ihre Hand aus der seinen. Der Ring fiel zur Erde. Er ist dein!

sagte sie und wandte sich nach der Thür. Du kannst den andern — — du kannst ihn ja hier liegen lassen, wenn du gehst! — Sie schob den Teppich bei Seite. Doch da sie nun Myrtilos hinter sich seufzen hörte, in einem Ton, der ihr an die Seele drang, blieb sie noch einmal stehn und wandte sich halb zurück. Hermes geleite dich! sagte sie weich. Ich will die Götter bitten, Myrtilos, dir alles Gute zu thun! Es gehe dir wohl! — Mit einem letzten heißen Blick, der ihn von der Seite traf, verrieth sie ihm ihr Gefühl, und trat dann eilig hinaus.

Myrtilos that ein paar Schritte dem Mädchen nach; ein lebhafter Schmerz bewegte seine Lippen. Dann blieb er wieder stehn. Der schmerzliche Ausdruck auf seinem Gesicht erstarb. Wie verwundert starrte er vor sich hin und hörte Erinna's weichen Schritt verhallen.

III.

Zwölf Tage nach diesem Abend saß Ariston der Bildhauer in seiner Werkstatt zu Bajä, auf dem Dreifuß, auf dem er von der Arbeit auszuruhn oder das Entstandene mit prüfenden Augen zu betrachten pflegte, und verglich das angefangene Werk mit dem vollendeten Urbild. Durch die große fensterähnliche Oeffnung zu seiner Linken brach ein breiter Strom von Licht herein und beleuchtete die kleine Thonfigur, an der er soeben geknetet hatte, die bestaubten Büsten und Fragmente

aller Art, die an den Wänden umherstanden, und den gegen einen Marmorblock gelehnten Myrtilos. Der Jüngling hatte sein Gewand bis zum Gürtel niedergleiten lassen. Die Brust war entblößt, und den schönen Arm auf den Felsblock aufgestützt, die Hand unter dem Kinn, stellte er Adonis dar, der von der Jagd ausruht und die Glieder anmuthig erschlaffen läßt. Indem der Bildhauer seinen ersten Entwurf betrachtete, schüttelte er unbefriedigt den Kopf. Dann führte er wieder sein Auge an den lebendigen Formen des Urbildes entlang und ließ ein Mal über das andere ein bewunderndes Murmeln hören. Myrtilos lächelte ein wenig; unterdrückte dann jeden Ausdruck auf seinem Gesicht und sah in die Luft.

Du wirst müde sein, mein Adonis, sagte Ariston nach einer Weile und winkte ihm freundlich, seine Stellung aufzugeben. Setzen wir uns! Es ist ein heißer Tag, und mein innerer Dämon sagt mir, daß wir für heute genug gearbeitet haben.

Du irrst, ich bin nicht müde, antwortete Myrtilos und blieb ruhig stehn.

Es ist wahr, du bist schwer zu ermüden! fuhr der Bildhauer mit halb verstohlenem Lächeln fort. Ich habe dich schon gestern darum bewundert. Wer war es doch, der gesagt hat, daß der Ehrgeiz der Vater unserer Tugenden ist! Du hast einen mächtigen Ehrgeiz, die Gaben der Natur an dir zur Geltung zu bringen; kein Athlet, glaube ich, würde dich an Ausdauer übertreffen, wenn es sich darum handelte, sich verewigen zu lassen. Erröthe

nicht; du hast Recht. Wer so schön ist wie du, muß für Nachkommen sorgen, und wenn sie auch nur aus Erz oder Marmor wären. Es ist eine Freude, nach dir zu arbeiten, Myrtilos! In Pästum und Surrentum haben wir auch geschwelgt; aber alle Felsen, Tempel und Rosenhaine sind Kinderspiele der Natur gegen so eine Gestalt. Ich bin froh wie ein Knabe, daß wir wieder bei der Arbeit sind, und daß ich mir bei deinem Anblick einbilden kann, etwas Schönes zu machen.

Es freut mich, wenn ich dir zu dienen vermag! sagte Myrtilos.

Ariston erwiderte nichts. Er nickte zerstreut und horchte nach der Thür. Es war, als suchte er zu verbergen, daß er Jemand erwarte. Auf einmal ging die Thür im Hintergrunde, in Myrtilos' Rücken, auf. Eine Frauengestalt erschien auf der Schwelle. Myrtilos hörte ein langes Gewand rauschen, wandte sich um, und bei dem Anblick dieser Dame, die ihn mit sichtbarer Ueberraschung betrachtete, erschrak er, sich nur halbbekleidet zu sehn. Mit den Augen suchte er nach irgend einer Umhüllung, bemühte sich, seine Tunica über die Schultern heraufzuziehn, und da er sich in sein enges Gewand verwickelte, trat er verlegen in die Dämmerung des nächsten Winkels zurück.

Was für Bemühungen! sagte Ariston lachend. Diese edle Freundin hier — und damit ging er der lächelnden Dame entgegen — erschrickt über so einen Anblick nicht, und am wenigsten in dem Musentempel eines Bild-

hauers! Komm hervor, Adonis, daß ich dich mit dieser Venus bekannt mache. Es ist ein sehr ehrenvolles Amt, der schönsten Römerin den schönsten Griechen vorzustellen; — meinen jungen Freund Myrtilos der edlen Sempronia, der es gegenwärtig beliebt, sich in Bajä statt in Rom anbeten zu lassen. Ich danke dir, meine theure Sempronia, setzte er hinzu, indem er ihre weiße Hand in die seine nahm, — daß du so freundlich bist, mich aufzusuchen! Eine Stunde später hättest du mich in deinem Hause gesehn, um dir meine schuldige Verehrung darzubringen.

Ungetreuer! sagte die Römerin und berührte Ariston's Wange leicht mit den Pfauenfedern ihres Fächers. Man hatte mir hinterbracht, du seist nach Bajä zurückgekommen. Von deinem Diener mußte ich es früher hören, als von dir! Wenn ich dir verzeihe, so geschieht es nur um deines schönen Freundes willen, von dem mir Furius wirklich nicht zu Schönes gesagt hat.

Sie begleitete diese Schmeichelei mit einem Blick aus ihren etwas blinzelnden Augen, die den Jüngling in Verwirrung setzten. Dann wandte sie den Kopf nach der Thür zurück, um ihren draußen wartenden Sklaven einen Wink zu geben. Die Sklaven — zwei Neger, nur mit glänzenden Linnenschürzen bekleidet — schlossen auf diesen Wink die Thür und wurden unsichtbar. Mittlerweile faßte sich Myrtilos und betrachtete die Römerin. Ihr Gesicht und die halbnackten Arme blendeten ihn fast durch ihr leuchtendes Weiß. Das Haar, feurig blond

wie bei den germanischen Frauen, war durch ein Diadem zusammengehalten, das von Diamanten strahlte. Von ihrem langen purpurfarbnen Gewand, das an der üppigen Gestalt einfach herunterfloß, hob sich das reiche Brustgeschmeide und das mit Gold verzierte Gürtelband lebhaft ab; selbst die hellfarbigen Schuhe waren mit Perlen besetzt. Myrtilos sah einen Augenblick auf die Perlen und dann wieder in ihr Gesicht, und gestand sich, daß ihm eine so glänzende Schönheit noch nie begegnet war. Die Lippen glühten aus der fast übertriebenen Weiße des Gesichts wie dunkle Korallen hervor. Die Nase, für sein Gefühl ein wenig zu römisch gebildet, hatte doch so fein gewölbte Flügel, daß er zu sehen glaubte, wie sie athmeten. Die Augenbrauen schien ein kunstvoller Pinsel hingemalt zu haben. Doch mehr als Alles verwunderte ihn ihr goldblondes Haar, ein Anblick, den er noch nie gesehen hatte. Die schöne Sempronia schien nicht zu bemerken, wie lebhaft seine Blicke auf ihr verweilten. Sie trat an das kleine, unfertige Thonmodell heran, um es mit tiefster Hingebung zu betrachten.

Du wirst dein Meisterstück machen, Ariston, sagte sie. Von meiner armen Büste wird nicht mehr die Rede sein, wenn diese göttliche kleine Figur fertig sein wird.

Was für ein schwarzer Gedanke! rief Ariston aus. Das hieße ebenso viel, wie wenn von der Juno des Polyklet nicht mehr gesprochen werden dürfe, weil Phidias den großen Zeus gemacht hat! Aber du sagst, was

du nicht denkst, schöne Sempronia. Du bist leider viel zu klug, um nicht zu wissen, daß man dich durch nichts übertreffen kann, und wie sicher mir die Unsterblichkeit ist, weil ich deine Büste gemacht habe.

Ihr Männer seid alle Schmeichler! erwiderte die schöne Sempronia mit scheinbar ungläubigem Lächeln, und blickte Myrtilos an.

Was ich dich noch fragen wollte, beste Sempronia! fuhr Ariston fort. Du sagtest vorhin, daß unser Furius dir von dem Adonis da gesprochen habe. Ein Philosoph könnte daraus schließen, daß Furius wieder hier ist! Unterwegs in Stabiä hatte er uns Hals über Kopf verlassen, ohne zu sagen, wohin. Er behauptete, daß ihm sein Leben noch zu lieb sei, um sich in den kleinen campanischen Städten zu Tode zu langweilen, und eine Stunde darauf hatte er sich wie ein Tibernebel verflüchtigt.

Allerdings ist er wieder hier, antwortete Sempronia leichthin. Nachdem er sich das Leben gerettet hat, sucht er nun mich durch seine Liebe zu Tode zu langweilen! Aber du weißt, sein Herz ist sehr weitläuftig angelegt; und wie er mir in seiner Plauderhaftigkeit verrathen hat, ist er euch eigentlich nur entflohn, um in einer dieser unzähligen kleinen Städte — in Pompeji, glaub' ich — ein angefangenes Abenteuer fortzusetzen.

Der Satyr —! murmelte Ariston und blickte auf Myrtilos, der völlig ahnungslos, um was es sich handle, nur mit halbem Ohr theilnahm. Und was hat er dir über den Erfolg verrathen?

Nichts; er schweigt. Doch ich schließe aus seiner ungewohnten Empfindsamkeit, daß seine kleine Pompejanerin nicht für gut befunden hat, ihn zu erhören, und daß nun ich so freundlich sein soll, ihn dafür schadlos zu halten.

Du sprichst sehr herb über Furius! entgegnete der Bildhauer. Fast könnte man auch daraus einen Schluß ziehn — — Doch ich merke, daß wir für diese Tageszeit viel zu scharfsinnig sind. Laß uns lieber sehn, was wir thun können, um diesen Tag des Wiedersehens würdig zu feiern! Wenn du erlaubst, daß ich unsern Koch befrage, was er für uns hergerichtet hat, und ob für einen so hohen Gast — —

Umgekehrt! unterbrach ihn Sempronia. Ich habe dir die Ehre erweisen wollen, dich in eigner Person zu meinem heutigen Mittagsmahl einzuladen. Denn ein Mensch wie du, ohne Glauben und Treue, ist nicht anders zu fassen, als wenn man ihn selbst bei der Hand nimmt! — und damit drückte sie seine Finger mit den ihren. Ich habe dich leider so sehr verwöhnt, daß jede andere Frau sich schämen würde, ihre Würde in dieser Weise zu vergessen. Man muß sich viel vergeben, wenn man dich haben will! Aber gieb Acht, ich werde mich an dir rächen: diesen schönen Jüngling da werd' ich so sichtbar bevorzugen, daß dir die Augen übergehen sollen. Ich erwarte auch dich! setzte sie, zu Myrtilos gewandt, mit schmeichelndem Ton hinzu. In einer Stunde erwarte ich euch Beide in meiner Villa; — ohne Widerrede. Ihr werdet Furius finden, und Rufus mit seinem

Bruder, und weiter Niemand. Du wirst mir herzlich willkommen sein, Myrtilos; ganz besonders willkommen! — Sie nahm seine Hand und drückte sie so warm mit ihren weichen Fingern, daß der Jüngling unwillkürlich erröthete. Mit einem schmelzenden Blick sah sie ihm in die schönen Augen. Auf Wiedersehen also! sagte sie dann und ging rasch hinaus.

Ariston blickte ihr nach; trat darauf schweigend an ein kleines Marmorbecken an der Wand und wusch sich die Hände. Der aufgeregte Myrtilos starrte ihn an, gleichfalls ohne zu reden.

Endlich, als der Bildhauer seine Werkstatt-Tunica abwarf, um in ein anderes Hausgewand zu schlüpfen, besann sich auch Myrtilos, wo er war. Er zog sich die Tunica vollends über die Schultern, und fragte so gleichgültig wie möglich: Du scheinst mit dieser Sempronia sehr befreundet zu sein?

Wir kennen uns schon lange! antwortete Ariston mit zweideutigem Lächeln.

Sie ist sehr vornehm, wie es scheint?

Ihre Urväter haben Hannibal besiegen helfen und führen sich bis auf den Raub der Sabinerinnen zurück! Aber laß uns gehn, um uns zu diesem Gastmahl anzukleiden.

So schönes Haar und eine so weiße Gesichtsfarbe hab' ich noch nie gesehn! fing Myrtilos nach einer Weile wieder an, als sie hinausgingen, um sich in ihre Ankleidezimmer zu begeben.

Meinst du! sagte Ariston, von neuem zweideutig lächelnd; erwiderte weiter nichts und ging durch die Halle seinem Zimmer zu.

Nach einer geraumen Zeit kamen sie beide wieder hervor, mit hellen Feierkleidern angethan, das Haar gesalbt, von den Sklaven, die sie bedient hatten, begleitet. Myrtilos hatte in seiner Kammer ein kostbares, schönes Gewand gefunden, und einen Diener, der beauftragt war, es ihm im Namen seines Herrn zu überreichen. Die Farbe hob noch den Glanz seiner Erscheinung; Ariston betrachtete ihn mit dem äußersten Wohlgefallen. Indem er den Dank, den der Jüngling ihm aussprechen wollte, lebhaft unterbrach und ihm eine Hand auf den Mund legte, nahm er seinen Arm und führte ihn durch das Vorhaus auf die Straße hinaus. Die Luft war hier glühend warm; die Sonne strahlte von den geweißten Mauern wieder, die rechts und links an der Straße hinliefen, von Zeit zu Zeit durch ein mächtiges Thor unterbrochen. Ueber die Mauern ragten Lorbeerzweige, Rosengebüsche oder Cypressen herüber und spätsommerliche Düfte zogen durch die Luft. Indessen waren sie noch nicht weit gegangen, als Ariston schon an einem säulengetragenen Thor stehen blieb und mit einem kleinen Hammer pochte. Wir sind fast Nachbarn, die blonde Sempronia und ich! sagte er und trat ein, da die Thür sich aufthat.

Eine kurze Cypressen-Allee nahm sie auf und führte sie dem eigentlichen Eingang des Hauses zu. Rechts und

links dehnten sich Blumenbeete in künstlich verschlungenen Formen hin, von Hermen und steif zugeschnittenen Gebüschen eingefaßt, von Springbrunnen bewässert. Einige schwarze Sklaven empfingen sie an der Hausthür und geleiteten sie in einen großen Säulenhof, der einem riesigen Festsaal glich. Der Boden war mit Marmorplatten bedeckt, mehrere zierliche Springbrunnen unterbrachen die Fläche. An den Wänden war so viel Pracht von Bildwerk, Malerei und Ornamenten verschwendet, daß Myrtilos fast außer Fassung gerieth. Auch das leise Plätschern des niederfallenden Wassers, das gedämpfte Licht, das durch die verhangene Oeffnung herunterfiel, die starken Wohlgerüche, die aus den Nebenzimmern hereindrangen, wirkten auf ihn so bezaubernd, daß er eine Weile die Augen schloß, um sich auf sich selbst zu besinnen. Als er sie wieder öffnete, sah er Sempronia, die an einer Säule lehnte und den Blick auf ihn geheftet hielt. Sie lächelte über seine sichtbare Betäubung, ging auf ihn zu und nahm ihn bei der Hand.

Sei mir gegrüßt! sagte sie liebenswürdig, indem sie ihm wieder tief in die Augen sah. Ihr verspätet euch! Komm, mein Freund, daß ich dich sogleich zum Essen führe.

Sie hielt seine Hand fest und führte ihn so in den anstoßenden, kleineren Speisesaal, dessen Luft eine höchst wohlthuende Kühle erfrischte. In der Mitte, wo sich um einen runden, niedrigen Tisch die halbkreisförmige Lagerstatt für die Tafelgesellschaft hinzog, standen Furius

und zwei sehr römisch aussehende Männer im Gespräch und wandten sich nun den anderen Gästen zu. Eine unsichtbare Musik begann bei deren Eintritt, und die schwarzen Sklaven, die ihnen gefolgt waren, ersuchten sie durch eine Art von Gesang, sich ihrer Sandalen entledigen zu lassen. Ich sage mich heute von der Frauensitte los, sagte Sempronia; ich werde nicht am Tische sitzen, sondern mich lagern wie ihr! Dieser schöne Freund — indem sie auf Myrtilos wies — soll mein Nachbar zur Rechten sein; Furius zur Linken. Ihr Beide, Rufus und Mävius — und damit redete sie die beiden Römer an, die, gleich fett, gleich kahlköpfig, mit gleich blanken Augen, sich sogleich als Brüder verriethen — ihr beide mögt Ariston in eure Mitte nehmen: das quecksilberne Griechenland durch römische Massen gebändigt! So ist Alles in Ordnung, und unser Mahl kann beginnen.

Sie ließ sich auf ihrem Kissen nieder, die Gäste folgten, und unter neuer Musikbegleitung traten schön bekränzte Knaben auf, die die Gerichte auf silbernen Speisebrettern hereintrugen. Myrtilos, über Alles verwundert, starrte die phantastisch aufgeputzten Gerichte und dann wieder die schöne Wirthin an, die ihm gegen alle Sitte diesen Ehrenplatz gegeben hatte. Erst jetzt nahm er wahr, daß sie statt des Purpurkleides von vorhin ein andres trug, das wellenartig in wechselnden Farben spielte. Sie lächelte ihm zu, und nöthigte ihn mit überaus freundlicher Stimme, zu essen. Laß dich durch nichts verwirren! sagte sie mit leisem Spott; die Augen sättigen nicht! —

Bruder, und weiter Niemand. Du wirst mir herzlich willkommen sein, Myrtilos; ganz besonders willkommen! — Sie nahm seine Hand und drückte sie so warm mit ihren weichen Fingern, daß der Jüngling unwillkürlich erröthete. Mit einem schmelzenden Blick sah sie ihm in die schönen Augen. Auf Wiedersehen also! sagte sie dann und ging rasch hinaus.

Ariston blickte ihr nach; trat darauf schweigend an ein kleines Marmorbecken an der Wand und wusch sich die Hände. Der aufgeregte Myrtilos starrte ihn an, gleichfalls ohne zu reden.

Endlich, als der Bildhauer seine Werkstatt-Tunica abwarf, um in ein anderes Hausgewand zu schlüpfen, besann sich auch Myrtilos, wo er war. Er zog sich die Tunica vollends über die Schultern, und fragte so gleichgültig wie möglich: Du scheinst mit dieser Sempronia sehr befreundet zu sein?

Wir kennen uns schon lange! antwortete Ariston mit zweideutigem Lächeln.

Sie ist sehr vornehm, wie es scheint?

Ihre Urväter haben Hannibal besiegen helfen und führen sich bis auf den Raub der Sabinerinnen zurück! Aber laß uns gehn, um uns zu diesem Gastmahl anzukleiden.

So schönes Haar und eine so weiße Gesichtsfarbe hab' ich noch nie gesehn! fing Myrtilos nach einer Weile wieder an, als sie hinausgingen, um sich in ihre Ankleidezimmer zu begeben.

Meinst du! sagte Ariston, von neuem zweideutig lächelnd; erwiderte weiter nichts und ging durch die Halle seinem Zimmer zu.

Nach einer geraumen Zeit kamen sie beide wieder hervor, mit hellen Feierkleidern angethan, das Haar gesalbt, von den Sklaven, die sie bedient hatten, begleitet. Myrtilos hatte in seiner Kammer ein kostbares, schönes Gewand gefunden, und einen Diener, der beauftragt war, es ihm im Namen seines Herrn zu überreichen. Die Farbe hob noch den Glanz seiner Erscheinung; Ariston betrachtete ihn mit dem äußersten Wohlgefallen. Indem er den Dank, den der Jüngling ihm aussprechen wollte, lebhaft unterbrach und ihm eine Hand auf den Mund legte, nahm er seinen Arm und führte ihn durch das Vorhaus auf die Straße hinaus. Die Luft war hier glühend warm; die Sonne strahlte von den geweißten Mauern wieder, die rechts und links an der Straße hinliefen, von Zeit zu Zeit durch ein mächtiges Thor unterbrochen. Ueber die Mauern ragten Lorbeerzweige, Rosengebüsche oder Cypressen herüber und spätsommerliche Düfte zogen durch die Luft. Indessen waren sie noch nicht weit gegangen, als Ariston schon an einem säulengetragenen Thor stehen blieb und mit einem kleinen Hammer pochte. Wir sind fast Nachbarn, die blonde Sempronia und ich! sagte er und trat ein, da die Thür sich aufthat.

Eine kurze Cypressen-Allee nahm sie auf und führte sie dem eigentlichen Eingang des Hauses zu. Rechts und

links dehnten sich Blumenbeete in künstlich verschlungenen Formen hin, von Hermen und steif zugeschnittenen Gebüschen eingefaßt, von Springbrunnen bewässert. Einige schwarze Sklaven empfingen sie an der Hausthür und geleiteten sie in einen großen Säulenhof, der einem riesigen Festsaal glich. Der Boden war mit Marmorplatten bedeckt, mehrere zierliche Springbrunnen unterbrachen die Fläche. An den Wänden war so viel Pracht von Bildwerk, Malerei und Ornamenten verschwendet, daß Myrtilos fast außer Fassung gerieth. Auch das leise Plätschern des niederfallenden Wassers, das gedämpfte Licht, das durch die verhangene Oeffnung herunterfiel, die starken Wohlgerüche, die aus den Nebenzimmern hereindrangen, wirkten auf ihn so bezaubernd, daß er eine Weile die Augen schloß, um sich auf sich selbst zu besinnen. Als er sie wieder öffnete, sah er Sempronia, die an einer Säule lehnte und den Blick auf ihn geheftet hielt. Sie lächelte über seine sichtbare Betäubung, ging auf ihn zu und nahm ihn bei der Hand.

Sei mir gegrüßt! sagte sie liebenswürdig, indem sie ihm wieder tief in die Augen sah. Ihr verspätet euch! Komm, mein Freund, daß ich dich sogleich zum Essen führe.

Sie hielt seine Hand fest und führte ihn so in den anstoßenden, kleineren Speisesaal, dessen Luft eine höchst wohlthuende Kühle erfrischte. In der Mitte, wo sich um einen runden, niedrigen Tisch die halbkreisförmige Lagerstatt für die Tafelgesellschaft hinzog, standen Furius

und zwei sehr römisch aussehende Männer im Gespräch und wandten sich nun den anderen Gästen zu. Eine unsichtbare Musik begann bei deren Eintritt, und die schwarzen Sklaven, die ihnen gefolgt waren, ersuchten sie durch eine Art von Gesang, sich ihrer Sandalen entledigen zu lassen. Ich sage mich heute von der Frauensitte los, sagte Sempronia; ich werde nicht am Tische sitzen, sondern mich lagern wie ihr! Dieser schöne Freund — indem sie auf Myrtilos wies — soll mein Nachbar zur Rechten sein; Furius zur Linken. Ihr Beide, Rufus und Mävius — und damit redete sie die beiden Römer an, die, gleich fett, gleich kahlköpfig, mit gleich blanken Augen, sich sogleich als Brüder verriethen — ihr beide mögt Ariston in eure Mitte nehmen: das quecksilberne Griechenland durch römische Massen gebändigt! So ist Alles in Ordnung, und unser Mahl kann beginnen.

Sie ließ sich auf ihrem Kissen nieder, die Gäste folgten, und unter neuer Musikbegleitung traten schön bekränzte Knaben auf, die die Gerichte auf silbernen Speisebrettern hereintrugen. Myrtilos, über Alles verwundert, starrte die phantastisch aufgeputzten Gerichte und dann wieder die schöne Wirthin an, die ihm gegen alle Sitte diesen Ehrenplatz gegeben hatte. Erst jetzt nahm er wahr, daß sie statt des Purpurkleides von vorhin ein andres trug, das wellenartig in wechselnden Farben spielte. Sie lächelte ihm zu, und nöthigte ihn mit überaus freundlicher Stimme, zu essen. Laß dich durch nichts verwirren! sagte sie mit leisem Spott; die Augen sättigen nicht! —

Dann wandte sie sich auf einmal, mit einer reizenden Biegung des Halses, zu ihrem anderen Nachbar und vertiefte sich in ein Gespräch, das sich in Flüstern verlor. Myrtilos horchte eine Weile; endlich verstand er nichts mehr und wandte sich nun seinerseits den Speisen zu. Die laute, scherzende Unterhaltung der Andern schwirrte um ihn her. Ariston schien in bester Laune und lachte viel; nur zuweilen betrachtete er Myrtilos und Sempronia und sah dann still vor sich hin.

Nach einer Weile begann eine neue leise, unsichtbare Musik, von besonders heiterem Charakter, und einige junge ägyptische Sklaven traten ein, mit einem vergoldeten Korb, in dem sechs Kränze von Myrthen und Rosen lagen. Die andern Diener räumten die Tafel ab, und die jungen näherten sich in tanzendem Schritt und bekränzten die Gäste nach der Reihe. Die Herrschaft des Nektar beginnt! sagte Ariston heiter. Myrtilos blickte auf und sah Sempronia an, die sich ihr Diadem vom Haupte nehmen und sich gleichfalls bekränzen ließ. Sie erschien jetzt noch viel schöner und strahlender als vorher. Doch die lebhafte Freude fiel ihm auf, mit der sie seinen langen Blick bemerkte und begierig einsog. Sie griff nach ihrem goldnen Kelch, der neben dem eben aufgestellten Mischkrug stand, und sagte halblaut: Dein Wohl! Dann setzte sie an und trank, indem sie über den Kelch zu ihm hinübersah.

Myrtilos lächelte glücklich. Vielmehr das deine! sagte er und leerte hastig seine eigene Schale. Ariston

blickte die Beiden an, verzog die feinen Lippen ein wenig und schwieg.

Wir sollten ein Liedchen singen! rief der dicke Rufus nach einer Weile, der dem Myrtilos gegenüber lag und dessen behagliches Gesicht sich lebhaft geröthet hatte. Wo so viel Schönheit beisammen ist, da sollte, mein' ich, auch die Muse nicht fehlen.

Alexandrinische Liedchen! rief Furius aus. Der Wein macht Liebe, und die Liebe Gesang! — Er richtete sich etwas auf; man sah ihm an, daß ihn der schneekühle Wein schon heiß gemacht. Indem er einen seiner dreisten Blicke auf Sempronia funkeln ließ, schien er unaufgefordert ohne Weiteres den Sänger machen zu wollen.

Ein wenig Geduld, Freund Orpheus! sagte Ariston spöttisch und wehrte Furius' Stimme gleichsam mit den Händen ab. Muß durchaus gesungen werden, so geh' es der Reihe nach, und unser Schwan, unsere Sempronia beginne.

Sempronia lächelte. Hört diesen Ariston, rief sie aus; er möchte mich schon meinen Schwanengesang singen hören! Die Freude, mein Bester, mache ich dir noch nicht. Doch da auch dieser neue Freund hier mich aufzufordern scheint —

Sie blickte Myrtilos an. Myrtilos, den der Wein belebte, nickte ihr eifrig zu. Du hast mich deine Schönheit sehen lassen, sagte er; laß mich sie nun auch hören, Sempronia.

Sehr artig! erwiderte sie mit ihrem huldvollsten

Lächeln. Ich sehe, ich soll heute gegen jede Frauensitte verstoßen; aber was thut man nicht, wenn so liebe Gäste es verlangen! Gut, ich will heute ganz Euresgleichen sein; — und sie erhob sich halb und rückte sich den Kranz auf dem goldenen Haar zurecht. Dann fing sie an in griechischer Sprache zu singen, die Augen zuerst auf die Gäste ihr gegenüber, zuletzt nur noch auf Myrtilos gerichtet:

Trink mit mir, sei jung mit mir,
Lieb' mit mir und kränze dich;
Rase mit mir, derweil ich rase,
Mit dir will ich dann nüchtern sein!

Sie sah den etwas verwirrten Jüngling mit verführerischer Heiterkeit an. Dann ließ ihr dunkles Auge ihn plötzlich los und starrte in die Luft. Ein lebhaftes Beifallklatschen folgte ihrem Gesang.

Das ist die beste Philosophie von der Welt! sagte Ariston lachend.

Der aufgeregte Rufus richtete sich in die Höhe. Er hatte Myrtilos schon oft mit unverhohlener Bewunderung angestarrt; jetzt gab er durch sehr lebhafte Bewegungen zu verstehn, daß er nun zu singen wünsche.

Rundgesang! rief er aus.

Nur zu, runder Sänger! sagte Ariston. Beim Zeus, das wird eine umfangreiche Leistung werden.

Rufus, die kleinen blanken Augen auf Myrtilos geheftet, rundete seine Lippen und begann mit aller Zierlichkeit, die ihm gegeben war, folgendes griechische Lied:

Neulich einen Kranz mir windend,
Fand ich Eros in den Rosen.
Und ich faßt' ihn an den Flügeln,
Taucht' ihn in den vollen Becher,
Trank ihn alsobald hinab;
Und nun mit den Flügeln schlagend
Hier im Leibe kitzelt er!

Ein schwerverdaulicher Spaß! sagte Sempronia, als Rufus geendet hatte, mit etwas spöttischem Lächeln. Sie hatte sehr wohl bemerkt, daß diese Huldigung nicht ihr, sondern dem Jüngling galt. Was für ein Liebesgott schwebt denn dir auf der Zunge? fragte sie zu Furius gewendet.

Der junge Römer, mit schon verschobenem Kranz und weinglühenden Augen, setzte wieder sein Trinkhorn an den Mund und leerte es auf Einen raschen Zug. Der Wein ist gut, sagte er vergnügt mit seiner kalten Stimme. Zugleich sah er Sempronia verliebt ins Gesicht und sang etwas unsicher:

Was ist schöner, als einhergehn,
Wo die blumigen Wiesen grünen,
Wo die süßest weichste Luft
Zephyrs duftiger Athem schickt?
Auf des Bacchos Reben schauen,
Unter Bacchos' Laub sich ducken,
Und im Arm ein weich geründet,
Liebe athmend Mägdelein?

Sieh da, sieh da! Ich kenne dich Römer! rief Ariston lachend, doch mit fast drohender Betonung aus. Die

Gedanken hinter deiner kleinen Stirn sind mir bekannt; sie fliegen zugleich nach Osten und nach Westen! — Ich warne dich vor ihm, Sempronia; seine Gelüste schielen rechts und links, — wie das Volkslied sagt:

Das Schwein hat eine Eichel schon,
Die zweite möcht' es haben.
Ich halte dieses schöne Kind,
Das zweite möcht' ich haben!

Sempronia wandte sich beleidigt ab. Was für ein garstiges Bild! sagte sie und verzog das Gesicht. Kehren wir zu den Grazien zurück!

Hier sitzt ein junger Bruder der Grazien! sagte Rufus zierlich, indem er auf Myrtilos zeigte. Nur ist er auffallend stumm. Ich glaube, wir dürfen verlangen, daß auch dieser schöne Jüngling irgend ein lyrisches Geständniß vernehmen läßt.

Sehr wahr, beim Jupiter! fiel Mävius, der Bruder des Rufus, ein. Er soll uns in irgend einer lyrischen Tonart zu erkennen geben, welchem Gegenstand seine schöne Seele geweiht ist.

Furius lachte laut.

Nun, Myrtilos? fragte Sempronia und sah ihn erwartungsvoll an. Was werden wir hören?

Myrtilos, durch diese Aufforderungen verwirrt, blickte auf seine Schale nieder. Er schämte sich lebhaft, so verwirrt zu sein, und doch beklemmte ihn ein Gefühl, das ihm die Lippen schloß.

Was wirst du uns beichten, mein Freund? fragte Sempronia wieder.

Nichts! erwiderte er, nachdem er vergebens nach einer zierlichen Antwort gesucht hatte. Ich habe nichts zu beichten, ich liebe nicht.

Das ist seltsam! sagte Sempronia und gab sich Mühe, zu lächeln. In deinen Jahren und ohne Herz! Hast du denn keine Augen für die Schönheit, Myrtilos?

O doch: für seine eigne! rief Furius mit schwerer Stimme und boshaftem Lachen aus. Doch ich bitte euch, traut ihm nicht. Er verleugnet Erinna, seine artige Braut.

Sempronia horchte auf. Myrtilos sah ihr beobachtendes Auge auf dem seinen ruhn, und verlor vollends die Fassung.

Du bist im Irrthum, stammelte er, zu Furius gewandt. Erinna ist nicht mehr meine Braut. Es war — es war etwas, was nicht mehr ist.

Was nicht mehr ist! wiederholte Furius. Was nicht mehr ist! — Er riß die Augen auf und betrachtete Myrtilos mit einem seltsam triumphirenden Lächeln. Nun, so nehm' ich dich beim Wort, Narciß! setzte er hinzu. Du trittst mir Erinna ab — du trittst sie mir ab! — Und damit ließ er sein Trinkhorn auf die Tafel niederklirren.

Sempronia fuhr bei dem Geräusch zusammen. Myrtilos aber richtete sich mit einer hastigen Bewegung auf, als müsse er dem Römer für dieses Wort an die Kehle

fahren. Beim Zeus —! rief er in plötzlicher Empörung aus. Du — du —

Sachte, sachte! fiel ihm Ariston ins Wort und winkte ihm mit einer gelassenen Handbewegung zur Ruhe. Du hörst, daß der Wein aus unserm Furius scherzt. Mein Lied von der Eichel, siehst du, hat ihn begeistert.

Rufus und Mävius lachten.

Myrtilos faßte sich und zwang sich gleichfalls zu einem verächtlichen Lächeln. Du wünschest zu scherzen, Furius, ich nicht! sagte er und wandte sich von dem Halbtrunkenen ab. Eine flammende Röthe stieg nachträglich in ihm auf und durchglühte seine zarte Haut.

Wie schön er ist! murmelte der aufgeregte Rufus vor sich hin, den dieses Erröthen nur noch mehr entzückte. Nun beim Hercules! sagte er laut und richtete sich auf: wozu verlangt man auch, daß dieser Adonis lieben soll? Die Geschichte erzählt uns, daß die schönste Frau, die warmblütige und sehr hochgeborene Venus, den Adonis liebte; aber sie erzählt uns nicht, daß die schöne Frau Gegenliebe fand. Und so meine ich —

Das ist ein seltsamer Vergleich! unterbrach ihn Sempronia mit gereiztem Lächeln, indem sie ihren schönen Kopf stolz in die Höhe hob. Also du willst diesem jungen Menschen sagen, daß er viel zu reizend ist, um der schönsten Frau sein Herz zu schenken?

Welche Lästerung! warf Ariston behaglich ein. Ich fürchte, unser Rufus beginnt wieder zu schwärmen.

Das sagte ich nicht! rief Rufus im Eifer aus und sah sich mit hochrothem Gesicht in der ganzen Versammlung um. Aber die Schönheit, weil sie göttlich ist, braucht nicht jede Verehrung zu erwidern, die ihr entgegengebracht wird. Sie genügt sich selbst. Nur wo sie Jemand findet, der sie ganz versteht —

Einen Rufus zum Beispiel! sagte Ariston lachend. Sempronia spielte mit zitternden Fingern an ihrem Kelch und lachte ebenfalls.

Ich danke den Göttern, daß sie mir den Sinn für das Schöne geschenkt haben! erwiderte Rufus und nickte dem Myrtilos mit komischer Begeisterung zu. Er nahm seinen gefüllten Becher in die Hand und hob ihn in die Höhe. Dem Schönsten aller Schönen! rief er aus und setzte den Becher an die dicken Lippen.

Wirklich —! sagte Sempronia unwillkürlich und ließ ihren eigenen Kelch zur Erde fallen. Das goldne Gefäß sprang auf dem Boden auf, dann rollte es über die Marmorplatten hin. Myrtilos richtete sich erschrocken in die Höhe. Er starrte Sempronia an; ihre Stirn hinauf lief eine blaue Ader, die ihr einen äußerst zornigen Ausdruck gab. Auf einmal wandte sie das Gesicht von ihm weg, wie wenn sein Anblick sie beleidigte, und stand hastig auf.

Führe mich hinaus! sagte sie zu einem Sklaven, der hinter ihr stand, mit sehr schwacher Stimme. Ich weiß nicht, wie mir geschieht! — Ihre Lippen entfärbten sich, und sowie sich der dienstfertige Furius neben ihr erhoben

hatte, sank sie ihm in die Arme. Die Sinne schienen sie zu verlassen.

Alles stand auf und sprach und rief durcheinander. Indeß nach einigen Augenblicken raffte sie sich wieder auf, entzog sich dem Furius mit einem dankenden Blick und wankte, auf ihren Sklaven und den Mundschenk gestützt, hinaus. Auf Wiedersehen! winkte sie schwach zurück; sie schien am Körper zu zittern. Rufus, noch seinen gefüllten Becher in der Hand, starrte ihr mit offenem Munde nach, bis sie in einer Seitenthür verschwand.

IV.

Am nächsten Morgen saß Myrtilos in Aristons Werkstatt auf dem Dreifuß, den Meister erwartend, während er das begonnene Modell betrachtete. Er suchte sich vorzustellen, wie schön, wie bewunderungswürdig der Adonis-Myrtilos aus diesem Haufen Thon hervortreten werde; empfand endlich, da Ariston nicht kam, ein Gefühl von Langeweile, und machte sich selber daran, aus daliegendem feuchtem Thon ein Gefäß-Ornament, doch ohne Hingebung, zu kneten. Nach einer langen Stunde erschien zuletzt einer von den Haussklaven und meldete dem überraschten Myrtilos, daß sein Herr in aller Frühe Bajä in einem geschlossenen Reisewagen verlassen habe. Zugleich überreichte er einen Brief, der sorgfältig versiegelt war, und der ihm beim Abschied sei übergeben worden.

Darauf verschwand er wieder und ließ den Jüngling allein.

Myrtilos sah den Brief befremdet an, öffnete ihn und las.

„Ariston seinem Myrtilos. Die Götter veranlassen mich, plötzlich davonzugehn, ohne daß ich dir sagen kann, warum und wohin. Wenn mich nicht Alles trügt, so handelt es sich um einen großen Streich, der mich entweder mitten durchschneidet oder verdoppelt. Erspare dir die Mühe, dieses Sphinx-Räthsel zu lösen! In einigen Tagen löst es sich von selbst. Bis zu meiner Rückkehr betrachte dich als den Herrn meines Hauses; nur hat Sempronia in gewissem Sinne über dich verfügt, indem sie aufs dringendste verlangt, dich täglich zur letzten Mahlzeit als ihren Gast bei sich zu sehn. Es scheint, — daß sie dich liebt. Nutze dein Glück und habe gute Tage. Lebewohl."

Der verwunderte Myrtilos las den Brief von neuem, las ihn zum dritten Mal, und wußte noch immer nicht, was er denken sollte. Was hatte Ariston so plötzlich über Nacht davongetrieben? Wie kam es, daß Sempronia ihn so auffallend an sich zog, sie, die er gestern so beleidigt gesehen hatte? die hernach gar nicht mehr zu ihren Gästen zurückgekehrt war? — Er las noch einmal die Stelle: „Es scheint, daß sie dich liebt." Mit einem ungläubigen Lächeln schüttelte er den Kopf; dann überkam ihn plötzlich eine zitternde Freude. Es schmeichelte ihm so sehr, diese vornehme, verwöhnte Frau für sich erwärmt zu haben, daß es ihm unmöglich fiel, nicht

daran zu glauben. Er träumte sich ihr gegenüber und ließ ihre Augen bewundernd und verführerisch auf sich verweilen. Eine dumpfe Begierde wachte in ihm auf. Endlich steckte er den Brief in den Busen seines Oberkleides und überließ sich der glücklichen Unruhe, die in seinem erhitzten Blut auf und nieder zog.

Ein riesiger, brauner Sklave in einer rothen Tunica öffnete die Thür, verneigte sich mit asiatischem Gruß und ersuchte ihn in schlechtem Römisch, ihm zu seiner Herrin, der edlen Sempronia, zu folgen. Auf die stumme Frage, die in Myrtilos' erstauntem Gesichte lag, erwiderte der Kappadocier, er habe den Auftrag erhalten, ihn in einer Sänfte abzuholen: seine Herrin wünsche ihn sogleich zu sehn.

Myrtilos erwiderte in seiner Aufregung nichts. Indem er den Triumph, der ihm durch die Brust fuhr, zu unterdrücken suchte, machte er sich schweigend bereit und folgte dem Sklaven vor die Thür hinaus. Draußen erwartete ihn eine bedeckte Sänfte und ein zweiter Sklave. Myrtilos stieg ein. Es währte kaum ein paar Minuten, bis sie den Thorweg zu Sempronia's Villa erreicht und den Garten quer durchmessen hatten. Als sie niedersetzten, hörte er das Meer in nächster Nähe leise heraufrauschen und sah sich einer kleinen Säulenhalle gegenüber. Die Sklaven zeigten ihm eine Pforte und traten zurück. Myrtilos durchschritt die Halle, öffnete rechts die Thür, und stand in einem mittelgroßen, dämmerigen Gemach und erblickte Sempronia.

Die schöne Frau saß an einem offenen Fenster; das Meer blaute herein und plätscherte unmittelbar an die hinausgebaute felsige Terrasse, auf der dieses Zimmer stand. Wie von dem marmornen Fensterrahmen eingefaßt, leuchtete die kleine bergige Insel Nesis über das Meer herüber; dahinter das ferne Festland des neapolitanischen Golfs. Sempronia hatte neben sich ein ehernes Gefäß mit Wasser stehn. In der Hand hielt sie eine Angelruthe, deren Schnur sie ins Meer hinunterhängen ließ. In dem Augenblick, als der Jüngling eintrat, zuckte sie die Angel in die Höhe. Doch sie schien sich getäuscht zu haben, der Angelhaken war leer. Nun bemerkte sie, daß Myrtilos hinter ihr stand, und ließ die Schnur wieder zurückfallen.

Sie lächelte ihm zu, betrachtete ihn mit einem eigenthümlich prüfenden Blick von oben bis unten, und reichte ihm, da er näher trat, die Hand. Sei mir willkommen! sagte sie. Ich wollte dich bitten, von jetzt an dieses Haus als das deinige anzusehn. Ariston wird dir gesagt haben, daß ich für die Zeit deiner Einsamkeit dir Alles, was mein ist, zur Verfügung stelle.

Ich weiß nicht, womit ich so viel Güte verdiene! antwortete Myrtilos.

Was heißt auf dieser Welt „verdienen"? sagte sie mit reizender Heiterkeit. Nur in der Unterwelt wird Jedem sein Verdienst, — wie uns wenigstens die Mythologen versichern. Ich bin nun einmal in der Laune, dich als meinen Freund zu behandeln! Setze dich mir gegen=

hatte, sank sie ihm in die Arme. Die Sinne schienen sie zu verlassen.

Alles stand auf und sprach und rief durcheinander. Indeß nach einigen Augenblicken raffte sie sich wieder auf, entzog sich dem Furius mit einem dankenden Blick und wankte, auf ihren Sklaven und den Mundschenk gestützt, hinaus. Auf Wiedersehen! winkte sie schwach zurück; sie schien am Körper zu zittern. Rufus, noch seinen gefüllten Becher in der Hand, starrte ihr mit offenem Munde nach, bis sie in einer Seitenthür verschwand.

IV.

Am nächsten Morgen saß Myrtilos in Aristons Werkstatt auf dem Dreifuß, den Meister erwartend, während er das begonnene Modell betrachtete. Er suchte sich vorzustellen, wie schön, wie bewunderungswürdig der Adonis-Myrtilos aus diesem Haufen Thon hervortreten werde; empfand endlich, da Ariston nicht kam, ein Gefühl von Langeweile, und machte sich selber daran, aus daliegendem feuchtem Thon ein Gefäß-Ornament, doch ohne Hingebung, zu kneten. Nach einer langen Stunde erschien zuletzt einer von den Haussklaven und meldete dem überraschten Myrtilos, daß sein Herr in aller Frühe Bajä in einem geschlossenen Reisewagen verlassen habe. Zugleich überreichte er einen Brief, der sorgfältig versiegelt war, und der ihm beim Abschied sei übergeben worden.

Darauf verschwand er wieder und ließ den Jüngling allein.

Myrtilos sah den Brief befremdet an, öffnete ihn und las.

„Ariston seinem Myrtilos. Die Götter veranlassen mich, plötzlich davonzugehn, ohne daß ich dir sagen kann, warum und wohin. Wenn mich nicht Alles trügt, so handelt es sich um einen großen Streich, der mich entweder mitten durchschneidet oder verdoppelt. Erspare dir die Mühe, dieses Sphinx-Räthsel zu lösen! In einigen Tagen löst es sich von selbst. Bis zu meiner Rückkehr betrachte dich als den Herrn meines Hauses; nur hat Sempronia in gewissem Sinne über dich verfügt, indem sie aufs dringendste verlangt, dich täglich zur letzten Mahlzeit als ihren Gast bei sich zu sehn. Es scheint, — daß sie dich liebt. Nutze dein Glück und habe gute Tage. Lebewohl."

Der verwunderte Myrtilos las den Brief von neuem, las ihn zum dritten Mal, und wußte noch immer nicht, was er denken sollte. Was hatte Ariston so plötzlich über Nacht davongetrieben? Wie kam es, daß Sempronia ihn so auffallend an sich zog, sie, die er gestern so beleidigt gesehen hatte? die hernach gar nicht mehr zu ihren Gästen zurückgekehrt war? — Er las noch einmal die Stelle: „Es scheint, daß sie dich liebt." Mit einem ungläubigen Lächeln schüttelte er den Kopf; dann überkam ihn plötzlich eine zitternde Freude. Es schmeichelte ihm so sehr, diese vornehme, verwöhnte Frau für sich erwärmt zu haben, daß es ihm unmöglich fiel, nicht

daran zu glauben. Er träumte sich ihr gegenüber und ließ ihre Augen bewundernd und verführerisch auf sich verweilen. Eine dumpfe Begierde wachte in ihm auf. Endlich steckte er den Brief in den Busen seines Oberkleides und überließ sich der glücklichen Unruhe, die in seinem erhitzten Blut auf und nieder zog.

Ein riesiger, brauner Sklave in einer rothen Tunica öffnete die Thür, verneigte sich mit asiatischem Gruß und ersuchte ihn in schlechtem Römisch, ihm zu seiner Herrin, der edlen Sempronia, zu folgen. Auf die stumme Frage, die in Myrtilos' erstauntem Gesichte lag, erwiderte der Kappadocier, er habe den Auftrag erhalten, ihn in einer Sänfte abzuholen: seine Herrin wünsche ihn sogleich zu sehn.

Myrtilos erwiderte in seiner Aufregung nichts. Indem er den Triumph, der ihm durch die Brust fuhr, zu unterdrücken suchte, machte er sich schweigend bereit und folgte dem Sklaven vor die Thür hinaus. Draußen erwartete ihn eine bedeckte Sänfte und ein zweiter Sklave. Myrtilos stieg ein. Es währte kaum ein paar Minuten, bis sie den Thorweg zu Sempronia's Villa erreicht und den Garten quer durchmessen hatten. Als sie niedersetzten, hörte er das Meer in nächster Nähe leise heraufrauschen und sah sich einer kleinen Säulenhalle gegenüber. Die Sklaven zeigten ihm eine Pforte und traten zurück. Myrtilos durchschritt die Halle, öffnete rechts die Thür, und stand in einem mittelgroßen, dämmerigen Gemach und erblickte Sempronia.

Die schöne Frau saß an einem offenen Fenster; das Meer blaute herein und plätscherte unmittelbar an die hinausgebaute felsige Terrasse, auf der dieses Zimmer stand. Wie von dem marmornen Fensterrahmen eingefaßt, leuchtete die kleine bergige Insel Nesis über das Meer herüber; dahinter das ferne Festland des neapolitanischen Golfs. Sempronia hatte neben sich ein ehernes Gefäß mit Wasser stehn. In der Hand hielt sie eine Angelruthe, deren Schnur sie ins Meer hinunterhängen ließ. In dem Augenblick, als der Jüngling eintrat, zuckte sie die Angel in die Höhe. Doch sie schien sich getäuscht zu haben, der Angelhaken war leer. Nun bemerkte sie, daß Myrtilos hinter ihr stand, und ließ die Schnur wieder zurückfallen.

Sie lächelte ihm zu, betrachtete ihn mit einem eigenthümlich prüfenden Blick von oben bis unten, und reichte ihm, da er näher trat, die Hand. Sei mir willkommen! sagte sie. Ich wollte dich bitten, von jetzt an dieses Haus als das deinige anzusehn. Ariston wird dir gesagt haben, daß ich für die Zeit deiner Einsamkeit dir Alles, was mein ist, zur Verfügung stelle.

Ich weiß nicht, womit ich so viel Güte verdiene! antwortete Myrtilos.

Was heißt auf dieser Welt „verdienen"? sagte sie mit reizender Heiterkeit. Nur in der Unterwelt wird Jedem sein Verdienst, — wie uns wenigstens die Mythologen versichern. Ich bin nun einmal in der Laune, dich als meinen Freund zu behandeln! Setze dich mir gegen-

über, Myrtilos. Laß uns die Angelruthe nun in Ruhe setzen; — und damit hängte sie sie in eine Schlinge, die an dem Fensterrahmen niederhing. Wie gefällt es dir bei uns in Bajä? setzte sie nachlässig hinzu.

Myrtilos betrachtete eben ihren schönen, etwas bleichen Hals und das meerfarbene Morgenkleid, das ihn einfaßte. Doppelt gut, schöne Sempronia, erwiderte er, da ich dich von dem gestrigen Unfall genesen sehe.

Ich danke dir für deine Theilnahme! sagte sie und lächelte vor sich hin. Sie hatte sich gegen die Fensterwand gelehnt, spielte mit ihrer Halskette und ließ ihn ihre schönen Arme betrachten. Was denkst du von mir, Myrtilos? fragte sie auf einmal und sah ihn durchdringend an.

Was ich von dir denke?

Von mir, wie ich da bin.

Nun — daß du schön bist, sagte Myrtilos leichtfertig.

Du scheinst Aristons sehr gelehriger Schüler zu sein! erwiderte sie mit einem kurzen Lachen. Danach fragte ich eigentlich nicht. Was du von meinem Leben und Treiben denkst; von meiner Art, zu sein.

Eine seltsame Frage! sagte er verwirrt.

Seltsam oder nicht! — Wofür hältst du mich?

Myrtilos sah ihr in die Augen und suchte nach einer Antwort. Die schöne Frau blinzelte ein wenig, wie sie zu thun pflegte, und zeigte ihm lachend ihre glänzenden Zähne. Wie allerliebst du schweigst! sagte sie. Laß dir etwas sagen, mein Freund: du kennst mich nicht, und

wirst mich niemals kennen. Glaube mir das. Was die Außenseite betrifft, so magst du denken, daß ich eine freie, ledige Wittwe bin und zu viel Verstand habe, um mit Frauen im Frauengemach zu leben. Ich kann nicht finden, daß die Männer schöner sind als wir, aber ich kann nicht umhin, sie unterhaltend zu finden.

Meinst du! erwiderte er mit künstlicher Heiterkeit. Dann verstummte er.

Nun, nun, es scheint, du möchtest eine Ausnahme von der Regel sein! fuhr sie nach einer kleinen Pause scherzend fort. Nicht so unterhaltend, aber schöner! Errath' ich dich, Myrtilos? Nicht wahr, mein Freund, du bist in deinem Herzen sehr geneigt, dich für schöner als alle Frauen zu halten?

Warum glaubst du das? stammelte er überrascht. Er meinte zu fühlen, daß sie mit ihm spielte.

Nun, nun! sagte sie, stand auf und fuhr sich mit der flachen Hand über die Stirn und das lose aufgebundene Haar. Das Band löste sich wie von Ungefähr, und ihre feuergoldnen Haare ergossen sich wie ein entfesselter Wasserfall über den Nacken hinab. Myrtilos entfuhr ein unwillkürlicher Ausruf der Verwunderung. Sempronia stand halb von ihm abgewandt, er konnte die goldne Welle in ihrer vollen Schönheit fließen sehn. Was giebt's? fragte sie gleichgültig und wandte den Kopf zu ihm.

Sie sah die Verwirrung in seinen bezauberten Augen, und ein flüchtiger Glanz leuchtete in den ihren auf. Du

hast mir meine Frage noch nicht beantwortet! sagte sie mit einem leisen Zucken ihrer Lippen. Sieh da, welch ein schöner Fisch, setzte sie auf einmal hinzu, indem sie durchs Fenster ins Meer hinuntersah. Ein bläulicher, am Rücken silbern glänzender Fisch schwamm in der Nähe des Angelhakens hin, der noch im Wasser lag, und schien sich ihm lüstern zu nähern. Mit einer raschen Bewegung griff Sempronia nach der Angelruthe, zog sie aus der Schlinge und riß sie in die Höhe. Der Gefangene zappelte am Haken. So fängt man euch, ihr schönen Fische! sagte sie mit seltsamem Lachen, schwenkte die Angelschnur ins Zimmer herein und warf ihre Beute in den Wassereimer. Warum nahmst du dich nicht in Acht, mein Freund; da liegst du nun mir zu Füßen! — Sie sah auf den Fisch herunter, und ein kurzer Blick aus ihrem Auge streifte Myrtilos. Dem Jüngling überlief es sonderbar. Plötzlich fühlte er ein seltsames Gefühl, mit dieser schönen Frau allein zu sein, ihren aufgelösten Haaren und weißen Armen so nahe. Ihre Reden verwirrten ihn, ein leiser Taumel faßte seine Sinne. Er war vorhin aufgestanden, um sie den Fisch fangen zu sehn; nun setzte er sich wieder hin.

Eh' ich dich entlassen muß, um mich anzukleiden, fing sie wieder an, indem sie nachlässig im Fenster stand, — willst du mir nicht noch ein wenig von dir erzählen? Du bist aus Pompeji, wie mir Ariston gesagt hat?

Ein halber Lesbier, ein halber Pompejaner! erwiderte er.

Macht zusammen einen ganzen Myrtilos! sagte sie, indem sie scherzhaft an den Fingern rechnete. Und wer ist Erinna?

Er sah den plötzlich forschenden Blick, der die Frage begleitete. Verzeih mir! antwortete er ein wenig verstört. Erlaß mir, davon zu reden.

Warum?

Du weißt, man läßt gerne die Todten ruhn. Und diese Erinna, nach der du fragst —

Ich verstehe; ihr seid für einander todt. Gut, so schweigen wir von ihr! — — Ist sie schön?

Nicht so schön wie du, erwiderte Myrtilos.

Nicht einmal? Dann ist sie zu beklagen, die arme Erinna! — Und doch hast du sie geliebt?

Ich bitte dich —! stammelte er.

Sempronia sah seine Beklommenheit, doch schien sie nichts zu bemerken. Sagtest du nicht gestern, daß sie deine Braut gewesen sei? fuhr sie harmlos fort. Oder war sie nur deine Braut, ohne daß du sie liebtest?

Sempronia —! sagte er verfinstert.

Verzeih! Ich verletze dich. Ich wollte nur fragen: weißt du, was Liebe ist?

Es scheint, daß ich vor einer Priesterin der Göttermutter stehe, die mir feierliche Fragen stellt, um mich in die Mysterien einzuweihn.

Es könnte sein! erwiderte sie mit einem ernsthaften Lächeln. Sie sah ihm, zum ersten Mal an diesem Mor-

gen, mit einem schmelzenden Blick in die Augen und wiederholte: Weißt du, was Liebe ist?

Wolltest du mich sie lehren? fragte er.

Myrtilos! könntest du dich einer schönen Frau, die dir gefällt, wie ein Sklave zu Füßen werfen?

Myrtilos steifte unwillkürlich die Kniee. Ich hab' es noch nie gethan, erwiderte er.

Könntest du dir wehe thun, um einem Andern deine Liebe zu zeigen? um sein Mitgefühl für dich aufzuregen? — Sie nahm ein silbernes Messer, das hinter ihr auf einem Tischchen lag, und hielt ihren linken Arm vor sich hin. Ein leichter Flor bedeckte ihn, sie schob ihn zurück und stieß die Messerspitze in den entblößten Arm. Das rothe Blut quoll sogleich hervor und lief über die weiße Haut und zum Boden hinab. Um aller Götter willen —! rief Myrtilos aus.

Ihr Männer rühmt euch eurer Tapferkeit! sagte Sempronia mit einem aufgeregt triumphirenden Lächeln; aber so Manches thätet ihr nicht, was Frauen thun! Sieh diesen schönen Arm — wie er leiden muß, weil seine eitle Herrin dir zu gefallen wünscht!

Myrtilos blickte auf das fließende Blut. Dann griff er in der Bestürzung nach seinem Schweißtuch, tauchte es in das Gefäß, in dem der Fisch umherschwamm, und legte es auf die Wunde. Sein Herz schlug heftig, von einer Freude, die er noch nie empfunden hatte. Als er Sempronia wieder anzublicken wagte, sah er ihre Augen mit fast fiebernden Glanz auf sich geheftet.

Sempronia! sagte er aufgeregt.

Genug davon! unterbrach sie ihn mit einer leichten Handbewegung; ich wollte nichts, als dir zeigen, was eine Frau vermag! — Sie wischte das Blut ab und tauchte den ganzen Unterarm in das Wasser. Die rothen Tropfen hörten bald auf zu fließen. Myrtilos sah ihr zu und staunte, wie elfenbeinern die schöne Rundung ihres Arms aus dem feuchten Element hervorschimmerte. Wie konntest du dir das anthun, Sempronia! sagte er. Ohne zu antworten, zog sie den Arm wieder hervor und fing an, mit ihrem eigenen Tuch ihn abzutrocknen. Alsbald nahm er ihr das Tuch aus der Hand. Erlaube mir, daß ich dich bediene! — Sie ließ es ruhig geschehn. Er bemühte sich, jeden Tropfen mit der zartesten Berührung wegzuwischen. Endlich zuckte sie ungeduldig zurück: Es ist genug! — Myrtilos hielt ihren Arm noch in seiner heißen Hand, und von allerlei Gefühlen fortgerissen, drückte er seine Lippen auf die Wunde.

Beim Hercules, du bist dreist! sagte sie und entzog sich ihm mit einer raschen Bewegung. So war es nicht gemeint! — Mit einem strafenden Blick auf den Mund, der diese Kühnheit gehabt hatte, nahm sie ihm das Tuch aus der Hand und trat zurück. Siehst du, die Wunde fängt wieder zu fließen an! Du hast das Blut aus seiner Ruhe aufgeschreckt! — Sie schlang sich das Tuch um den Arm, um das Blut zu stillen. In diesem Augenblick erschien eine Dienerin in der Thür und öffnete die Lippen, wie um etwas zu melden. Ich komme, ich

komme! sagte Sempronia hastig und ging zur Thür. Auf Wiedersehen heute Abend, Myrtilos! Ich erwarte dich! — Sie warf ihm noch einen Blick zu, der voll Empfindung lächelte, und schwebte hinaus.

Myrtilos stand und sah ihr nach; endlich ging auch er. Seine Sinne waren noch außer Fassung. Die verworrensten Gefühle und Vorstellungen begleiteten ihn, als er durch den Cypressengang zum Gartenthor schwankte und auf die Straße trat. In seinen Adern war keine Ruhe mehr. Ohne auf die hohe Sonne zu achten, ging er an den Gärten entlang dem Hafen zu. Er sog begierig die frischere Meerluft ein, starrte auf die blaue Wasserfläche, nach dem ferne rauchenden Vesuv hinüber, und dachte dem wundersamen Schicksal nach, das ihn aus seinem stillen Pompeji in diese Welt der Aufregungen entführt hatte. Sempronia! seufzte er und sah nach ihrem Hause zurück. Rechts und links wuchsen die Villen auf weißen Dämmen ins Meer hinaus. Lustschiffe und Gondeln aller Art lagen angekettet in kleinen künstlichen Buchten, oder dämmerten unter Schutzdächern hervor. Das Meer schlief und schien nur, indem es leise ans Ufer klatschte, im Traum zu athmen. Der ganze Golf lag wie schlafend da. Nur ein paar glänzende Segel bewegten sich in der Ferne über die Fläche hin, und über den Säulen, die aus den Cypressen der vornehmen Gärten hervorleuchteten, stieg hie und da ein leichter Rauch langsam in die Höhe. Myrtilos sah ihm nach und seufzte tief. Er freute sich, wie still und schön Alles war, und

fühlte sich in sonderbarer Schwermuth allein; in einem Gefühl, das er seit Jahren nicht empfunden hatte.

Ein Schiffer, der neben ihm in seiner angebundenen Gondel schlief, hielt ihm das Gesicht zugekehrt; Myrtilos betrachtete ihn und ward auf einmal lebhaft an Erinna's Bruder erinnert. Erinna selber trat ihm wieder vor Augen; die beiden Geschwister glichen sich so sehr. Er sah sie in der Halle ihres kleinen Hauses, in seinem Zimmer, an der Stelle, wo sie jenen traurigen Abschied von ihm genommen hatte. Die betrübten Augen schienen ihn anzublicken und ihre zierliche Gestalt über dem Wasser zu schweben. Plötzlich trat dann Sempronia neben sie, die schöne üppige Frau, deren weißen Arm er vor einer Stunde geküßt hatte. Er sah wieder ihre Haare niederwallen, ihr helles Blut fließen und ihre Augen blitzen. Eine dumpfe Empfindung sagte ihm, daß sie nichts wolle, als ihm seine Ruhe rauben. Er fühlte, wie sehr sie ihn schon darum gebracht hatte. Von der Sonne noch heißer aufgeregt, ging er dem Schatten und seiner Wohnung zu, und gelobte sich unterwegs, diese goldhaarige Sirene nicht wiederzusehn. Zu Hause trieb er sich ruhelos umher, aus einem Zimmer ins andre, mit Nichts und Allem beschäftigt. Endlich kam die Stunde, zu der ihn Sempronia zu sich beschieden hatte. Sein Gelübde war vergessen, und wie ein Fischchen von Eisen, dem man den Magnet entgegenhält, steuerte er ihrem Hause zu.

Es verdroß ihn, daß er sie nicht allein fand. Rufus

und Mävius waren wieder ihre Tafelgäste, ein häßlicher Zwerg in phantastischer Kleidung kauerte neben ihr auf einer Fußbank und bemühte sich, die Gesellschaft durch seine Narrenspäße zu unterhalten. Sempronia war ein wenig blaß, aber ausgelassen heiter. Sie trug das Purpurkleid, in dem er sie zuerst gesehen hatte, und milesische Rosen im aufgebundenen Haar. Es machte ihr grosses Vergnügen, Rufus geistreich und übermüthig zu necken; jede Absicht auf Myrtilos schien sie aufgegeben zu haben. Nur von Zeit zu Zeit richtete sie an ihn ein unbedeutendes Wort. Der Jüngling saß in schwerer Beklemmung da. Er suchte sich lebhaft in die Unterhaltung zu mischen. Zuweilen warf ihm Rufus wieder einen seiner bewundernden Blicke zu; Myrtilos sah sie, aber heute zum ersten Mal ohne Freude darüber zu empfinden.

Bewundert mich, sagte Sempronia auf einmal, daß ich so fröhlich sein kann, obwohl mein Furius mich wieder verlassen hat! An diesem Nachmittag ist er abgereist, ohne zu sagen, wohin! — Sie betonte das „mein", und blickte flüchtig zu Myrtilos hinüber.

Wie ich höre, antwortete Rufus, weil er ein Feuerwerk zu sehen wünscht: denn man sagt, der Vesuv drohe mit einem Ausbruch. Die Brunnen bei Herculanum und Pompeji sollen versiegen, und Furius ist nicht der Mann, so ein seltenes Schauspiel sich entgehen zu lassen.

Myrtilos fuhr aufgeregt in die Höhe.

Nicht doch, warf Mävius ein. Beruhige dich, junger

Pompejaner! Der Vesuv raucht noch harmlos fort, und die Erde ist ruhig. Ich fürchte, Freund Furius wird seine Neugier durch irgend ein anderes Abenteuer entschädigen müssen.

Erdbeben oder Herzbeben! sagte Sempronia lachend. Mit einer plötzlichen Bewegung beugte sie sich dann über den Tisch, an dem sie saß — denn sie hatte sich nicht gelegt —, stützte die beiden Arme auf und sagte zu Rufus:

Da du gestern so beredt von der Schönheit sprachst, mein gelehrter Freund, — willst du mir nicht eine Frage beantworten?

Frage, ich antworte, erwiderte Rufus.

Schönheit! Was ist Schönheit? Woran erkennen wir, welche die größere ist? Durch die Mathematik, Rufus, oder durch das Gefühl?

Nichts ohne das Gefühl, entgegnete Rufus. Nichts ohne das Gefühl.

Mävius nickte.

Also wenn es zwischen zwei Geschöpfen unentschieden wäre, welches schöner ist, so würde der Sieg dem zufallen, dem das Gefühl des andern sich gefangen giebt?

Beim Jupiter, allerdings! man sollte es meinen! sagte Rufus und sah die schöne Frau etwas verwundert an. Wie kommt dir diese philosophische Frage?

Aus Laune! antwortete sie und lachte wieder. Ein paar junge Flötenbläser erschienen eben im Hintergrunde des Saals, lehnten sich gegen zwei Säulen und unter-

brachen das Gespräch durch eine äußerst liebliche, sanfte Melodie. Sempronia bog sich in ihren Sessel zurück, und blickte während des Spiels Myrtilos fast beständig mit ruhigen Augen an. Das Benehmen dieser räthselhaften Frau brachte den Jüngling völlig außer Fassung. Die Rosen auf ihrem Kopf hatten sich verschoben, und indem er in diese leuchtende Unordnung starrte, um ihren Augensternen auszuweichen, und sich von der schmeichelnden Musik einwiegen ließ, fühlte er, wie sonderbar Alles in ihm sich auflöste. Er glaubte den Sinn von Sempronia's Fragen zu verstehn und suchte sich mit stolzer Gelassenheit gegen sie zu waffnen; aber in einem traumhaften Zustand schmolz seine letzte Gelassenheit hinweg. Zuletzt schloß er die Augen. Als die Musik endete und er die langen Wimpern wieder aufhob, stand Sempronia vor ihm und sah ihm mit einem reizend höhnischen Lächeln ins Gesicht. Woran denkst du, Adonis? fragte sie.

An das Nichts, antwortete er.

An nichts? Nicht einmal an dich selbst? — Leb wohl, mein Adonis; verzeih mir, daß ich dich für heute verlasse. Doch du bleibst ja in der besten Gesellschaft, die man dir wünschen könnte. Auf Wiedersehen morgen, mein Freund! Schlaf' unterdessen den Schlaf eines Philosophen; gute Nacht.

Damit gab sie ihm die Hand und ging. Er glaubte sie im Gehen leise lachen zu hören; — dann war's ihm wieder, als habe er sich getäuscht. Noch wie im

Traum, nahm er hastigen, zerstreuten Abschied von den andern Gästen und schlich nach Hause. Bald hatte er sich auf seinem Lager gebettet, schlief aber erst nach langen Stunden ein. Sempronia und Erinna erschienen wiederholt in seinen Träumen; Sempronia traurig, Erinna lachend, — bis er aufwachte und sich mit tiefer Bangigkeit besann, daß es umgekehrt sei. Er wünschte Ariston mit Sehnsucht zu sich zurück. Am frühen Morgen ging er in dessen Werkstatt und riegelte sich ein, um sich in dieser künstlerischen Luft wieder auf sich selbst zu besinnen. Der Anblick des angefangenen Adonis wollte ihm heute keine Freude machen. Er versuchte zu arbeiten, ein schönes Prunkgefäß zu zeichnen und zu formen. Aber Sempronia schien ihm bei der Arbeit zuzusehn und ihn in ihre weißen, schön mit Blut gefärbten Arme zu locken. Dann glaubte er wieder ihre spöttische Stimme hinter seinem Nacken zu hören, und sein Selbstgefühl fuhr wie beleidigt in die Höhe.

So kam endlich die Zeit heran, zu ihr zu gehn. Er kleidete sich an, und während er sich in seinem silbernen Spiegel sah, gab er sich das Wort, ihr gelassen und kühl zu begegnen, über ihre Eitelkeit zu triumphiren. Doch als er in dem großen Säulenhof erschien, kam ihm der Speisenmeister entgegen, um ihm zu seiner Ueberraschung zu melden, daß Sempronia heut verhindert sei, ihn zu sehn. Ein leichtes Unwohlsein halte sie an ihr Zimmer gefesselt. Sie kleide sich jedoch an und hoffe noch während des Essens auf einige Augenblicke zu erscheinen.

Die Tafel war angerichtet; Mävius gesellte sich als zweiter Tischgast hinzu, auch der Zwerg erschien wieder. Myrtilos seufzte verstört, legte sich auf sein Kissen und bemühte sich fast vergebens, seinen Verdruß zu verbergen. Die Unterhaltung warf sich wieder auf den Vesuv; Mävius legte in aller Umständlichkeit dar, daß auch jetzt noch ein Ausbruch nicht zu erwarten sei, wenn auch Einige schon ein unterirdisches Brausen gehört haben wollten. Der zerstreute Myrtilos nickte, ohne recht zu hören, was der Andre sprach. Er sah Mävius' Glatze an und verglich sie in Gedanken mit dem flammenden Haar, das er über Sempronia's Schultern hatte hinfließen sehn. Dazwischen horchte er auf ihren Schritt. Doch das ganze Mahl ging vorüber, ohne daß die Hausfrau erschien. Endlich trat wieder ein Diener auf die Schwelle, und meldete, seine Herrin leide von neuem an Kopfweh und bedaure von Herzen, so ungesellig zu sein. Sie lasse ihren Gästen die allerfreundlichste Nacht wünschen.

Myrtilos erhob sich sogleich, rief nach seinem Sklaven und ließ Mävius mit den wieder auftretenden Flötenbläsern allein. Es faßte ihn eine Art von Zorn auf Sempronia. Er schickte den Sklaven heim, durchirrte die Stadt, die Hafengegend bis in die tiefe Nacht, dann lag er schlaflos auf seinem Lager da. Die Sehnsucht folterte ihn, Sempronia wiederzusehn, um sie durch seine Kälte, seinen Stolz zu bezwingen; ihr zu zeigen, daß sie *ihn* nicht unterwerfen könne. Der helle Tag erlöste ihn endlich von den verworrensten Phantasien. Er stand

auf, flüchtete sich ins Freie, stieg auf der staubbedeckten Landstraße zu einer Anhöhe über dem Hafen von Misenum empor. Die römische Kriegsflotte lag zu seinen Füßen; im fernen Duft glaubte er einen weißen Schimmer von Pompeji zu entdecken. Es fiel ihm auf, daß der Vesuv nicht rauchte. Nie hatte er ihn ohne seine Rauchwolke gesehn. Er erinnerte sich an Mävius' gelehrte Erklärungen, und wie bedrohlich dieses Anzeichen sei. Dann blickte er nach Bajä zurück, das hinter ihm halb sichtbar an der blauesten Fluth hingebreitet lag, dachte an Sempronia, und den Vesuv vergessend kehrte er um, ihrer Villa zu.

Sempronia wandelte in ihrem Säulenhof zwischen den Springbrunnen auf und ab, allein und, wie es schien, in Träumereien verloren. Als sie ihn erblickte, kam sie ihm mit ungewöhnlich sanfter Freude entgegen. Du siehst eine ganz Genesene, sagte sie und drückte seine Hand. Alle diese ungesunden Geister, Myrtilos, verweilen nicht lange in meiner Nähe! — Auch ist es gut, setzte sie mit melancholischem Lächeln hinzu, wenn wir nicht lange ins Krankenzimmer verbannt werden; denn nichts ist so leicht, als die Abwesenden zu vergessen.

Sie sah ihn an, als wolle sie die Antwort von seinen Augen ablesen. Wie kann Sempronia glauben, daß man sie vergißt? erwiderte Myrtilos.

So hast du an mich gedacht, mein Freund? Hast du mich vermißt?

Wie unhöflich müßte ich sein, dir das Gegentheil zu

versichern! sagte Myrtilos kühl, indem er sich plötzlich wieder auf seine Rolle besann.

Sempronia schlug sich leise in die Hand und wandte sich auf die Seite. Nach einem kurzen Verstummen sah sie ihn wieder an, faßte ihn beim Arm und zog ihn durch den Speisesaal und einige andere Räume dem hinteren Garten zu. Komm, sagte sie, laß uns eine Weile zu jenen Cypressen gehn! Es sind die ältesten Bäume dieser Gegend; mehrere berühmte Männer in der Unterwelt streiten sich um die Ehre, sie gepflanzt zu haben. Lassen wir sie streiten, und begnügen wir uns, den Schatten dieser schönen Riesen zu genießen.

Sie sagte das mit einer weichen, schmelzenden, harmlosen Heiterkeit, die ihrer etwas scharfen Stimme sonst nicht eigen war, und trat, indem sie weiterplauderte, in den Garten hinaus. Eine mächtige Cypressengruppe ragte in geringer Entfernung auf, wie eine Gesellschaft lebendiger Obelisken, deren sammetgrüne Gipfel sich im Mittagswinde bewegten. In ihrer Mitte lag ein kleiner Weiher, oder vielmehr ein in Marmor eingefaßtes Wasserbecken von ungewöhnlicher Größe und Tiefe, in dem nur Gold- und Silberfische zu schwimmen schienen. Einige Pfauen wandelten in der Nähe umher. Sempronia lockte einen von ihnen heran, und als nun das zahme Thier, offenbar auf irgend einen Leckerbissen wartend, neben ihr stand, schien sie in ihrer stolzen Ueppigkeit die Göttin Juno mit ihrem Vogel zu sein. Wie findest du uns Beide? sagte sie lächelnd.

Ich sehe ein gefährliches Symbol an deiner Seite, antwortete er trocken. Du weißt, was man den Pfauen nachsagt.

Den Pfauen und den Frauen! erwiderte sie und warf die Lippen verächtlich auf. Mit einer kalten Handbewegung scheuchte sie plötzlich den Pfau von sich hinweg und trat an den Weiher. Hier ist Schatten, sagte sie. Komm, und laß uns zugleich die kühle Wasserluft trinken.

Sie stand in ihrem krokusfarbenen Kleid, einen weißen Schleier über dem leuchtenden Haar, in der Schattendämmerung da, und Myrtilos konnte nicht umhin, sie zu betrachten. Er hatte sie noch nicht so schön gesehn, wie in dieser Stunde. Ein ungewöhnlicher, fiebernder Schimmer glänzte aus den großen dunklen Augen. Ihre weiße Haut schien noch weißer als sonst, — nicht natürlich, aber verführerisch. Die Gestalt, von den schönsten Füßen in goldgeschmückten Sandalen getragen, hob sich bei jeder Bewegung aus dem leichten Gewand hervor. Sempronia trug heute wenig Schmuck; aber die freie Luft im Grünen schien sie mehr als je zu beleben. Myrtilos stieg das heiße Blut in die Augen; er wußte nicht mehr, wie er sich dieser Frau erwehren sollte.

Wollen wir die Fischlein füttern? sagte sie und griff in ein Körbchen, das auf dem marmornen Rand des Beckens stand und noch halb mit Brodkrumen gefüllt war. Sie gab ihm von den Krumen in die Hand und

warf selber eine nach der andern ins Wasser. Bald hatte sich eine Schaar der hurtigen schwimmenden Geschöpfe unter ihnen gesammelt und haschte nach dem Futter. Sempronia sah ihnen zu, wie sie sich mit den dummen kleinen Mäulern die Beute gegenseitig wegzuschnappen suchten, und lachte.

Wie man euch fangen könnte, wenn man wollte! sagte sie vor sich hin.

Auf einmal hielt sie mit dem Hinstreuen des Futters ein, nahm Myrtilos die letzten Krumen aus der Hand und blickte stumm hinunter. Der Wasserspiegel, von den unruhigen Fischen getrübt, glättete sich wieder, und das Bild der beiden Menschen, die da oben neben einander standen, erschien auf der Fläche. Sieh uns an, Myrtilos! sagte sie, noch in heiterem Ton. Ein großer Spiegel für große eitle Kinder; — ein ganzes Dutzend Narcisse könnte sich hier bewundern.

Das Wort „Narcisse" rief Myrtilos aus seinen begehrlichen Gedanken zu sich selbst zurück. Er starrte gleichfalls hinab und sah überrascht ihr gemeinsames Spiegelbild. Eine schöne lächelnde Frau und ein schöner ernsthafter Jüngling blickten ihm, mit noch leise schwankenden Umrissen, entgegen. O Zeus —! sagte er mit selbstgefälliger Verwunderung.

Wie schön so ein Menschenpaar sein kann! scherzte sie aufgeregt.

Das Wasser ward völlig still, und Myrtilos sah, wie seine braunen Ringeln, vom leisen Luftzug bewegt,

seine Stirn umspielten. Es fiel ihm ein, wie jener Bildhauer in Herculanum ihm so oft bewundernd erklärt, daß er das plastischeste Haar der Welt habe. Ruhig wie eine Bildsäule stand er da und betrachtete diese plastischen Locken.

Sempronia ward ernst. Sie bemerkte, wie er in sich versank, und biß sich auf die Lippe. Venus und Adonis! murmelte sie plötzlich in Gedanken.

Was sagtest du? fragte er zerstreut.

Nichts! antwortete sie.

Nach einer Weile suchte sie wieder zu lächeln. Wenn ich wirklich so da unten läge, Myrtilos, wie du mich siehst, — würdest du mir nachspringen, um mich heraufzuholen?

Ich schwimme wie Leander! antwortete er und betrachtete sein Bild.

Sie sah es, und mit einer zornigen Bewegung warf sie auf einmal alle Brodkrumen in ihrer Hand hinunter. Das Wasser fuhr in verwirrten Kreisen auseinander und die beiden Gestalten verschwanden. Myrtilos sah zu Sempronia auf. Es überraschte ihn ein wenig, wie ihre fiebernden Augen funkelten, als ob sie ihn niederblitzen wollten. Warum thatest du das? fragte er gedankenlos erstaunt.

Ich weiß es nicht! antwortete sie.

Er kehrte sein Gesicht wieder dem Wasser zu, das sich zu beruhigen anfing. Sempronia's Antlitz da unten hatte einen bösen, gefährlichen Ausdruck angenommen;

warf selber eine nach der andern ins Wasser. Bald hatte sich eine Schaar der hurtigen schwimmenden Geschöpfe unter ihnen gesammelt und haschte nach dem Futter. Sempronia sah ihnen zu, wie sie sich mit den dummen kleinen Mäulern die Beute gegenseitig wegzuschnappen suchten, und lachte.

Wie man euch fangen könnte, wenn man wollte! sagte sie vor sich hin.

Auf einmal hielt sie mit dem Hinstreuen des Futters ein, nahm Myrtilos die letzten Krumen aus der Hand und blickte stumm hinunter. Der Wasserspiegel, von den unruhigen Fischen getrübt, glättete sich wieder, und das Bild der beiden Menschen, die da oben neben einander standen, erschien auf der Fläche. Sieh uns an, Myrtilos! sagte sie, noch in heiterem Ton. Ein großer Spiegel für große eitle Kinder; — ein ganzes Dutzend Narcisse könnte sich hier bewundern.

Das Wort „Narcisse" rief Myrtilos aus seinen begehrlichen Gedanken zu sich selbst zurück. Er starrte gleichfalls hinab und sah überrascht ihr gemeinsames Spiegelbild. Eine schöne lächelnde Frau und ein schöner ernsthafter Jüngling blickten ihm, mit noch leise schwankenden Umrissen, entgegen. O Zeus —! sagte er mit selbstgefälliger Verwunderung.

Wie schön so ein Menschenpaar sein kann! scherzte sie aufgeregt.

Das Wasser ward völlig still, und Myrtilos sah, wie seine braunen Ringeln, vom leisen Luftzug bewegt,

seine Stirn umspielten. Es fiel ihm ein, wie jener Bildhauer in Herculanum ihm so oft bewundernd erklärt, daß er das plastischeste Haar der Welt habe. Ruhig wie eine Bildsäule stand er da und betrachtete diese plastischen Locken.

Sempronia ward ernst. Sie bemerkte, wie er in sich versank, und biß sich auf die Lippe. Venus und Adonis! murmelte sie plötzlich in Gedanken.

Was sagtest du? fragte er zerstreut.

Nichts! antwortete sie.

Nach einer Weile suchte sie wieder zu lächeln. Wenn ich wirklich so da unten läge, Myrtilos, wie du mich siehst, — würdest du mir nachspringen, um mich heraufzuholen?

Ich schwimme wie Leander! antwortete er und betrachtete sein Bild.

Sie sah es, und mit einer zornigen Bewegung warf sie auf einmal alle Brodkrumen in ihrer Hand hinunter. Das Wasser fuhr in verwirrten Kreisen auseinander und die beiden Gestalten verschwanden. Myrtilos sah zu Sempronia auf. Es überraschte ihn ein wenig, wie ihre fiebernden Augen funkelten, als ob sie ihn niederblitzen wollten. Warum thatest du das? fragte er gedankenlos erstaunt.

Ich weiß es nicht! antwortete sie.

Er kehrte sein Gesicht wieder dem Wasser zu, das sich zu beruhigen anfing. Sempronia's Antlitz da unten hatte einen bösen, gefährlichen Ausdruck angenommen;

doch er bemerkte es nicht, weil er nur auf sein eigenes sah. Wie mit magischer Gewalt zog es ihn diesem schönen Anblick zu. Er berauschte sich wieder in dem Gefühl seines Selbst, er schien Sempronia völlig zu vergessen.

Nein, bei der Juno —! sagte sie auf einmal halblaut vor sich hin. Sie schüttelte heftig ihre Haare. Dann fragte sie spöttisch: Was giebt es da unten zu sehen, Myrtilos?

Wie? fragte er zerstreut zurück.

Wie? — Sie sprach ihm dieses „Wie" nach und sah vor Aufregung zitternd in die stille Flut. Bist du mit deinen Untersuchungen bald zu Ende, Myrtilos? — Wollen wir gehn?

Myrtilos antwortete nicht. Er hatte gehört, aber nicht verstanden, was sie sagte; träumerisch starrte er den Jüngling da unten an. Die schöne Frau verlor ihre letzte Fassung. Auf ihrer Stirn erschien wieder die bläuliche Ader; ein leidenschaftlicher, fast irrer Blick fuhr unter den Wimpern hervor. Plötzlich hob sie die Arme und sprang ins Wasser hinab.

Heilige Götter! rief Myrtilos aus. Er sah erschrocken, wie ihre Gestalt hinuntersank und die Flut über ihrem Kopf zusammenschlug. Im nächsten Augenblick sprang er ihr nach. Das Becken war so tief, daß seine Füße beim Niedergehn kaum den Boden berührten. Als er dann wieder in die Höhe kam, hatte er schon ihren rechten Arm gefaßt, umschlang sie und schwamm

mit ihr einer kleinen Marmortreppe zu, die vom Rand hinabführte. Sempronia! sagte er, sich das Wasser von den Lippen blasend, und blickte sie aufgeregt von der Seite an. Wie geschah das, Sempronia? — Sie erwiderte nichts, sondern schloß die Augen. Ihr Haar war im Wasser wieder losgegangen, und die langen goldnen Fäden schwammen ihr nach. Sempronia! wiederholte er zärtlich, als er die Treppe erreicht hatte; ließ sie auf die unterste Stufe treten, stellte sich neben sie und hielt sie fester im Arm. Es überschauerte ihn plötzlich das Bewußtsein, daß er diese Frau umschlungen halte. Alle seine Sinne waren wieder entflammt. Ihr nasses Gewand legte sich eng an die schönen Glieder, er fühlte sie, und sah, was er fühlte. Das Wasser war nicht kalt; nur eine gelinde Kühle flog ihm über die Haut. Sempronia! sagte er zum dritten Mal und drückte sie verwegen an seine Brust.

Laß mich hinauf! erwiderte sie rasch. Nur ein kurzer feuriger Blick flog ihm zu, ihn für ihre Rettung zu belohnen. Sie entzog sich ihm und stieg die Treppe hinauf. Seine Augen folgten der verführerischen Gestalt, bis sie oben war. Dann trat sie vom Rand zurück und lehnte sich, wie von einer Schwäche angefallen, gegen die nächste Cypresse. Sempronia! sagte er und eilte ihr nach: soll ich dich ins Haus führen? soll ich die Sklaven herbeirufen?

Ich danke dir! gab sie sanft zur Antwort. Dort kommt schon Jemand, dort vom Garten her. Ich danke dir, Myrtilos.

Wie konnte das nur geschehn? Woher fielst du auf einmal —?

Ich glitt aus und fiel. Komm, laß uns nach Hause gehn! — Sie schenkte ihm noch einen warmen Blick, dann winkte sie ihm, daß er sie führen solle. Inzwischen eilten schon die Sklaven herbei, die das feuchte Kleid ihrer Herrin hatten glänzen sehn. Sempronia lehnte sich auf Myrtilos' Schulter und ging langsam dem Hause zu, indeß sie den Dienern befahl, ihren Gast in ein besonderes Gemach zu führen und ihm aus Aristons Haus einen andern Anzug zu holen. Es geht mir gut! sagte sie auf Myrtilos' zärtliche Frage, wie sie sich befinde. Auf Wiedersehn in trocknen Kleidern! setzte sie hinzu, als sie den Gartensaal erreicht hatte, und drückte ihm die Hand. Sie trat in eine Seitenthür und verschwand in ihre Gemächer.

Myrtilos ging hinter dem Sklaven her, der ihn in ein zierliches Fremdenzimmer führte; ließ sich entkleiden und stierte vor sich hin. Sein Blut war in der ungestümsten Wallung; die feuchte Gestalt der Sempronia stand ihm vor Augen. Der Diener rieb ihn mit feinen duftenden Tüchern; dann kam ein andrer, der ihm Gewänder und Sandalen brachte. Er kleidete sich an und wartete ungeduldig, bis Sempronia ihn werde rufen lassen. Seine Glieder fühlten sich neu erwärmt und belebt; ein leidenschaftliches Verlangen zog ihn in ihre Arme, an ihre Lippen. Endlich erschien ein Knabe, der ihn einlud, zu der Herrin zu kommen. Durch einen

langen Gang in ein halbdunkles Zimmer geleitet, folgte er einer Stimme, die ihn weiterrief, und sah sich im nächsten Raum mit Sempronia allein.

Sie lag auf einem Ruhebett, in eine purpurne Decke eingehüllt, das Haar noch in seiner nereidenhaft wallenden Auflösung. Ich begrüße meinen Retter! sagte sie, ihm freundlich mit der Hand entgegenwinkend. Dann bat sie ihn durch eine Geberde, auf dem Sessel neben ihr Platz zu nehmen. Die bezauberndste Heiterkeit lag auf ihren Zügen.

Sempronia! sagte er und blieb neben dem Sessel stehn. Ein Flor legte sich ihm über die Augen; er hielt es so nicht mehr aus. Sempronia! Wenn du deinen Retter belohnen wolltest.

Womit? fragte sie.

Er hielt einen Augenblick inne.

Was willst du von mir, Myrtilos? setzte sie ruhig hinzu.

Dich selbst, antwortete er.

Das ist viel verlangt! sagte sie, ohne einen Zug in ihrem Gesicht zu verändern. Du weißt: Ich gegen Ich! Wer nehmen will, muß auch geben.

Ich liebe dich, Sempronia! erwiderte er mit sichtbar zitternden Lippen.

Es war ihr unmöglich, bei diesem Bekenntniß ein flüchtiges Aufleuchten des Triumphs zu unterdrücken. Doch sie faßte sich schnell. Indem sie ihn wieder ruhig ansah, als wäre nichts geschehn, fragte sie:

Womit willst du mir beweisen, Myrtilos, daß dem so ist?

Wie anders beweisen? sagte er verwirrt. Auf deinen Lippen, in deinen Armen laß mich dir's beweisen.

Gemach! gemach! fiel sie ein, da er ihr seine zitternden Arme schon entgegenstreckte. So schnell erhört man die Liebe nicht. Auf deinen Knieen mußt du mich um Erhörung bitten.

O Sempronia! sagte er und warf sich aufgelöst vor ihr auf die Kniee.

Sieh da, sieh da! Adonis kniet vor der Venus! sagte sie mit einem unheimlich zufriedenen Lächeln. Hab' ich dich so weit? Beugst du dich vor mir, „schönster aller Schönen?"

Laß mich an deine Lippen! flüsterte er, noch besinnungslos, ohne auf ihre Worte zu hören. Laß mich nicht zu deinen Füßen sterben.

Sterben nicht — aber ein wenig sich winden! erwiderte sie mit übermüthigem Lachen und richtete sich auf. Wer hat nun gesiegt, eitler Myrtilos? — Wozu kniest du noch? Was denkst du, daß nun noch geschehen wird, da ich erreicht habe, was ich wollte?

Heilige Götter! rief er plötzlich erwachend aus. Er sprang wieder auf. Seine starren, entsetzten Augen schienen Sempronia einen Augenblick zu erschrecken. Zurück! sagte sie und wehrte ihn unwillkürlich ab. Begreifst du nun, mein Freund, wer du bist? Ein Narciß, ein thörichter Narciß, der diese Frau sich unterwerfen wollte

und seine Meisterin fand! — Du großes Kind! Wer der Schönste sein will, muß auch der Klügste sein. Du dachtest dich mir so gradeswegs in die Arme zu stürzen, mich durch deine huldvolle Liebe zu beglücken; sieh, sieh, wie ich dich auslache!

O Zeus! stammelte er.

Armer Narr! Du kamst an Eine, die noch mehr auf sich hält, als du. Ich hatte ein Gelübde zur Juno gethan, mein Freund, dich mir zu Füßen zu legen, dir zu zeigen, was für ein gebrechlicher Narr du bist. Siehst du, mein Gelübde ist eingelöst, — ich bin zufrieden!

Sie hatte sich von ihrem Ruhebett völlig erhoben, hielt sich die Decke um die Schultern fest, da sie herabfallen wollte, und trat an die nächste Thür zurück. Myrtilos stand völlig vernichtet, wie zu Stein und Eis erfroren da. Es trat ihm nicht ein einziges Wort auf die Lippen. Uebrigens bleiben wir Freunde, wie ich denke! setzte Sempronia, als sie schon auf der Schwelle stand, noch mit vornehmem Lächeln hinzu. Du wirst mir zu jeder Stunde, wie bisher, willkommen sein, Myrtilos. Zur Mahlzeit erwart' ich dich. Auf Wiedersehn!

Damit ging sie in der Haltung einer Kaiserin hinaus und ließ den verstörtesten aller Menschen allein.

V.

Myrtilos kam eine Stunde später nach Hause; mit etwas verwildertem Haar und blassen Lippen. Er fragte

den Thürsteher, ob Ariston schon von sich habe hören lassen; nickte gedankenlos auf dessen verneinende Antwort, und zog sich dann, wie gewöhnlich, in die Werkstatt zurück. Seine lange verhaltenen Empfindungen — denn nach jenem Abschied von Sempronia war er durch die Straßen der Stadt umhergerannt — brachen nun in der Einsamkeit hervor, und vor Wuth und Scham fing er zu weinen an. Er sah sich so gränzenlos erniedrigt, daß ihm jedes Gefühl des Widerstands versagte. Sein ganzes Selbst schien ihm vernichtet zu sein. Sempronia's Seele sah er nun in ihrer ganzen nackten Eitelkeit, bis zur Unmenschlichkeit verzerrt; ein Haß erbitterte ihn, der auf sein eigenes eitles Ich zurückfiel. Die traurigste Selbstverachtung drückte ihn zu Boden. In seiner jugendlich maßlosen Heftigkeit warf er sich auf die Erde, zerrte an seinem Haar, um in irgend einer sichtbaren Weise gegen sich zu wüthen. Das Leben war ihm verleidet, jedes Verlangen in ihm ausgelöscht. Er empfand nichts mehr als den Wunsch, sich vor den Menschen auf immer zu verbergen.

Lange Stunden mochte er so gelegen haben, als ein Geräusch in der Vorhalle ihn in die verabscheute Wirklichkeit zurückrief. Ariston's lebhafte, helle Stimme rief einen der Sklaven an und fragte, ob Myrtilos daheim sei. Der Sklave schien die Frage zu verneinen. Myrtilos sprang auf, da er die Unfähigkeit fühlte, sich seinem Freund in dieser Verfassung zu zeigen. Eben sah er sich um, wohin er flüchten könne, um nicht bemerkt zu wer-

den, als noch eine dritte Stimme sich hören ließ, die er gleichfalls erkannte. Es war Furius, der von draußen einzutreten schien. Gut, daß du kommst! sagte Ariston und ging mit lautem Schritt auf die Thür der Werkstatt zu. Darüber gerieth Myrtilos vollends außer sich. Er trat zurück, und duckte sich im Winkel hinter einen roh behauenen Marmorblock, den Ariston für die Statue des Adonis hatte kommen lassen.

Die beiden Männer traten mit einander ein. Du hattest nach mir geschickt, sagte Furius und blieb nah an der Schwelle stehn. Du siehst, ich habe mir nicht einmal die Zeit genommen, die Reisekleider zu wechseln.

Ich danke dir, sagte Ariston kalt. Um es kurz zu machen, Furius: ich hatte mir erlauben wollen, dich zu fragen, was du in Pompeji beabsichtigst.

Wie?

Was du mit der kleinen Erinna vorhast; warum du ihr die Ehre erweisest, ihr schon zum zweiten Male nachzustellen.

Eine höchst treuherzige Frage! sagte Furius mit kurzem Lachen. Ist dir das auf einmal so räthselhaft? Wie kommt es dir überhaupt, mich wegen dieser kleinen Pompejanerin zur Rede zu stellen?

Weil sie mir zu gut scheint, um dir als Eintagsfliege zu dienen, die einmal genossen wird und dann stirbt. Weil ich sie beschütze.

Sieh da! Ariston als Tugendwächter! — Mein Freund, willst du deinen Spott mit mir treiben? Du hast die

Güte, Erinna gegen mich zu beschützen, während ich bemerkt zu haben glaube, daß du selbst ihrer kleinen Freundin —

Ich bitte dich, verwechsle die Fälle nicht! unterbrach ihn Ariston hastig. Ich bin nicht nach Pompeji gefahren, um ein Abenteuer zu suchen, sondern um eine ernste Herzensangelegenheit auszumachen. Warum lachst du so spöttisch auf? Weil ich dir das sage? Es geschieht auch nur zur Selbstvertheidigung; sonst wüßte ich nicht, wie mir einfallen sollte, in diesem Augenblick davon zu reden. Du weißt, ich bin „Plebejer“ und halte mich nicht zu gut, mir eine Plebejerin zum Weib zu nehmen. Du, als Patricier, denkst vornehmer. Und darum ersuche ich dich, Furius, von dieser kleinen Erinna abzulassen.

Wirklich!

Wirklich, Furius. Es scheint, daß du sonderbare Mittel anwendest, um sie dir zu gewinnen. Ich hatte leider keine Zeit, um noch den Ausgang einer wundersamen Comödie abzuwarten, von der man mir erzählte — —

Myrtilos stand athemlos, halb gebeugt, hinter seinem Block und wußte seine Aufregung kaum noch zu zähmen. Er hörte Furius wieder mit einer künstlichen Heiterkeit auflachen, die ihm alles Blut an die Schläfen trieb. Du also warst der gute Freund, rief der Römer aus, dem ich diesen ungeahnten Ausgang verdankte! der die Kleine warnte, sodaß statt ihrer ein hitzköpfiger Narr

von Bruder erschien! Nun so muß ich dir sagen, guter Freund, daß ich auch auf dich die Verantwortung schiebe, wenn diesem Narren sein Einfall schlecht bekommen ist. Daß sie sich bei dir bedanken mögen —

Was ist dem Bruder geschehn? unterbrach ihn Ariston.

Ich wünsche mich hier nicht verhören zu lassen, antwortete Furius hochmüthig. Alles was ich dir noch zu sagen habe, ist, daß ich dein Benehmen erstaunlich freundschaftlich finde.

Wie es dir beliebt! Ich erkläre dir, Furius, daß ich fortfahren werde, dieses Mädchen gegen jeden Verführer zu beschützen.

Und ich erkläre dir, erwiderte Furius, daß ich fortfahren werde, sie jedem Tugendwächter zum Trotz —

Er sprach nicht aus; denn der vor Zorn verwilderte Myrtilos sprang aus seinem Versteck hervor und trat mit glühenden Augen und erhobenen Fäusten vor ihn hin. Das wirst du nicht! rief der Jüngling leidenschaftlich aus. Das wirst du nicht, oder ich erwürge dich auf der Stelle! — Er war außer sich. Mit einer plötzlichen Bewegung fuhr er dem blaß gewordenen Römer an die Brust und griff nach seiner Kehle.

Beim Hercules — bist du wahnsinnig? sagte Furius mit halb erstickter Stimme. Willst du so gut sein, deine plebejischen Hände von meinem Halse zu lassen?

Der überraschte Ariston faßte Myrtilos am Arm und zog ihn zurück. Willst du ihn ermorden? fragte er hastig. Mensch, wie kommst du hierher?

Güte, Erinna gegen mich zu beschützen, während ich bemerkt zu haben glaube, daß du selbst ihrer kleinen Freundin —

Ich bitte dich, verwechsle die Fälle nicht! unterbrach ihn Ariston hastig. Ich bin nicht nach Pompeji gefahren, um ein Abenteuer zu suchen, sondern um eine ernste Herzensangelegenheit auszumachen. Warum lachst du so spöttisch auf? Weil ich dir das sage? Es geschieht auch nur zur Selbstvertheidigung; sonst wüßte ich nicht, wie mir einfallen sollte, in diesem Augenblick davon zu reden. Du weißt, ich bin „Plebejer" und halte mich nicht zu gut, mir eine Plebejerin zum Weib zu nehmen. Du, als Patricier, denkst vornehmer. Und darum ersuche ich dich, Furius, von dieser kleinen Erinna abzulassen.

Wirklich!

Wirklich, Furius. Es scheint, daß du sonderbare Mittel anwendest, um sie dir zu gewinnen. Ich hatte leider keine Zeit, um noch den Ausgang einer wundersamen Comödie abzuwarten, von der man mir erzählte — —

Myrtilos stand athemlos, halb gebeugt, hinter seinem Block und wußte seine Aufregung kaum noch zu zähmen. Er hörte Furius wieder mit einer künstlichen Heiterkeit auflachen, die ihm alles Blut an die Schläfen trieb. Du also warst der gute Freund, rief der Römer aus, dem ich diesen ungeahnten Ausgang verdankte! der die Kleine warnte, sodaß statt ihrer ein hitzköpfiger Narr

von Bruder erschien! Nun so muß ich dir sagen, guter Freund, daß ich auch auf dich die Verantwortung schiebe, wenn diesem Narren sein Einfall schlecht bekommen ist. Daß sie sich bei dir bedanken mögen —

Was ist dem Bruder geschehn? unterbrach ihn Ariston.

Ich wünsche mich hier nicht verhören zu lassen, antwortete Furius hochmüthig. Alles was ich dir noch zu sagen habe, ist, daß ich dein Benehmen erstaunlich freundschaftlich finde.

Wie es dir beliebt! Ich erkläre dir, Furius, daß ich fortfahren werde, dieses Mädchen gegen jeden Verführer zu beschützen.

Und ich erkläre dir, erwiderte Furius, daß ich fortfahren werde, sie jedem Tugendwächter zum Trotz —

Er sprach nicht aus; denn der vor Zorn verwilderte Myrtilos sprang aus seinem Versteck hervor und trat mit glühenden Augen und erhobenen Fäusten vor ihn hin. Das wirst du nicht! rief der Jüngling leidenschaftlich aus. Das wirst du nicht, oder ich erwürge dich auf der Stelle! — Er war außer sich. Mit einer plötzlichen Bewegung fuhr er dem blaß gewordenen Römer an die Brust und griff nach seiner Kehle.

Beim Hercules — bist du wahnsinnig? sagte Furius mit halb erstickter Stimme. Willst du so gut sein, deine plebejischen Hände von meinem Halse zu lassen?

Der überraschte Ariston faßte Myrtilos am Arm und zog ihn zurück. Willst du ihn ermorden? fragte er hastig. Mensch, wie kommst du hierher?

Er soll nie wieder einen Finger nach ihr ausstrecken, rief Myrtilos, oder mit diesen plebejischen Händen will ich ihn zerreißen!

Furius blickte ihm mit sichtbarer Besorgniß ins Gesicht. Was hab' ich mit dir zu schaffen, junger Mann? sagte er, indem er sich zu fassen suchte, und zupfte seine Toga wieder zurecht. Du hast auf dieses Mädchen verzichtet, und willst noch Andern verwehren, die Hand nach ihr auszustrecken?

Jedem, der sie mit unreinen Händen berühren will! rief Myrtilos, noch an allen Gliedern zitternd, aus.

Furius lächelte höhnisch. Junger Cato! sagte er und blickte vornehm auf den Jüngling herunter; unterscheidest du die Hände so genau? Wer war es denn, der heute Mittag vor einer schönen Frau auf den Knieen lag und sie um jeden Preis erobern wollte? Bist du der Mann dazu, mir Tugend zu predigen?

Myrtilos ließ seine Arme niedersinken und erglühte bis an die Stirnlocken. Er erwiderte keine Silbe.

Ich hatte soeben das Vergnügen, mein Freund, Sempronia zu sehn! nahm Furius mit vollkommener Ueberlegenheit wieder das Wort. Ich komme grade von ihr. Es thut mir Leid, daß ich von deiner Belehrung keinen Gebrauch machen kann, so viel Nachdruck du ihr auch zu geben suchtest. Ein ander Mal besinne dich ein wenig, junger Mann, eh' du dir herausnimmst, mit den Fäusten Sitte lehren zu wollen.

Myrtilos stand still und ließ den Römer, der seine

Toga stolz über die Schulter warf, sich ruhig entfernen. Das Feuer in seinen Augen war wieder wie ausgelöscht. Er hielt den Kopf etwas gesenkt und athmete schwer.

Ariston betrachtete ihn stumm. Dann that er einige langsame Schritte auf und ab. Nach einer Weile blieb er neben der kleinen Adonisfigur stehn und sah sie gedankenvoll an. Myrtilos rührte sich noch nicht. Nun, mein Freund? sagte Ariston endlich leichthin. Diese grausame Sempronia hat dich liegen lassen?

Ich bitte dich, erwiderte Myrtilos, ohne aufzusehn, — frage mich nicht danach.

Wie du wünschest, sagte Ariston ruhig. Kränkt es dich, so schweigen wir davon. Nur wenn es dein Herz erleichtern könnte, sich gegen einen Freund auszuschütten, der die Welt ein wenig zu kennen glaubt, — nur dann bitt' ich dich, mir meinen Antheil an deinem Schicksal zu gönnen.

Du bist allzu freundlich! murmelte Myrtilos.

Ich habe dich lieb, das ist Alles! erwiderte der Bildhauer und legte sein Obergewand auf den Tisch, um sich's behaglich zu machen. Ich glaube, Lieber, du kanntest Sempronia nicht.

Myrtilos schüttelte heftig seine Locken. Nein, ich kannte sie nicht, sagte er mit gedrückter Stimme.

Er vermied es noch immer, Ariston anzusehn; aber er setzte sich auf einen Sessel, der hinter ihm stand, und bewegte die Lippen, ohne daß er sich schon entschließen konnte, zu reden. Ariston bemerkte es, hielt sich aber still.

Ich kann es dir erzählen, murmelte Myrtilos nach einer Weile. Indem er auf den Mosaikboden niedersah und Ariston hinter ihm sich gegen den Tisch lehnte, fing er an, zu beichten. Er berichtete, wiewohl etwas durcheinander, Alles, von seiner ersten Empfindung für Sempronia bis zu der unbarmherzigen, schmachvollen Enttäuschung. Du weißt nun Alles! sagte er endlich und stand mit glühenden Wangen und laut und tief athmend auf. Ich wollte dir nichts verbergen. Es ist aus mit mir; ich kann nicht mehr leben, Ariston!

Nun, nun! sagte der Bildhauer mit einem gutmüthigen Lächeln, das der Jüngling nicht sah: darüber laß die Parze sich noch ein wenig besinnen! — Er hatte die ganze mühsame Beichte schweigend angehört, nur dann und wann, wenn sie ins Stocken gerieth, durch eine gelassene Frage nachgeholfen. Auch lehnte er noch immer gegen den Tisch, nur daß er in seiner lebhaften Art zuweilen die Arme bewegte. Das ist freilich ein Ausgang, wie man ihn nicht wünscht! setzte er nach einer kleinen Gedankenpause hinzu. Es scheint, lieber Myrtilos, daß du einen gewissen Dämon noch nicht kanntest.

Welchen Dämon? fragte Myrtilos und sah auf.

Er steckt in Sempronia — und umschwebt uns alle. Bei dem Einen dringt er in die Schale, beim Andern bis in den Kern. Die Philosophen, Myrtilos, kennen keinen größeren Gegensatz als Liebe und Haß; und doch ist ein anderer mindestens ebenso groß: Liebe und Eitelkeit.

Myrtilos schlug überrascht die Augen nieder, und wieder lief es wie Feuer über seine Wangen.

Ich kenne Sempronia lange! fuhr der Bildhauer ruhig fort. Wir haben einander auch einmal zu lieben geglaubt. Aber sie liebte meine Schmeicheleien und ich ihre Empfänglichkeit dafür; unsre unsterblichen Seelen waren nicht betheiligt. Als ich endlich merkte, daß jener Dämon sie daran verhinderte, zu lieben, so zog ich mich aus diesem Wellenschlag der Leidenschaft auf das feste Land der guten Freundschaft zurück, auf dem wir uns heut noch befinden. Es ging nicht ohne einige Narben ab; aber sie schmerzen nicht mehr. Mein guter Freund, hinter so einer schönen, weißen Stirnhaut liegen mehr Räthsel bei einander, als ein neunzehnjähriger Jüngling in drei Tagen errathen kann! Ich hatte gleichfalls das Schicksal, mich länger, als gut war, in der schönen Sempronia zu irren. Als ich sie kennen lernte, war sie noch in ihrer ersten Jugend; ihre Haut so frisch wie Morgenthau, ihr Geist voll Grazie. Ich dachte, es müsse eine Frau aus ihr werden, wie das alte Rom noch keine gesehen hätte. Aber der Dämon! — Der Dämon der Eitelkeit setzte sich ihr in den Kern. Ihre einfältigen Eltern hatten ihn von früh auf gehätschelt, alle ihre Freunde trugen ihm Futter zu. Er gedieh und wuchs und dehnte sich aus, bis er so groß war, wie Sempronia selbst. Alle andern Leidenschaften in ihr, gute und böse, wurden von diesem einen Dämon aufgesogen. Man sah dem zu, Myrtilos, wie einer wachsenden Krankheit, und konnte

es nicht ändern! Ihr Witz, ihr Geist, ihre Seelenstärke, ihr Feuer, Alles ward zum Werkzeug dieses einen Herrn. Für einen kleinen Triumph ihrer Eitelkeit konnte sie thun, was Andre kaum dem höchsten Zweck zum Opfer bringen. Sie wäre ein Weib wie Arria geworden ohne diesen Wahnsinn! Aber in der kleinen Welt unseres Gehirns geht es oft anders zu, als im Reich der Fische. Das Kleine verzehrt das Große, und das Höhere muß dem Niederen dienen.

Was ist dir, Myrtilos? setzte er auf einmal hinzu, als er den Jüngling in's Auge faßte. Myrtilos hatte den Kopf in die aufgestützte Hand gelegt, die schöne Gestalt mit der ganzen Anmuth des Schmerzes vorgebeugt, und zerfloß in Thränen, ohne es durch einen Laut zu verrathen. Nur die sanfte Wölbung seiner Brust hob und senkte sich tief. Die Lippen, sonst in fast mädchenhafter Lieblichkeit wie im Kuß aneinandergelegt, waren herb geschlossen, als wollten sie den Schmerz nicht hinauslassen, der nun im Blick und im Athem sich verströmte. Ariston war zu sehr Künstler, um nicht zunächst an dem Zauber dieses Anblicks zu haften. Es war ihm, als sähe er den schönen Jüngling Achilleus, der am Meerstrand sitzt, um über seine Beschimpfung durch die Atriden zu weinen. Eine Weile sah er ihm schweigend, mit innerer Freude, zu. Endlich wiederholte er herzlich: Mein Freund, was ist dir?

Myrtilos sprang auf, und die so lange verhaltene Heftigkeit seines Schmerzes machte sich in leidenschaft-

lichen Bewegungen Raum. Du schilderst mich selbst! rief er aus. Ich bin Sempronia; sie ist Myrtilos! So wie du sie schilderst, hab' auch ich mich verloren!

Fasse dich, fasse dich, sagte Ariston in der freundlichsten Gelassenheit und nahm ihn am Arm. Wessen klagst du dich an?

Der Jüngling machte sich los; die Berührung schien ihn noch heftiger aufzuregen. Laß mich! sagte er. Ich weiß, wie du über mich denkst, — wie du mich verachtest. Ich bin nichts mehr als ein eitler Mensch, den eine eitle Frau nach Verdienst beschämt hat! — So, ganz so, wie es ihr ergangen ist, so ist's auch mit mir geschehn. Ich hatte Ehrgeiz, Fröhlichkeit, Liebe zu den Menschen; Alles ist dahin! Dieser Dämon — — Mein Vater — — Er brach in Schluchzen aus, das ihm die Stimme nahm, und lehnte sich wie ein Verzweifelnder gegen die Wand.

Du bist außer dir, Lieber! sagte Ariston mit Zärtlichkeit, während zugleich eine geheime, freudige Genugthuung seine Lippen umspielte. Es würde dir gut thun, wenn du dich fassen wolltest.

Wozu? — Mit mir ist es aus. Ich sehe, ich bin ein Mensch geworden, den Jeder verachten muß. Mein Vater — — doch er ist todt, ich will ihn nicht verklagen. Sie thaten Alles, Ariston, um mich zu einem Narciß zu machen! Sie dachten an nichts, als wie sie meine Schönheit könnten leuchten lassen. Wenn ich mich in meinen Gedanken freute, einmal ein Künstler zu werden, dem seiner Hände Arbeit Ehre mache, so kamen

sie und sagten mir, daß ich ein göttliches Wunder sei, und zeigten mich den Leuten. Und doch hielt ich's lange aus. Doch als dann dieser unglückselige römische Bildhauer kam, und mein Vater vor Freuden wie närrisch ward, daß sein Name durch meine Schönheit so berühmt werden sollte, — und als ich nun zu nichts mehr da war, als „der Kunst zu dienen," wie sie sagten, und mich von Gelehrten und Ungelehrten bewundern zu lassen, — da kam diese Krankheit über mich, von der du sagtest. Ich weiß nun, wie Alles kam! Ich dachte nur noch an mich. Keine Arbeit wollte mir mehr Freude machen; mein Ehrgeiz war hin. Ich hatte kein Herz mehr zu den Menschen; sie sollten nichts, als mich schön finden. Vater und Mutter, Freunde und Erinna — Alles, Alles fiel mir aus dem Herzen! — Ich war ein Narr, ein Narr! rief er mit verdoppelter Leidenschaftlichkeit aus. Alles hab' ich verscherzt, und kann nichts mehr, als die Götter verwünschen, die mir meine Schönheit geschenkt haben!

Nicht doch! nicht doch! sagte Ariston ernst. Das Geschenk ist gut; nur muß man nicht über der einen Gabe die andern vergessen! — Die Götter haben nicht unfreundlich gegen dich gehandelt, Myrtilos; sie haben dir in deiner Wohlgestalt auch eine Seele gegeben. In diesem Augenblick bekennst du sie am stärksten, indem du aus Zerknirschung sie verleugnest. Fasse dich, Myrtilos! Laß uns sagen, daß dein edleres Ich nur ein wenig verschleiert war. Du bist nicht dem Dämon

verfallen wie Sempronia; dazu bist du zu gut. Auf diesem Tisch da sah ich vorhin eine Zeichnung liegen, und sehe dort, frisch aus Thon geknetet, einen reizenden Mischkrug stehn; — ich müßte mich lebhaft betrügen, wenn du ihn nicht mit denselben Händen geknetet hättest, die sich nach Sempronia's Nacken sehnten! — Das da ist dein Beruf. In ihm wirst du den Narciß vergessen. Du hast Griechenblut: das will schaffen und leben, nicht zwecklos im Sand verrinnen. Und wenn du auch eine Seele verscherzt hast, die dich liebte, — die Welt ist groß, und wer nur Menschen suchen kann, der wird sie finden.

O Erinna! Erinna! seufzte der Jüngling tief gequält vor sich hin.

Ariston richtete sich auf, ging im Zimmer umher, betrachtete Myrtilos mit einem ungewissen Ausdruck aus der Ferne. Endlich kam er zurück, trotz seines ernsten Blicks ein wenig lächelnd. Wirst du mir etwas verzeihen, mein Freund? fragte er mit einem Gemisch von feiner Ironie und heitrer Verlegenheit.

Was? fragte Myrtilos und sah ihn an.

Daß ich mir ein wenig mit dir zu spielen erlaubt habe! — Ich hatte vom ersten Augenblick eine Theilnahme für dich, Myrtilos, die die Weisen durch geheime Anziehungskräfte erklären. Wie dem nun auch sein mag, — als ich dich beredete, mit mir nach Bajä zu gehen, hatte ich einen offenen und einen geheimen Gedanken. Den offenen, mich an dir zu begeistern, und den geheimen,

— dich durch Sempronia über dich aufzuklären. Ich sah die große Gefahr, in der du schwebtest. Und wie ich durch den Zustand deiner Seele sogleich an Sempronia erinnert ward, so rührte sich auch der Wunsch in mir, dich vor ihrem Schicksal zu bewahren. Ich hoffte dir in dieser Frau einen Spiegel zu zeigen, der dir nicht wie die andern deine Schönheit, sondern — wie sag' ich nur — dein Zerrbild vorhielte. Irgend ein guter Geist, mein Freund, ist uns zu Hülfe gekommen! Du hast dich in diesem Spiegel schneller erkannt, als ich hoffen durfte. Laß dich diese schmerzhafte Erfahrung nicht bekümmern; es ist ein gutes griechisches Dichterwort: „Wer nicht gezüchtigt wird, wird nicht erzogen!“ Denke dir, du habest das alles in einem Buch gelesen, bis zu voller Sinnentäuschung es mit erlebt. Das Buch ist aus, die Täuschung verfliegt, aber die Wirkung bleibt.

Myrtilos antwortete nichts und sah vor sich hin.

Liebst du Sempronia noch? fragte Ariston nach einer Weile.

Ob ich sie liebe! fuhr der Jüngling auf, und die ganze Wildheit seines beleidigten Gefühls ward wieder lebendig. Frage mich, ob ich sie von ganzem Herzen hasse und verachte!

So viel bedarf es nicht, antwortete Ariston mit feinem Lächeln. Laß in deinem Herzen noch eine Möglichkeit des Bedauerns übrig! Denn sie ist bedauernswerther, als du denkst. Ihr Leben, das wie ein schönes, magisches Farbenspiel begann, ist zu einem Gewinde von

Nichtigkeiten zusammengeschrumpft. Die Kraft von drei Frauenseelen verbraucht sie, um der Netzhaut der Menschen zu gefallen! — Mein Freund, du hast ihr Phöbos-Haar und ihr weißes Gesicht bewundert; denkst du, daß diese Farbenstimmung keine Mühe kostet? Sempronia ist mit dem nicht zufrieden, was die Natur ihr gegeben. Sie färbt ihr Haar, schminkt ihre Haut, malt ihre Brauen; wenn sie durchaus siegen will, nimmt sie Gift, um ihre Augen glänzender zu machen — und ihre Gesundheit zu untergraben. Wo ist die Gränze für die Eitelkeit? An welchem Punkt der Selbstzerstörung will man inne halten, wenn man sich diesem Dämon einmal hingegeben hat? — — Versinke nicht in deinen Kummer, Myrtilos. Die Götter haben dich zu rechter Zeit durch einen Freund gewarnt, durch eine sonderbare Erfahrung aufgeweckt; — und während du dir noch die Augen reibst, entsinnt sich eben dein Freund, daß er seit dem frühesten Morgen unterwegs war, und daß es trotz aller Gemüthsbewegungen Zeit ist, zum Abendessen zu schreiten.

VI.

Die Nacht war über Gesprächen aller Art hereingebrochen; Myrtilos lag auf seinem Bett, mit den gequälten Gedanken in Pompeji, ganz in seine Jugendzeit, in die Tage der ersten kindlichen Zuneigung zu Erinna, in das traurige Gefühl seiner Verarmung versunken. Als er endlich aus kurzem Schlaf gegen Morgen er-

wachte, stand der Entschluß in ihm fest, Bajä zu verlassen. Er empfand die Unmöglichkeit, Sempronia wieder zu begegnen; er fühlte sich von einem undeutlichen, mächtigen Triebe nach Pompeji gezogen. Von da dann weiter, — nach Rom, in die große Welt. Es that ihm nicht wohl, über das Nächste hinauszudenken. Mochte mit ihm geschehen, was da wollte, — nur aus dem Dunstkreis fort, in dem Sempronia's Athem ging. Er stand endlich auf, als die Sterne verblaßten, fand ein Schreibtäfelchen in einem Wandschrank und schrieb an Ariston einen hastigen Abschiedsbrief. Er möge ihm verzeihen, daß er fliehe. Sobald die Götter ihm die Kraft dazu gäben, komme er zurück. Es dränge ihn, noch einmal seiner Eltern Grabstätte zu sehen, ehe er diese Gegend auf immer verlasse. Mehr wußte er nicht zu sagen, denn in ihm selbst stieß ein Chaos von Wünschen und Gedanken durcheinander. Er legte das Täfelchen auf sein Bett, sagte dem Thürhüter, daß er einen Gang an den Hafen zu machen habe, und schlich halb erleichtert, halb in Schwermuth und Unruhe davon.

Im Hafen suchte er einen Schiffer auf und ließ sich über den Golf nach Puteoli übersetzen; von da wanderte er zu Fuß die große Heerstraße entlang, Neapolis zu. Als er am Pausilypon auf die Höhe kam, sah er, daß der Vesuv auch heut nicht rauchte. Der neapolitanische Golf war mit Schiffen aller Art bedeckt, auf der Straße rollte ein Wagen nach dem andern an ihm vorbei; Myrtilos hörte von Wanderern, die ihn einholten, daß man

einen baldigen Ausbruch des Vesuv erwarte und die vornehme Welt von Bajä sich aufmache, um an diesem Schauspiel aus der Nähe theilzunehmen. Zuweilen glaubte man ein dumpfes unterirdisches Getöse zu hören. Andre kamen wieder dazu und versicherten, daß nur ein kleines Erdbeben zu erwarten stehe, wie man deren in Campanien so oft erlebe, ohne daß der Vulkan damit zu schaffen habe. Die Luft ward schon vor Mittag so heiß, daß der ermattete Myrtilos im Wirthshaus zu Neapolis liegen blieb, sich eine Kammer anweisen ließ und bald in einen tiefen Schlummer fiel, aus dem er erst in der Nacht erwachte. Er sah nach den Sternen, legte sich schlaftrunken wieder hin und schlief von neuem, bis die Hähne auf den benachbarten Höfen ihn endlich wach krähten.

Im ersten Morgengrauen wanderte er weiter, nach Herculanum und Pompeji zu. Bald trieb ihn die innere Unruhe, schneller zu gehn, bald mäßigte er seinen Schritt, als komme er immer noch zu früh, den Menschen daheim wieder in die Augen zu blicken. Während er auf der sonnigen Straße dahinzog, immer das Meer zur Rechten, zur Linken den unheimlich ruhigen Vesuv, dem der Athem wie einem Todten ausgegangen schien, fragte er sich, was er eigentlich in Pompeji wolle, ob er es über sich gewinnen werde, Erinna wiederzusehn. Doch als er den weiten Weg zurückgelegt und das Stadtthor erreicht hatte, zog es ihn ohne weiteres Widerstreben der Straße zu, die er vor ein paar Wochen verlassen. Er ging über

wachte, stand der Entschluß in ihm fest, Bajä zu verlassen. Er empfand die Unmöglichkeit, Sempronia wieder zu begegnen; er fühlte sich von einem undeutlichen, mächtigen Triebe nach Pompeji gezogen. Von da dann weiter, — nach Rom, in die große Welt. Es that ihm nicht wohl, über das Nächste hinauszudenken. Mochte mit ihm geschehen, was da wollte, — nur aus dem Dunstkreis fort, in dem Sempronia's Athem ging. Er stand endlich auf, als die Sterne verblaßten, fand ein Schreibtäfelchen in einem Wandschrank und schrieb an Ariston einen hastigen Abschiedsbrief. Er möge ihm verzeihen, daß er fliehe. Sobald die Götter ihm die Kraft dazu gäben, komme er zurück. Es dränge ihn, noch einmal seiner Eltern Grabstätte zu sehen, ehe er diese Gegend auf immer verlasse. Mehr wußte er nicht zu sagen, denn in ihm selbst stieß ein Chaos von Wünschen und Gedanken durcheinander. Er legte das Täfelchen auf sein Bett, sagte dem Thürhüter, daß er einen Gang an den Hafen zu machen habe, und schlich halb erleichtert, halb in Schwermuth und Unruhe davon.

Im Hafen suchte er einen Schiffer auf und ließ sich über den Golf nach Puteoli übersetzen; von da wanderte er zu Fuß die große Heerstraße entlang, Neapolis zu. Als er am Pausilypon auf die Höhe kam, sah er, daß der Vesuv auch heut nicht rauchte. Der neapolitanische Golf war mit Schiffen aller Art bedeckt, auf der Straße rollte ein Wagen nach dem andern an ihm vorbei; Myrtilos hörte von Wanderern, die ihn einholten, daß man

einen baldigen Ausbruch des Vesuv erwarte und die vornehme Welt von Bajä sich aufmache, um an diesem Schauspiel aus der Nähe theilzunehmen. Zuweilen glaubte man ein dumpfes unterirdisches Getöse zu hören. Andre kamen wieder dazu und versicherten, daß nur ein kleines Erdbeben zu erwarten stehe, wie man deren in Campanien so oft erlebe, ohne daß der Vulkan damit zu schaffen habe. Die Luft ward schon vor Mittag so heiß, daß der ermattete Myrtilos im Wirthshaus zu Neapolis liegen blieb, sich eine Kammer anweisen ließ und bald in einen tiefen Schlummer fiel, aus dem er erst in der Nacht erwachte. Er sah nach den Sternen, legte sich schlaftrunken wieder hin und schlief von neuem, bis die Hähne auf den benachbarten Höfen ihn endlich wach krähten.

Im ersten Morgengrauen wanderte er weiter, nach Herculanum und Pompeji zu. Bald trieb ihn die innere Unruhe, schneller zu gehn, bald mäßigte er seinen Schritt, als komme er immer noch zu früh, den Menschen daheim wieder in die Augen zu blicken. Während er auf der sonnigen Straße dahinzog, immer das Meer zur Rechten, zur Linken den unheimlich ruhigen Vesuv, dem der Athem wie einem Todten ausgegangen schien, fragte er sich, was er eigentlich in Pompeji wolle, ob er es über sich gewinnen werde, Erinna wiederzusehn. Doch als er den weiten Weg zurückgelegt und das Stadtthor erreicht hatte, zog es ihn ohne weiteres Widerstreben der Straße zu, die er vor ein paar Wochen verlassen. Er ging über

das Forum und bog links um die Ecke. Schon erkannte er das kleine Haus, darin er mit Erinna gewohnt hatte. Aber ein plötzlicher Schreck faßte ihn, denn eine Cypresse, das Zeichen, daß drinnen ein Todter war, stand vor der Thür.

Hastig trat er näher, sah den Thürhüter, der in seiner kleinen Zelle saß, und die angstvolle Frage lag ihm schon auf der Lippe, ob Erinna gestorben sei. Doch ein Blick in die dämmerige Halle zeigte ihm, was geschehn. Auf einem durch Blumen und Gewinde belebten Todtenbett lag, von dem oben hereinschauenden Himmel beleuchtet, Erinna's Bruder, nach der Landessitte mitten im Atrium zur Schau gestellt. Seine Augen waren geschlossen, das Haar gesalbt und mit einem Kranz geschmückt. Durch die Leichenfarbe seiner stummen Züge schien die geschwisterliche Aehnlichkeit mit der lieblichen Erinna wie durch einen Schleier hervor. Eine Räucherpfanne stand neben dem Ruhebett, und es duftete stark. Sonst war kein Zeichen des Lebens in der Halle; das Herdfeuer nach dem heiligen Gebrauch erloschen. Myrtilos blieb erschüttert auf der Schwelle stehn. Bei allen Göttern, was bedeutet das! brachte er erst nach tiefem Schweigen hervor, indem er den Thürhüter ansah.

Der Diener wollte antworten, als eine feine Mädchengestalt, in grauem Hauskleid, in der nächsten Seitenthür erschien und Myrtilos durch ein leichtes, trauriges Kopfnicken begrüßte. Lala! rief er aus. Das Mädchen kam auf ihn zu, mit so ernstem und stillem Ausdruck, wie er

ihn nie an ihr gesehn hatte. Sie schien in diesen wenigen Wochen um Jahre älter geworden. Sei gegrüßt, Myrtilos! sagte sie halblaut mit Thränen in den Augen und gab ihm ihre kleine, warme Hand.

Was ist geschehn, Lala? stammelte er.

Es wird Praxilla freuen, unterbrach sie ihn sanft, daß du gekommen bist. Doch verlange sie jetzt nicht zu sehen, Myrtilos! Sie und Erinna sitzen in ihren Kammern, um sich noch einmal auszuweinen, ehe sie ihn hinausgeleiten. Ich habe mich hierhergesetzt, um unterdessen über unsern Todten zu wachen.

Lala! sagte er außer sich, was ist ihm geschehn? Ich weiß nichts, ich bin nur durch Zufall hier; ich ahnte nicht, so einen Jammer zu finden.

Das Mädchen sah ihn ganz erschrocken an. Du ahntest nicht —? Du weißt nicht, daß er um diesen schändlichsten aller Menschen sein Leben hat lassen müssen? — Um diesen Verführer? setzte sie hinzu, da Myrtilos sie noch immer fragend anstarrte. O, hätten die Götter ihn doch aus der Welt geschickt, eh' sie ihn über diese Schwelle treten ließen!

Furius! rief Myrtilos aus.

Das Mädchen nickte und weinte. Er hat nicht geruht, jammerte sie, bis er Erinna unglücklich gemacht hat, da er sie nicht s c h l e c h t machen konnte! Und dieser Stille da, der ihr so ähnlich und so ein gutes Herz war, mit seinem letzten Blutstropfen hat er's büßen müssen, daß er sie für immer vor ihm schützen wollte!

das Forum und bog links um die Ecke. Schon erkannte er das kleine Haus, darin er mit Erinna gewohnt hatte. Aber ein plötzlicher Schreck faßte ihn, denn eine Cypresse, das Zeichen, daß drinnen ein Todter war, stand vor der Thür.

Hastig trat er näher, sah den Thürhüter, der in seiner kleinen Zelle saß, und die angstvolle Frage lag ihm schon auf der Lippe, ob Erinna gestorben sei. Doch ein Blick in die dämmerige Halle zeigte ihm, was geschehn. Auf einem durch Blumen und Gewinde belebten Todtenbett lag, von dem oben hereinschauenden Himmel beleuchtet, Erinna's Bruder, nach der Landessitte mitten im Atrium zur Schau gestellt. Seine Augen waren geschlossen, das Haar gesalbt und mit einem Kranz geschmückt. Durch die Leichenfarbe seiner stummen Züge schien die geschwisterliche Aehnlichkeit mit der lieblichen Erinna wie durch einen Schleier hervor. Eine Räucherpfanne stand neben dem Ruhebett, und es duftete stark. Sonst war kein Zeichen des Lebens in der Halle; das Herdfeuer nach dem heiligen Gebrauch erloschen. Myrtilos blieb erschüttert auf der Schwelle stehn. Bei allen Göttern, was bedeutet das! brachte er erst nach tiefem Schweigen hervor, indem er den Thürhüter ansah.

Der Diener wollte antworten, als eine feine Mädchengestalt, in grauem Hauskleid, in der nächsten Seitenthür erschien und Myrtilos durch ein leichtes, trauriges Kopfnicken begrüßte. Lala! rief er aus. Das Mädchen kam auf ihn zu, mit so ernstem und stillem Ausdruck, wie er

ihn nie an ihr gesehn hatte. Sie schien in diesen wenigen Wochen um Jahre älter geworden. Sei gegrüßt, Myrtilos! sagte sie halblaut mit Thränen in den Augen und gab ihm ihre kleine, warme Hand.

Was ist geschehn, Lala? stammelte er.

Es wird Praxilla freuen, unterbrach sie ihn sanft, daß du gekommen bist. Doch verlange sie jetzt nicht zu sehen, Myrtilos! Sie und Erinna sitzen in ihren Kammern, um sich noch einmal auszuweinen, ehe sie ihn hinausgeleiten. Ich habe mich hierhergesetzt, um unterdessen über unsern Todten zu wachen.

Lala! sagte er außer sich, was ist ihm geschehn? Ich weiß nichts, ich bin nur durch Zufall hier; ich ahnte nicht, so einen Jammer zu finden.

Das Mädchen sah ihn ganz erschrocken an. Du ahntest nicht —? Du weißt nicht, daß er um diesen schändlichsten aller Menschen sein Leben hat lassen müssen? — Um diesen Verführer? setzte sie hinzu, da Myrtilos sie noch immer fragend anstarrte. O, hätten die Götter ihn doch aus der Welt geschickt, eh' sie ihn über diese Schwelle treten ließen!

Furius! rief Myrtilos aus.

Das Mädchen nickte und weinte. Er hat nicht geruht, jammerte sie, bis er Erinna unglücklich gemacht hat, da er sie nicht schlecht machen konnte! Und dieser Stille da, der ihr so ähnlich und so ein gutes Herz war, mit seinem letzten Blutstropfen hat er's büßen müssen, daß er sie für immer vor ihm schützen wollte!

Sprich, Lala, sprich! unterbrach Myrtilos sie und faßte sie am Arm. Was ist geschehn, daß er so daliegen muß? Martere mich nicht länger, oder du bringst mich von Sinnen.

Ich weiß, du hast ihn auch lieb gehabt und er dich, fuhr Lala fort, indem sie sich die Augen trocknete. Und wie hatte er seine Schwester lieb! Es gefiel ihm schon wenig, als dieser vornehme, schön geputzte Römer damals, nach deiner Abreise, wiederkam und Praxilla besuchte und gegen Erinna so hold war. Und wie sie ihm dann auf seine Zumuthungen sagte, daß sie ihn nicht wiederzusehen wünsche, und Furius es nun mit Geschenken versuchte, die er ihr durch seinen Sklaven schickte, — wie der Bruder da aufbrauste! Wir hatten unsre Noth, ihn wieder ruhig zu machen. Doch der Römer schien dann davonzugehn; wir hörten nichts mehr von ihm. Bis vor vier Tagen — kann man denn so schlecht sein, Myrtilos? — bis wieder ein Diener kam, den sie nicht kannten, und einen Brief überbrachte, der von Myrtilos in Bajä geschrieben und für Erinna bestimmt sei, für sie ganz allein. Woher wußte dieser Mensch, Myrtilos, was du und Erinna mit einander gehabt hatten? Sie wurde weiß, wie dieser Todte da, ging mit dem Brief in ihre Kammer und las. Nach einer Weile kam ich ihr nach; da gab sie ihn mir zu lesen, aber sagte nichts. Und in dem Briefe stand, du hättest dir die rechte Hand verletzt und könntest nicht selber schreiben. Doch es hänge dein Leben daran, Erinna noch einmal zu sehn, ihr dein Herz

zu zeigen, das nicht von ihr lassen könne; sie um Versöhnung zu bitten, — oder wie es gefaßt war. Aber du wollest Niemand wiedersehn, als sie allein. Wenn sie noch ein wenig Mitleid mit dir habe, so möge sie, wenn es Nacht geworden sei, auf den Platz neben dem Amphitheater, an die Stadtmauer kommen, sie und Niemand sonst. Und dein Name stand, wie von deiner zitternden Hand hinzugesetzt — —

Myrtilos unterbrach sie, seine Aufregung ließ sich nicht länger zurückhalten. Ist es möglich! rief er mit geballten Händen aus. So eine Schandthat sich auszudenken! Und ich hatte ihn schon am Halse und erwürgte ihn nicht!

Ich bitte dich, rede nicht so laut, sagte Lala mit einem bittenden Blick, indem sie nach hinten horchte. Ich wollte nur noch sagen, daß Ariston dazu kam — bei diesem Namen erröthete sie plötzlich — der uns zufällig besuchte. Und da ich über den Brief verwundert war, zeigte ich ihn ihm und fragte, was er von dir zu sagen wisse. Er sah die Schrift: das hat unser Freund Furius geschrieben und kein Andrer! sagte er. Und da Erinna's Bruder, zu seinem und unser aller Unglück, darüber zu kam und die Sache hörte, war er zunächst ganz still; er biß sich nur auf die Lippe, verbot Erinna, das zu thun, was der Brief verlange — o Artemis! sie hätte es nie gethan! — und ging wieder in die Werkstatt an die Arbeit. Doch als die Nacht kam, machte er sich ganz verstohlen auf, um Furius an Erinna's

Stelle zu erwarten, einen Dolch unter dem Oberkleid. Denn du weißt, er war ein wilder Mensch, wenn ihn die Leidenschaft faßte! Und Furius stellte sich ein, — aber ein Sklave mit ihm. Es scheint, daß er Erinna mit Gewalt zu entführen dachte! Statt dessen dringt nun dieser Unglückliche mit dem Dolch auf ihn ein; — aber was sollt' es ihm helfen? Es waren Zwei gegen Einen. Am Morgen fanden sie ihn im Sterben, den Sklaven mit ein paar Wunden neben ihm; Furius war entflohn. Und nun sitzt Praxilla in ihrer Kammer und weint um den einzigen Sohn, den ihr die Götter geschenkt hatten, und ruft sie in ihrem Jammer an, warum sie an jenem Abend diese beiden Männer in ihr Haus geschickt, um dich zu entführen und ihr Kind zu tödten.

Lala sagte dies unter stillen Thränen und sah mit den nassen Augen vor sich hin. Als sie wieder aufblickte, denn es nahm sie Wunder, daß Myrtilos so lange schwieg, war der Jüngling verschwunden. Die traurige Erzählung hatte ihn übermannt. Er sah sich in dieses Schicksal so tief verflochten, wie wenn er es mitverschuldet hätte, und da er leise Schritte kommen hörte und sich unfähig fühlte, Erinna in diesem Augenblick ins Antlitz zu sehn, ging er lautlos hinaus. Seine Brust war von so vielem Jammer wie zusammengeschnürt. Alles, was in diesen Tagen über ihn hereingebrochen war, schien ihm in einem Zusammenhang zu stehn, den er qualvoll empfand. Die leise Stimme eines Dämons schien ihm

zu sagen, daß dies alles nicht geschehen wäre, wenn ihn nicht sein liebloses Herz von Erinna entfernt hätte. Es war ihm fast ein schmerzliches Wohlgefühl, jede Schuld auf seine Seele zu nehmen. So schlich er über die Straße und an den Häusern entlang, ohne nach Lala umzublicken, die befremdet auf die Thürschwelle trat, um ihm nachzusehn. Er wußte nicht, was er wollte. Es trieb ihn nur, dieses Haus des Unglücks, diese Luft voll Todesweihrauch und Gewissensqualen zu verlassen.

Die Stadt war trotz der späten Morgenstunde lebendig; zwischen den Wagen und Fußgängern bewegten sich zahlreiche Männergestalten in dunkler Toga jener Straße zu, offenbar um an dem Grabgeleite des Todten theilzunehmen. Myrtilos ging den Weg, den er gekommen war, zurück, jedem Blick ausweichend, der an ihm haften wollte, die Augen niedergesenkt; denn es war ihm, als werde man ihn darüber zur Rede stellen, daß dies alles so gekommen sei. Erst draußen vor dem herculanischen Thor an der Gräberstraße, wo die Häuser seltener wurden, hielt er wieder an. Er fragte sich, was man von ihm denken werde, wenn er davonlaufe, ohne seinem todten Jugendfreund die letzte traurige Ehre zu erweisen. Dann sah er wieder auf sein graues, staubbedecktes Reisegewand, das sich zur Leichenfeier nicht geziemte, und stand in schwermüthiger Unentschlossenheit da. Von ferne, die große Straße herab, dem Thore zu, zog schon die Trauermusik heran. Der dunkle Zug wallte ihm langsam entgegen. Myrtilos sah ihn kommen, trat an den Rand

Stelle zu erwarten, einen Dolch unter dem Oberkleid. Denn du weißt, er war ein wilder Mensch, wenn ihn die Leidenschaft faßte! Und Furius stellte sich ein, — aber ein Sklave mit ihm. Es scheint, daß er Erinna mit Gewalt zu entführen dachte! Statt dessen dringt nun dieser Unglückliche mit dem Dolch auf ihn ein; — aber was sollt' es ihm helfen? Es waren Zwei gegen Einen. Am Morgen fanden sie ihn im Sterben, den Sklaven mit ein paar Wunden neben ihm; Furius war entflohn. Und nun sitzt Praxilla in ihrer Kammer und weint um den einzigen Sohn, den ihr die Götter geschenkt hatten, und ruft sie in ihrem Jammer an, warum sie an jenem Abend diese beiden Männer in ihr Haus geschickt, um dich zu entführen und ihr Kind zu tödten.

Lala sagte dies unter stillen Thränen und sah mit den nassen Augen vor sich hin. Als sie wieder aufblickte, denn es nahm sie Wunder, daß Myrtilos so lange schwieg, war der Jüngling verschwunden. Die traurige Erzählung hatte ihn übermannt. Er sah sich in dieses Schicksal so tief verflochten, wie wenn er es mitverschuldet hätte, und da er leise Schritte kommen hörte und sich unfähig fühlte, Erinna in diesem Augenblick ins Antlitz zu sehn, ging er lautlos hinaus. Seine Brust war von so vielem Jammer wie zusammengeschnürt. Alles, was in diesen Tagen über ihn hereingebrochen war, schien ihm in einem Zusammenhang zu stehn, den er qualvoll empfand. Die leise Stimme eines Dämons schien ihm

zu sagen, daß dies alles nicht geschehen wäre, wenn ihn nicht sein liebloses Herz von Erinna entfernt hätte. Es war ihm fast ein schmerzliches Wohlgefühl, jede Schuld auf seine Seele zu nehmen. So schlich er über die Straße und an den Häusern entlang, ohne nach Lala umzublicken, die befremdet auf die Thürschwelle trat, um ihm nachzusehn. Er wußte nicht, was er wollte. Es trieb ihn nur, dieses Haus des Unglücks, diese Luft voll Todesweihrauch und Gewissensqualen zu verlassen.

Die Stadt war trotz der späten Morgenstunde lebendig; zwischen den Wagen und Fußgängern bewegten sich zahlreiche Männergestalten in dunkler Toga jener Straße zu, offenbar um an dem Grabgeleite des Todten theilzunehmen. Myrtilos ging den Weg, den er gekommen war, zurück, jedem Blick ausweichend, der an ihm haften wollte, die Augen niedergesenkt; denn es war ihm, als werde man ihn darüber zur Rede stellen, daß dies alles so gekommen sei. Erst draußen vor dem herculanischen Thor an der Gräberstraße, wo die Häuser seltener wurden, hielt er wieder an. Er fragte sich, was man von ihm denken werde, wenn er davonlaufe, ohne seinem todten Jugendfreund die letzte traurige Ehre zu erweisen. Dann sah er wieder auf sein graues, staubbedecktes Reisegewand, das sich zur Leichenfeier nicht geziemte, und stand in schwermüthiger Unentschlossenheit da. Von ferne, die große Straße herab, dem Thore zu, zog schon die Trauermusik heran. Der dunkle Zug wallte ihm langsam entgegen. Myrtilos sah ihn kommen, trat an den Rand

der Gräberstraße zurück und blieb hier stehn. Nach einer Weile erschien der Zugführer in dem mittleren Thorbogen, in seinem geschäftsmäßig feierlichen Schritt; dann die Flötenbläser und die Klageweiber hinter ihnen, die in einförmiger Melodie das schmerzliche Loblied auf den Verstorbenen sangen. Die Bahre folgte, die den Leichnam trug. Das Antlitz unbedeckt, den Kopf durch Kissen erhoben, die Gestalt von einer Decke verhüllt, lag der Todte im Angesicht des Himmels da. Vier junge Männer aus der Verwandtschaft trugen ihn, bei der großen Gluth des Tages von der Last gedrückt und im langsamsten Schritt. Myrtilos sah an ihnen vorbei und fuhr erschüttert zusammen. Hinter der Bahre ging, der Mutter folgend, Erinna, in ihrem weißen Trauerkleid und mit den entfärbten Wangen einem Marmorbild der schwesterlichen Antigone zu vergleichen. Ein weißer Schleier bedeckte ihre Locken; aber auch ihr ganzes Antlitz schien verschleiert zu sein. Alle Jugendgefühle waren in diesen lieblichen Zügen ausgelöscht. Die schlanken Arme hingen bewegungslos an der mädchenhaften Gestalt herab; die Augen sahen zu Boden und die geschlossenen Lippen rührten sich nicht. Myrtilos sah, wie ihre ganze Seele um den Todten trauerte. Ein tiefer Schmerz fuhr ihm durch die Brust; ein Gefühl der Selbstverachtung, der Verstoßenheit, das in Wehmuth zerschmolz. Er warf sich im Geist auf die Kniee vor dieser selbstvergessenen, liebereichen Seele. Ein wonnevolles Schicksal dünkte es ihm, so auf der Bahre zu liegen und von so einem Herzen

beweint zu werden. Thränen, wie sie noch nie aus seinen Augen geflossen, drängten sich unter seinen Wimpern vor. Erinna! seufzte er unwillkürlich auf.

Sie schien diesen Seufzer zu vernehmen; denn auf einmal sah sie ihn an, erkannte ihn und erschrak. Die bleichen Wangen färbten sich ein wenig. Dann suchte sie sich zu fassen, grüßte ihn durch einen stillen Blick, und machte eine etwas hastige Bewegung, um weiter und an ihm vorüber zu gehn. Doch eben stockte der Zug; denn der jüngste von Denen, die die Bahre trugen, blieb stehn, murmelte ein paar matte Worte und gab durch seine Geberden zu erkennen, daß ihn die Kräfte verließen. Die Hitze machte ihn ohnmächtig. Darüber gerieth die Bahre ins Schwanken, und die andern Träger sahen sich bestürzt um, standen und suchten sie durch stärkeres Anstemmen zu halten. Sobald Myrtilos den jungen Menschen seinen Kopf senken und zurückstraucheln sah, trat er, mit einem Blick voll Empfindung auf Erinna, hinzu, stellte sich an dessen Platz und schob seine Schulter unter die Tragstange. Laßt mich gewähren; ich bin Myrtilos! sagte er nur zu den Andern und winkte, weiter zu gehn. Man sah ihn befremdet an; sein Anzug verrieth nicht, daß er den Todten mit geleiten wollte. Doch seine Entschlossenheit, seine ernsten Züge wirkten mehr als sein Kleid. Die Bahre setzte sich wieder in Bewegung, und der lange Zug dunkler und weißer Gestalten, der ihr folgte, wallte nun durch das Thor auf die Gräberstraße hinaus.

Myrtilos fühlte die Last auf seiner Schulter, und die Sonnengluth; doch es that ihm wohl, unter diesem Druck dahinzugehn. Er wandte sich einmal um, in dem Verlangen, einen dankbaren Blick aus Erinnas Augen zu erhaschen. Doch sie sah ihn nicht an, sondern ernst und still auf den Weg. So kamen sie auf den freien Platz hinter den letzten Grabkapellen hinaus, wo der mit Laubgewinden und Blumen traurig aufgeschmückte Scheiterhaufen errichtet war. Sie setzten die Bahre nieder; der Leichnam ward auf den Holzstoß hinaufgehoben und die letzten Liebesspenden ihm nachgeschickt. Ein Oheim des Todten, der hinter Erinna und der Mutter gegangen war, trat mit einer lodernden Fackel vor, und während die Umstehenden laut zu wehklagen begannen, steckte er mit abgewandtem Gesicht den Scheiterhaufen in Brand. Langsam stieg die Flamme ringsum auf und verzehrte das Opfer, das man ihr dargebracht hatte. Myrtilos sah in die Glut und ließ nun selber seine Thränen fließen. Der Himmel, der sich mit bleiernem Gewölk von Süden her umgraut hatte, blickte auf dieses Schauspiel nicht unfeierlich herab; der Vesuv stieß von Zeit zu Zeit eine kurze, dunkle Wolke aus, und auch die Erde fing zuweilen merkbar zu zittern an. Doch Myrtilos gab auf diese Drohungen nicht Acht, die auch die übrige Menge wenig zu schrecken schienen. Er suchte Erinna's Gesicht. Sie hatte sich hinter ihre laut weinende Mutter gestellt, als wünschte sie seine Augen zu vermeiden. Mit einem Seufzer wandte der Jüngling sich wieder ab, und

sah, wie die Asche gelöscht, das noch übrige Gebein gesammelt und besprengt und mit Spezereien gemischt ward. Endlich riefen die Umstehenden dem Todten ihr letztes Lebewohl zu, und mit geweihtem Wasser besprengt wurden sie entlassen. Nun hielt sich Myrtilos nicht länger zurück. Die Versammlung hatte sich kaum aufgelöst, als er sich den Frauen zu nähern suchte, um seine gefüllte Seele auszuschütten. Praxilla! Erinna! rief er sie halblaut schon von weitem an, und kam auf sie zu.

Erinna hörte ihn; aber sie schien nicht gewillt, ihn anzuhören. Ohne sich nach ihm umzusehn, hatte sie schon Lala's Arm ergriffen, die neben ihr stand, murmelte der Mutter ein paar Worte ins Ohr und zog sie hinweg. Die Menge drängte sich der Straße zu, und in diesem Menschenstrom — denn viele Hunderte waren der Leiche gefolgt — verschwanden die zierlichen Gestalten der Mädchen, denen Praxilla folgte. Myrtilos blieb mit umflorten Augen stehn. Er sah, daß sie ihm auswich, und doch war es unmöglich, so wieder davonzugehn. Er mußte ihr sagen — noch wußte er nicht, was. Als das Volk sich dem Stadtthor zu verlaufen hatte und auf der langen Gräberstraße tiefe Mittagsstille eingetreten war, raffte er sich aus seiner Betrübniß auf und wanderte langsam nach Pompeji zurück. Die Straßen waren verödet, fast alle Hausthüren geschlossen. Niemand trat ihm in den Weg, ihn anzureden. So kam er wieder in die Straße und vor das Haus, wo noch die Cypresse stand. Er drückte die Thür auf und sah den Thürhüter auf dem

Sessel in seiner Zelle eingeschlafen. Leise schleichend kam er an ihm vorbei, ohne ihn aufzuwecken, und trat in die Halle ein.

In dem kühlen, dämmernden Raum rührte sich nichts. Das Todtenbett war verschwunden, das Feuer auf dem Herd wieder angezündet, sonst aber kein Zeichen des Lebens, alles mittagsstill. Nur einige schläfrige Fliegen summten um die ausgebrannte Räucherpfanne, die noch in der Halle stand. Ein leiser Schauder lief Myrtilos über die Haut. In dieser tiefen Ruhe kam ihm der Gedanke, als sei hier die Behausung des Todten und sein niedergekauerter Schatten müsse aus einem Winkel hervortreten. Er schritt etwas hastig durch die Halle hindurch, und da ihm nirgends ein Laut entgegenkam, auf den Garten zu. Dort, wo er an jenem verhängnißvollen Abend zwischen den beiden Mädchen gesessen hatte, saß Erinna auf der niedrigen Bank, den Kopf zur Seite gewandt. Sie sah schwermüthig in die Luft; halb wie ein Kind, halb mit schmerzlich gereiftem Ausdruck; eine kummervolle Linie lief über die Stirne hin. Das weiße Kleid trug sie noch, nur den Schleier hatte sie sich vom Haar gelöst. Die Cither, die damals zwischen Lala's kleinen Fingern geklungen hatte, lag ihr zu Füßen auf dem steinernen Boden. Sie sah sie nicht, und bei einer gedankenlosen Bewegung ihres Fußes stieß sie daran, sodaß die Saiten klirrten. Darüber schrak sie zusammen und richtete sich auf.

Myrtilos war zurückgetreten, um sie betrachten zu

können, ohne daß sie ihn sah. Der Klang der Cither schien irgend eine Saite in ihrer Brust aufgeweckt zu haben; denn mit einem neuen Ausdruck, der nicht weniger wehmüthig, doch voll Holdseligkeit war, schlug sie die halbgesenkten Wimpern auf und öffnete die Lippen zu einem seufzenden Athemzug. O Sappho! sagte sie auf einmal halblaut, als käme ihr ein sapphisches Lied in die Gedanken. Die Augen wurden ihr feucht, und indem sie sie eindrückte, sang sie leise, ganz in sich versunken, nach einer alten lesbischen Weise, die auch Myrtilos kannte:

Süße Mutter, ich kann es nicht,
Kann am Werke nicht weben!
Sehnsucht drückt mir das Herz so sehr
Nach dem Knaben, dem schönen!

Sie sang mit ihrer gepreßten Stimme traurig seelenvoll, und schien noch fortfahren zu wollen; doch da sie nun die Augen wieder aufschlug, verstummte sie über einem Anblick, der ihr Herz bewegte. Einige Schritte von ihr stand die kleine Bildsäule des Narciß, die Ariston in diesen Tagen an Praxilla geschickt hatte und die dem Jüngling nun erst in die Augen fiel. Die unaussprechliche Anmuth dieser Gestalt ergriff Erinna und ergriff Myrtilos, den es wunderbar überschauerte, sein Ich so verkörpert sich gegenüberzusehn. Das Mädchen trat auf die Statuette zu, und mit einem Blick voll betrübter Liebe sah sie dieses Abbild des Verlornen an. Sie befühlte unwillkürlich die Hände; sie waren kalt. Ach!

seufzte sie leise auf. Endlich überwältigte sie doch ein zärtliches, sehnsüchtiges Gefühl. Sie legte ihren Mund an die empfindungslosen Lippen des Narciß und küßte sie mit einem schmachtenden, hoffnungslosen Lächeln.

Erinna! rief es auf einmal neben ihr, und der bis ins tiefste Herz bewegte Myrtilos eilte auf sie zu und ergriff ihre Hand. Erinna! du liebst mich noch; du kannst mir vergeben! Sage, daß du mir vergeben kannst, daß du mich retten willst, daß die Götter uns ein neues Leben schenken! Bei Allem, was dir auf Erden heilig ist, wende dich nicht ab, schüttle nicht so den Kopf. Sage mir, was mich rettet! Ich war ein Kranker, der genesen ist. Schüttle nicht den Kopf; laß mir die Hände, Erinna! Laß mich zu deinen Füßen meine Liebe bekennen!

Er warf sich fassungslos vor ihr auf die Kniee und sah sie mit den großen flehenden Augen wie ein Verzweifelnder an. Das Mädchen, bei seinem ersten Anblick bis an die Wimpern erröthet und von einem heftigen Zittern befallen, hatte ihn mit Widerstreben, aber schweigend angehört; doch nun trat sie zurück. Was willst du da am Boden? sagte sie mit aller Härte, die ihrer sanften Stimme möglich war. Steh auf; du bist nicht an deinem Platz! Es ist eine Unnatur, dich zu meinen Füßen zu sehn! Was dich auf einmal so weich macht, weiß ich nicht; aber ich weiß, und die Götter wissen es, daß es mir nicht in den Sinn kommen wird, an alle diese Betheuerungen zu glauben.

Erinna! sagte er erschrocken, was sprichst du? Hab'

ich's nicht mit meinen Augen gesehn, daß du mich noch liebst? Und dein Herz will meine Liebe nicht erkennen?

Sie entzog ihm fast heftig ihre Hand, die er noch immer hielt, und schüttelte wieder den Kopf. Nein! sagte sie. Warum belauschtest du mich? Was wolltest du hier? — Nein, ich liebe dich nicht. Glaube mir's! — Weil ich dies Bild da geküßt habe? — Nur deine Schönheit hab' ich geküßt, nicht deine Seele. Du hast keine Seele, Myrtilos! Du liebst nur dich — und ich soll glauben, daß du das Mädchen lieben könntest, dem du schon einmal dein ganzes Innerstes enthüllt hast?

Indem sie das alles hastig und hart herausstieß, fiel es ihr doch schwer, ihn anzusehn, sie starrte auf seine Brust. Leb wohl! setzte sie rasch hinzu, um ihm zu entrinnen. Der bestürzte Myrtilos, der ihre Füße, ihre Kniee hatte umklammern wollen, ließ seine Arme sinken, richtete sich auf und stand ihr, hülflos nach Worten suchend, gegenüber. Erinna! rief er endlich, da sie gehen wollte; du bist außer dir! du sprichst mir das Leben ab! Bleib; geh nicht so fort; — die Trauer um deinen Bruder bringt dich so von Sinnen! Laß mich ihn dir ersetzen — er griff nach jedem Wort, das ihm einfiel, um sie aufzuhalten — laß mich ihn rächen, Erinna; meine Liebe, mein Herz — — O all' ihr heiligen Götter, helft mir, sie glaubt mir nicht, sie will mich nicht hören!

Das Mädchen stand bei dieser verzweifelten Beschwörung eine Weile erschüttert still. Ihr Athem flog, ihr

Herz schien in der heftigsten Bewegung zu schlagen. Doch sie raffte sich wieder auf, und indem sie die Hände hob, wie um ihn abzuwehren: Laß mich! sagte sie. Ich will mich nicht zweimal in dir täuschen, nicht zweimal zu Grunde gehn! Und wenn du in diesem Augenblick alle Götter anrufst, daß deine Liebe wahr sei, — in einer Woche kannst du mich wieder vergessen.

Nie, nie! rief er aus.

Warum soll ich dir glauben? Hatte ich damals weniger Grund dazu, als du mich so gerührt in deine Arme nahmst und mir sagtest, ich solle dir deinen todten Vater, deine Eltern, Alles, was du je verloren hättest, ersetzen? Und wie hast du mich dann geliebt? — Nein, nein, versuchen wir nichts mehr! Laß die Götter in Ruhe! Laß mich um meinen Todten trauern, der ein Herz für mich hatte, und mögest du auf deine Weise glücklich sein!

Sie rufen mich! setzte sie plötzlich hinzu, sah von ihm weg, da sein mitleidswürdiger Anblick sie verwirrte, und horchte über die Mauer nach Lala's Hof. Myrtilos vernahm nichts; doch Erinna that, als habe sie einen neuen Ruf von dort herüber gehört, und wich nach der kleinen Hinterpforte zurück. Ich muß fort! sagte sie mit halber Stimme, und blickte ihn noch einmal wie flehend an, daß er es aufgeben möge, sie zu verfolgen. Das letzte Lebewohl starb ihr auf den Lippen. Sie fühlte, wie ihr die Thränen nach den Augen stürzten, und lief mehr, als sie ging, durch die Pforte hinaus.

Myrtilos blieb stehn, ohne sich zu rühren. Er hörte,

wie ihr Fuß vom Mosaikboden des Nachbarhofs leise wiederhallte. Dann hörte er, daß Alles wieder stille war, und blickte in ruhiger Verzweiflung vor sich hin. „Mögest du auf deine Weise glücklich sein!“ wiederholte er sich in Gedanken, und sein Mund verzog sich zu einem sinnlosen Lächeln. Endlich besann er sich, daß er hier nichts mehr zu suchen habe. Er trat seinen Rückweg an, als müsse es nur so sein. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirn; doch er hatte ein Tuch, um ihn abzuwischen, und so fehlte ihm nichts. Geräuschlos ging er durch die Halle hinaus. Der Thürsteher hatte sich ermuntert und sah ihm verwundert nach. Mit einer mechanischen Geberde wies Myrtilos ihn zurück und trat auf die Straße. Eine fürchterliche Schwüle empfing ihn hier, die heiße, helle Luft blendete ihn. Indeß er achtete dessen nicht, sah nur auf seine Füße nieder, um die Augen zu schützen, und ging seines Weges fort. Da er kein Ziel hatte, folgte er einem zufälligen Trieb, dem Seethor zu, nur des einen Gedankens sich bewußt, Pompeji zu entrinnen.

Er kam auf die Straße hinaus, die zum Meer hinablief; fühlte nun auf einmal die ganze schreckliche Last, die sein Herz bedrängte, und blieb in der Haltung eines verzagenden Menschen stehn. Der weite Golf lag vor seinen flimmernden Augen. Der Himmel glänzte unerträglich von weißlichem Dunst; das Meer wurde durch einen scharfen Wind, der sich eben erst aufgemacht hatte, von Westen her lebhaft aufgewühlt, und bis zu

der Höhe herauf hörte er es an die niederen Uferklippen branden. In einer unwillkürlichen Bewegung seines Gemüths blickte Myrtilos nach Pompeji zurück, und entsetzte sich über einen unerwarteteten Anblick. Der Vesuv sah über die Stadt herüber, und nahe unter seinem Gipfel brachen an mehreren Stellen sichtbar leuchtende, große Flammen hervor. Statt seines gewöhnlichen Rauches aber stieg eine wundersame Wolke in die Höhe, weiß und schwärzlich gefärbt, die wie ein langer Stamm gen Himmel wuchs und dann, einer Pinie gleich, sich in mächtiger Krone wallend ausbreitete. Ein dumpfes Brausen drang, wie es schien, aus dem Innern des Vesuv hervor. Die Wolke dehnte sich nach allen Seiten, wuchs dann gegen das Meer heran und begann den Himmel zu verdunkeln.

Durch diese Erscheinungen aus seiner eigenen Verfinsterung aufgeschreckt, hielt Myrtilos die Augen auf die Flammen unter dem Gipfel, dann wieder auf die Aschenwolke geheftet — denn es ward ihm deutlich, daß sie Asche in die Höhe trüge — und sah nun auch, wie die Menschenwelt durch diese Drohung der Elemente in Bewegung gerieth. Von dem breiten Gürtel von Dörfern, Villen und Gehöften, der den Fuß des Vesuv umgab, floß es wie hundert Ströme von flüchtenden Menschen und Thieren in die Ufer-Ebene herab; alle Straßen, die zum Meere führten, füllten sich mit Wagen und mit Wanderern an. Herabstürzende Wasserbäche, die der Berg auszuschleudern anfing und die an seinen Seiten

wie Silberfäden niederflossen, schienen die Flüchtlinge in furchtbarer Eile zu verfolgen. Auch in und vor Pompeji ward es endlich laut. Aus dem Thor, in dessen Nähe er stand, drang eine wachsende Menge neugieriger und erschreckter Menschen hervor, Männer, Weiber und Kinder; sie sahen nach dem Vesuv, nach der Feuersäule, die aus seinem Gipfel in die Höhe stieg, und fragten, jammerten und schrieen durcheinander. Es schien den Einen gewiß, daß auch Pompeji das Schlimmste zu befürchten habe; Andre widersprachen nicht minder aufgeregt, wiesen auf die große Entfernung von dem drohenden Krater hin, erinnerten an frühere Beispiele und suchten sich und die Andern zu ermuthigen. Myrtilos hörte die lauten Streitreden an. Er gab in seiner unerfahrenen Seele den Zuversichtlichen Recht, und ging endlich weiter dem Meere zu. Die wilde Aufregung von Himmel und Erde, die verfinsternde Wolke, die ungeheuerliche Pracht der Feuersäule, die aufschäumende See erregten in ihm ein schauerlich aufjauchzendes Wohlgefühl. Er ließ seine Locken im Meerwind wehn, sein Ohr mit dem wachsenden Brausen in der unsichtbaren Tiefe füllen, und wanderte so in einem wilden Aufruhr von Wohl und Wehe an den Golf hinab.

Doch als er hier das Ufer erreicht hatte, in dessen Nähe einige Barken voll neugieriger Zuschauer auf den Wellen schaukelten, sah er zurück und erkannte nun erst die ganze Gefahr, die über dem Lande schwebte. Die Flammensäule des Vesuv wuchs in den Himmel hinein;

glühende Ströme wälzten sich aus vielen Oeffnungen breit und breiter herab, und während ihre Leuchtkraft sich vermehrte, entwich das Tageslicht wie vor plötzlich hereinbrechender Nacht. Denn die große Wolke senkte sich, fuhr wie ein Wetter heran, doch schwärzer als das schwärzeste Gewitter, von Flammen zerrissen, mit denen kein Blitzstrahl sich vergleichen konnte, und verhüllte den Berg, die Stadt und das ganze Land. Ein dicker schwarzer Dampf ergoß sich vor Myrtilos' Augen wie ein Strom auf die Erde und schien ihn erdrücken zu wollen. Nach wenigen Augenblicken war es Nacht um ihn her. Die tiefste Finsterniß legte sich ihm beklemmend auf Aug' und Brust. Unter seinen Füßen schwankte der Boden, wie durch einen Stoß von unten her erschüttert. Ein stärkeres Beben folgte; kaum gelang es ihm noch, sich auf den Füßen zu halten. Er rang nach Athem, da der schwefelige Dampf ihn fast erstickte. Die Finsterniß blieb, nur durch die fernen Flammen des Vesuv und sich nähernden Fackelschein hier und da durchbrochen. Stimmen von Jammernden und Schreienden drangen ihm ans Ohr, schienen von verschiedenen Seiten heranzuziehn und Götter und Menschen in sinnloser Verzweiflung anzurufen. Es war, als sei die Stunde des Weltuntergangs gekommen und als werde diese plötzliche Nacht die Winselnden und die Lautlosen alle auf einmal begraben.

Endlich lichtete es sich ein wenig und Myrtilos konnte erkennen, auf welchem Boden er stand und was sich inzwischen um ihn her ereignet hatte. Das Meer war bei

der gewaltigen Erschütterung zurückgewichen, der Sand mit allerlei Seethieren bedeckt, die bei der plötzlichen Flucht des Wassers sitzen geblieben waren und mit dem Tode rangen. Auch die noch angeketteten Fischerkähne saßen auf dem Sand, und einige jener vorwitzigen, gelandeten Barken hatte die Flut gleichfalls zurückgelassen. Die Menschen standen daneben oder lagen in den Fahrzeugen ausgestreckt und hoben jammernd die Hände. Auf einmal erkannte Myrtilos in einem der Schiffe ein von einer Fackel bleich beleuchtetes Paar. Furius lag auf dem Rücken ausgestreckt, ohne Bewegung. Neben ihm saß Sempronia auf einer Ruderbank und starrte voll Schrecken in die grauenvolle Dämmerung hinein. Es ist keine Hülfe mehr! sagte ein Schiffer, der auf Furius heruntersah und dessen Hand in die seine genommen hatte, während er ihm die Fackel ans Gesicht hielt. Es ist vorbei! — Myrtilos trat, ohne sich zu besinnen, hinzu. Was ist geschehn? fragte er, mit durch den Qualm halb erstickter Stimme, und blickte Sempronia in die starren Augen.

Myrtilos! stammelte die bleiche Frau überrascht. Was ihm geschehn ist? sagte sie, indem sie sich mit den Händen in gedankenloser Angst durch die Haare fuhr. Der Dampf — sein schwerer Athem — die Glut — — er ist erstickt, wie sie sagen. Hilf uns von dannen, ins Meer zurück; rette uns, wenn du kannst!

Sein Kopf war voll Wein! murmelte der Schiffer mit grimmigem Gesicht und richtete sich auf. Dem kann

Niemand mehr helfen; — aber uns! Wer du auch bist, du da, faß mit an und hilf uns dieses elende Fahrzeug ins Meer zurückschieben, eh' wir hier alle in Qualm und Asche verkommen!

Myrtilos antwortete nicht, sondern sah mit stillem Schauder auf die Leiche nieder. Die kalten Züge des Römers hatten sich verzerrt, die Brauen sich wie unwillig zusammengezogen und die bläulichen Hände sich geballt. Das Gesicht aber war von Blut unterlaufen, oder von Wein geröthet, man konnte es bei dem ungewissen Licht nicht erkennen. Unter dem Eindruck dieser schauerlichen Nacht glaubte Myrtilos das Opfer eines göttlichen Strafgerichts zu sehn, das den Menschen die Rache aus der Hand genommen. In aller Erschütterung athmete er leichter auf und wandte sein Gesicht wieder ab. Rette uns! rette uns! rief Sempronia, die sich inzwischen erhoben und das Fahrzeug verlassen hatte. Die Schiffer, aus der ersten Bestürzung aufgewacht, traten vorn und hinten an die Barke, schoben sie mit aller Anstrengung durch den knirschenden Sand und winkten Myrtilos heftig, daß er mit anfassen solle. Unterdessen waren auch viele Uferbewohner und Pompejaner mit Fackeln herbeigeeilt, lösten die angeketteten Kähne und suchten sie gleichfalls an das Meer zu ziehn. Hilf! hilf! rief man dem Jüngling von allen Seiten zu. Bei diesen wilden Stimmen erwachte endlich sein Bewußtsein, das der plötzliche Anblick des todten Furius verstört hatte. O ihr Götter — Erinna —! murmelte er, schlug sich

vor die Stirn und trat unter die Menge. Wo ist Erinna? rief er einigen wimmernden Frauen aus Pompeji zu, die er erkannte, die mit Bündeln beladen neben den Kähnen standen. Die Frauen stierten ihn an: Was für eine Erinna? Laß sie gehn und hilf die Schiffe ins Wasser ziehn! — Myrtilos! rief Sempronia ihm durch den verworrenen Lärm der Stimmen nach. Doch in seiner Brust war jeder andre Gedanke ausgelöscht, als der, Erinna zu retten, wenn sie der Rettung bedürfe. Ohne sich noch nach Sempronia umzusehen, stürzte er nach der Straße, die zu Pompeji hinaufführte, und bahnte sich durch die ihm entgegeneilende Menge seinen Weg.

Die ganze Bevölkerung der Stadt zog auf allen Wegen, die vom Vesuv hinwegführten, dem Meere zu; beladen und unbeladen, laut und stumm, mit entgeisterten Augen oder aufgeregten, nach Rettung suchenden Blicken. Man schrie durcheinander, wo Schiffe zu finden seien; rief den Himmel an, dann wieder Kinder oder Diener, die man aus den Augen verloren hatte; fragte nach dem Weg an die nächsten Häfen: denn weiter als hundert Schritte konnte man nicht sehn, und schon fing die Finsterniß an, sich wieder zu schwärzen. Myrtilos sah in jedes Gesicht, das ihm vorüberkam, ob es Erinna sei; rief von Zeit zu Zeit ihren oder Praxilla's Namen in die von Stimmen schwirrende Luft hinaus, und wich endlich von der Straße auf das Feld, da ihn der Menschenstrom mit sich fortzureißen drohte. Nichts war von

Denen, die er suchte, zu sehn. Noch hatte er die Stadtmauer nicht erreicht, als der dickste Dampf ihn wieder einhüllte und ein Regen von heißer Asche auf ihn niederfiel. Dazwischen stürzten verbrannte Steine herab; er fühlte wenigstens die festen Körper, die auf seinen Scheitel und seine Schultern sprangen und dann am Boden hinrollten, — zu sehen war nichts mehr. Rettet, rettet euch! rief es in der Dunkelheit um ihn her. Er kam an das Thor; unter dem großen Bogen brannten ein paar aufgesteckte Fackeln, die Wache stand daneben, die ihren Posten nicht verlassen wollte. Wohin? fragte der Soldat und starrte ihn wie einen Besessenen an. Willst du dem Vesuv in den Rachen laufen? — Die schon verödeten Gassen der Stadt waren in Nacht gehüllt, nur hier und da irrte noch eine halb verfinsterte Fackel umher. Myrtilos' Locken, von den durchglühten Steinen angesengt, gaben einen brenzlichen Geruch; der Aschenregen fiel ununterbrochen herab. Erinna! rief der Jüngling verzweifelnd aus. Er wollte sich nicht retten, ohne sie gerettet zu wissen. Ein übermächtiger, todesverachtender Trieb zog ihn ihrer Straße, ihrem Hause zu. Auch in der Dunkelheit kannte er seinen Weg. Endlich kam er athemlos bis an die Ecke unweit ihrer Thür. Einige hastige Gestalten eilten noch mit erlöschenden Lichtern und über und über beladen an ihm vorbei; Männer und Frauen, die nicht ohne ihren ganzen Besitz hatten flüchten wollen. Auf einmal rief eine hell tönende Stimme neben ihm: Helft meiner Mutter! Rettet meine Mutter!

Erinna! rief Myrtilos und eilte auf die wohlbekannte Stimme zu. Das Mädchen, in ihrem weißen Gewande sichtbar, stand nicht weit von der Cypresse und rang die Hände.

Allmächtiger Zeus! rief er aus, indem er ihren Arm ergriff, was thust du noch hier? Was ist mit deiner Mutter?

Sie sah ihn an, entsetzte sich einen Augenblick über sein verwildertes Gesicht, das ihr aus der Dämmerniß entgegenfuhr. Dann jammerte sie wieder auf: Meine Mutter! Wer rettet sie? — Wir sind beide verloren!

Warum flieht sie nicht? unterbrach er sie.

Ich soll sie verlassen! In der Halle am Herd sitzt sie und will nicht fort; will in ihrem Hause leben oder sterben. Da, wo seine Leiche gelegen hat, will sie bleiben — und ich soll sie verlassen!

Nein, das nicht! murmelte Myrtilos und eilte an die Thür. Er trat ins Atrium ein. Die Alte saß auf einem Schemel neben dem Herd, den Kopf niedergebeugt, mit aufgelöstem Haar, ohne sich zu rühren. Eine Lampe brannte neben ihr auf dem Boden; durch die Licht-Oeffnung im Dach regnete die dunkle Asche herein. Praxilla! rief er sie an und schüttelte ihre Schulter. Steh' auf! Fasse dich! In ein paar Stunden wird dich hier die Asche begraben!

Laß mich hier! sagte sie und schüttelte den Kopf. Geh mit Erinna fort — das Mädchen war Myrtilos gefolgt und stand in der Thür — und laß mich hier nach meinem Willen leben und sterben.

Mutter, Mutter! rief die fassungslose Erinna aus, indem sie sich flehend vor ihr auf die Kniee warf.

Der Ton dieser Stimme erschütterte Myrtilos bis ins Mark; ein plötzlicher Entschluß machte seiner Verwirrung ein Ende. So rett' ich dich gegen deinen Willen! sagte er und hob die erschrocken sich sträubende Praxilla vom Boden auf. So trag' ich dich hinweg! — Er fühlte eine von der Aufregung gesteigerte Kraft in seinen Gliedern, die ihm Vertrauen gab, und hielt die Alte fest in seinen Armen. Komm! sagte er tonlos zu Erinna und ging ihr voran, auf die Straße hinaus. Die Dunkelheit erhellte sich ein wenig, es fielen nur noch kleine, leichte, heiße Steine herunter. Myrtilos! Erinna! seufzte Praxilla mit schwacher Stimme und wiederholte: Laß mich! laß mich zurück! — doch ohne sich länger zu wehren. Endlich hob sie den Kopf, der ihm gegen die Schulter gesunken war, und sagte: Laß mich herunter, du tödtest dich; ich will neben dir gehn.

Sie hatten die nächste Ecke erreicht; Myrtilos setzte sie auf einen der Prellsteine, die neben der Straße standen, und blickte ihr herzlich ermunternd in das blasse Gesicht. Erinna kam ihnen nach, Kissen und Tücher im Arm; band eins der Kissen dem Myrtilos auf dem Scheitel fest, ohne zu sprechen, und that dann das Gleiche bei der Mutter und sich. Ich danke dir! murmelte Myrtilos; das wird uns schützen! — Dann nahm er Praxilla bei der Hand und zog sie mit hinweg. Doch in diesem Augenblick bewegte sich die ganze Straße unter ihren

Füßen. Die Gebäude neben ihnen krachten; wie eine Zuckung lief es unter dem Boden hin. Praxilla verlor die Besinnung, schloß die Augen, und die Kniee brachen unter ihr zusammen. Zugleich kam ein neuer Dampfstrom, der sich niedersenkte, die Straße herauf, hüllte die Unglücklichen ein, und wie schwarzer Schnee fiel wieder eine Aschenwolke auf sie herab.

Es ist vorbei; hier werden wir sterben! sagte Erinna verzweifelnd und klammerte sich unfreiwillig an Myrtilos an. Unterdessen hatte er die Alte vom Boden aufgerichtet; doch ihre Arme und ihr Kopf hingen schlaff herunter. Er redete sie an; sie antwortete nicht. Nur ihr keuchender Athem sagte, daß sie noch lebte. Nun denn, so trag' ich sie bis ans Meer! sagte Myrtilos und raffte seinen erschütterten Muth wieder zusammen. Laß uns versuchen, was die Götter über uns beschlossen haben! — Damit hob er Praxilla auf, legte sie sich über die Schulter und schritt wieder in die Nacht hinein.

Es ist unmöglich! rief Erinna aus, die ihm erschrocken folgte. Du trägst sie nicht bis ans Meer; — rette dich selbst! Flieh und laß uns hier sterben!

Myrtilos antwortete nicht. Er ging, so schnell ihn die Füße trugen, voran. Die Asche fiel immer dichter, sie bedeckte den Boden schon bis zu erschreckender Höhe. In der heißen Glut waren die Sandalen kein Schutz mehr, und ein heftiger Schmerz zuckte ihm durch die versengte Haut. Bist du da, Erinna? fragte er, da er sie nicht mehr sehen konnte.

Mutter, Mutter! rief die fassungslose Erinna aus, indem sie sich flehend vor ihr auf die Kniee warf.

Der Ton dieser Stimme erschütterte Myrtilos bis ins Mark; ein plötzlicher Entschluß machte seiner Verwirrung ein Ende. So rett' ich dich gegen deinen Willen! sagte er und hob die erschrocken sich sträubende Praxilla vom Boden auf. So trag' ich dich hinweg! — Er fühlte eine von der Aufregung gesteigerte Kraft in seinen Gliedern, die ihm Vertrauen gab, und hielt die Alte fest in seinen Armen. Komm! sagte er tonlos zu Erinna und ging ihr voran, auf die Straße hinaus. Die Dunkelheit erhellte sich ein wenig, es fielen nur noch kleine, leichte, heiße Steine herunter. Myrtilos! Erinna! seufzte Praxilla mit schwacher Stimme und wiederholte: Laß mich! laß mich zurück! — doch ohne sich länger zu wehren. Endlich hob sie den Kopf, der ihm gegen die Schulter gesunken war, und sagte: Laß mich herunter, du tödtest dich; ich will neben dir gehn.

Sie hatten die nächste Ecke erreicht; Myrtilos setzte sie auf einen der Prellsteine, die neben der Straße standen, und blickte ihr herzlich ermunternd in das blasse Gesicht. Erinna kam ihnen nach, Kissen und Tücher im Arm; band eins der Kissen dem Myrtilos auf dem Scheitel fest, ohne zu sprechen, und that dann das Gleiche bei der Mutter und sich. Ich danke dir! murmelte Myrtilos; das wird uns schützen! — Dann nahm er Praxilla bei der Hand und zog sie mit hinweg. Doch in diesem Augenblick bewegte sich die ganze Straße unter ihren

Füßen. Die Gebäude neben ihnen krachten; wie eine Zuckung lief es unter dem Boden hin. Praxilla verlor die Besinnung, schloß die Augen, und die Kniee brachen unter ihr zusammen. Zugleich kam ein neuer Dampfstrom, der sich niedersenkte, die Straße herauf, hüllte die Unglücklichen ein, und wie schwarzer Schnee fiel wieder eine Aschenwolke auf sie herab.

Es ist vorbei; hier werden wir sterben! sagte Erinna verzweifelnd und klammerte sich unfreiwillig an Myrtilos an. Unterdessen hatte er die Alte vom Boden aufgerichtet; doch ihre Arme und ihr Kopf hingen schlaff herunter. Er redete sie an; sie antwortete nicht. Nur ihr keuchender Athem sagte, daß sie noch lebte. Nun denn, so trag' ich sie bis ans Meer! sagte Myrtilos und raffte seinen erschütterten Muth wieder zusammen. Laß uns versuchen, was die Götter über uns beschlossen haben! — Damit hob er Praxilla auf, legte sie sich über die Schulter und schritt wieder in die Nacht hinein.

Es ist unmöglich! rief Erinna aus, die ihm erschrocken folgte. Du trägst sie nicht bis ans Meer; — rette dich selbst! Flieh und laß uns hier sterben!

Myrtilos antwortete nicht. Er ging, so schnell ihn die Füße trugen, voran. Die Asche fiel immer dichter, sie bedeckte den Boden schon bis zu erschreckender Höhe. In der heißen Glut waren die Sandalen kein Schutz mehr, und ein heftiger Schmerz zuckte ihm durch die versengte Haut. Bist du da, Erinna? fragte er, da er sie nicht mehr sehen konnte.

Sie antwortete mit einem Seufzer voll Bewegung und schritt hinter ihm her.

So kamen sie durch die Straßen, ohne irre zu gehn. Als sie das Thor erreicht hatten, entdeckten sie einen matten, gelblichen Feuerschein, nach dem Ufer zu. Dort schienen sich noch Fackeln zu bewegen. Myrtilos stand einen Augenblick still, da seine Last ihm zu erdrückend auf der Schulter lag. Er hob sie von der rechten auf die linke und holte tief Athem, wie um neue Kraft zu gewinnen.

Du kannst nicht mehr! sagte Erinna neben ihm mit zitternder Stimme. Verlaß uns; geh!

Du irrst, erwiderte er sanft. Ich habe noch Kraft genug.

Du verbrennst dir die Füße, Myrtilos!

Du etwa nicht?

Was ist an mir gelegen? murmelte sie. Myrtilos! Warum bist du nicht zur rechten Zeit geflohn? Warum kamst du zurück?

Weil ich — — Erinna! —

Was sagst du, Myrtilos? seufzte sie, und fing an heftig zu weinen.

Nichts! antwortete er und ging wieder voran. Sein Herz schlug mit wachsender Gewalt; doch er fühlte, daß er die Ruhe nicht verlieren dürfe, wenn er die Kraft behalten wolle, Praxilla zu tragen. Die Alte stöhnte leise neben seinem Ohr; ihr Kopf lag an seinen Locken. Der trübe Fackelschein zeigte den beiden Wandrern ihr

Ziel. Zuweilen blieben sie stehn, um die Asche von sich abzuschütteln, die noch immer auf sie herunterfiel und ihre Kopfkissen schwer lastend bedeckte. Dann nahm Erinna seine Hand, drückte sie stumm und hielt sie gegen ihr Herz. So zogen sie durch die Finsterniß dahin. Myrtilos fühlte endlich, daß ihn trotz aller Seligkeit, die über ihn kam, die übermenschlich angespannten Kräfte verließen. Es ward etwas heller um ihn her und doch dunkler vor seinen zitternden Wimpern. Seine Kniee bebten. Von kaltem Schweiß bedeckt, stemmte er sich gegen den Boden auf, um sich und seine Last aufrecht zu halten. Sein Gefühl erlosch; er empfand den Schmerz nicht mehr, der von seinen versengten Füßen und Knöcheln an ihm hinaufstieg. Es war ihm, als müsse er Erinna's Namen rufen, um noch einmal, ehe Alles aus sei, ihre sanfte Stimme zu hören. Indem er die Augen gewaltsam aufriß, erkannte er noch, daß sie nahe am Ufer waren; dann rief ihn plötzlich eine bekannte Stimme an, er hörte sie, ohne die Worte zu verstehn, und verlor die Sinne. — —

Als er erwachte, lag sein Haupt auf Erinna's Schooß. Das Licht einer Fackel blendete ihn; die Augen des Mädchens sahen mit schmerzlicher Innigkeit auf ihn herab. Er erhob sich ein wenig. Sein Geist träumte, nur zögernd und von Wahnbildern verwirrt kam ihm das Bewußtsein zurück. Indem er verwundert um sich sah, erkannte er, daß er in einer Barke lag, die auf dem Wasser schwamm. Ariston und Lala saßen ihm Hand

in Hand gegenüber und lächelten ihn an; Praxilla und Lala's Eltern blickten hinter den Beiden hervor, alle mit Asche bedeckt. Die Ruder der Schiffer plätscherten leise durch die Flut. Ueber seinem Haupt war es Nacht, und es kam ihm vor, als habe er schon lange so gelegen, in Erinna's Garten, und als habe ihm eben Lala gesagt, daß er ohne Seele sei.

Erinna! sagte er, noch im Traum; glaubst du es ihr, daß ich ohne Seele bin?

O Myrtilos, Myrtilos! erwiderte sie unaussprechlich gerührt, und ein paar Thränen aus ihren Augen fielen ihm auf die Stirn.

Bei dieser Berührung fing er an zu erwachen. Er starrte in die Finsterniß hinaus. Wo bin ich? fragte er.

Bei deinen Freunden, antwortete Ariston, ehe noch Erinna reden konnte. Du lebst, wie ich sehe, und so ist Alles gerettet!

Wo — wo ist Pompeji? fragte er, indem er sich mit der Hand verwirrt über die befeuchtete Stirn fuhr.

Unter der Asche! sagte Ariston ernst. Erwache, Myrtilos! Dort hinüber liegt's; doch du wirst es nicht wiedersehn. Ich fürchte, die Götter werden es für immer begraben. Weine nicht, Praxilla! Was sind Steine und Balken? Wir bauen uns irgendwo ein neues Haus; und ein neuer Sohn liegt schon deiner Tochter im Schooß. Wie er mich nun ansieht! Beim Zeus, die Thränen kommen ihm in die Augen. Wachst du nun auf, Myrtilos? Begreifst du nun, daß du eine ganze Nacht so

dagelegen, und daß diese Erinna schon viele bange Thränen um dich vergossen hat? — Wir schwimmen auf hohem Meer; dort liegt Capreä, wie uns die Schiffer sagen, dort gedenken wir uns auf die Klippen zu legen und das Ende der Welt oder den Tag zu erwarten. Zittre nicht mehr, mein Kind! sagte er zu Lala gewandt und legte sanft einen Arm um ihren Leib. Ich habe dich mir gerettet, nun fürchte ich nichts mehr von Göttern oder Dämonen!

Myrtilos richtete sich auf, jetzt endlich ganz ins Leben zurückgekehrt, starrte auf Ariston und Lala, und starrte von neuem in die Nacht, die sich zu lichten begann. Wie in Rauch und Nebel löste sie sich allmählich; am Horizont schien das gedämpfte Frühroth aufzugehn. Eine ungeheure dunkle Wolke, die bisher über ihnen geschwebt hatte, zog nach Westen zu. Die Felsen von Capreä traten aus dem Dämmer, über der Flut hervor, ganz von weißer Asche wie von Schnee überdeckt. Ein gelber Schein tauchte fern in dem Nebel auf; Myrtilos konnte nicht erkennen, ob es die Sonne oder die Feuersäule des Vesuv war.

Erinna! sagte er auf einmal, da er sah, wie das Mädchen sich in heftiger Bewegung neben ihm niederwarf und seine traurig versengten Füße küßte. Nun erst kam ihm auch die Empfindung des Schmerzes zurück; aber die Seligkeit dieses Anblicks löschte sie aus. Was machst du, Erinna! stammelte er, und beugte sich über sie herab, um sie an seine Brust zu drücken.

Wie kannst du diese armen Füße küssen; bist du von Sinnen?

Deine Seele küss' ich! sagte sie und suchte ihn anzulächeln. Doch es gelang ihr nicht; die Augen füllten sich wieder. Sie drückte sie zu und legte sich ihm in die Arme.

Die Geschwister von Portovenere.

I.

Wo sich der Golf von La Spezzia gegen Südwesten öffnet, breitet sich, wie ein im Meere schwimmender begrünter Marmorberg, die Insel Palmaria neben dem Festland hin, und ihre grauen Klippen bilden mit der schwärzlichen Felsenzunge, die das Land in die Flut hinausstreckt, ein mächtiges Thor, hinter dem sich die sanfte, schmale Bucht von Palmaria entfaltet. Hier grünen Reben, Oel- und Feigenbäume an den Hügeln hinauf, und hart am Wasser, auf den Uferklippen des Festlandes, erhebt sich in getreppten Gassen über einander die kleine Fischerstadt Portovenere, aus sechs- und siebenstöckigen schmalen Häusern eng zusammengebaut; überragt von verödeten und zerfallenden Zinnen, und gegen das offene Meer im Westen vertheidigt durch die phantastische Trümmerwelt einer verlassenen Burg. Wo jene schwärzliche Felsenzunge endet, steht man wie in einer Ruinenstadt. Oede Fenster und hohle Mauern glühen in der Sonne. Die runden, grauen, abgedeckten Thürme ragen nur noch wie Brunnenöffnungen aus dem nackten Gestein; schwarze Schafe klettern am Berg hinauf der mageren Weide nach. Ueber den breiten Burghof, in dem vielleicht

ein Fischer seine Netze flickt, steigt man zum verfallenen Peterskirchlein hinan, das den äußersten Vorsprung krönt; tritt unter die zerbrochene Wölbung, in die der lichte Himmel niederschaut, sieht durch die Fensterbogen auf das blaue, dunkelroth gesäumte Meer hinaus und hört unter sich die Brandung rauschen und aus den tiefgehöhlten Grotten donnernd heraufhallen.

An diesem wundersamen Ort ist die Natur immer ernst und groß, auch in ihrer Heiterkeit. Wenn nach einem wilden Frühlingssturm, der Meer und Himmel geschwärzt, das Felsenthor durchrast, an allen Rippen des Gesteins gerüttelt und den Schaum der Brandung über den Kirchthurm weg bis an die höchsten Zinnentrümmer hinaufgeweht hat, — wenn nach so einem Kampf der Frieden der Elemente wiederkehrt, die Sonne vom gereinigten Gewölbe niederleuchtet, die fernen Inseln in blauem Duft aus der Tiefe tauchen, der bläuliche, flimmernde Meeresspiegel nur noch leise zittert und in den Uferhöhlen wie in letztem Schluchzen stiller und stiller seufzt, die hohen, röthlichen Felsen am Gestade wieder so schön wie je auf die Flut hinabschauen, — so ergreift die Seele ein Wohlgefühl, das nicht lachen kann, das den erhabenen Ernst der Dinge mit tiefer, feierlicher Freude empfindet. Hier hat die Natur zu nachdenklich ihre Schönheit entfaltet, ihre Wirkungen aufgebaut, um zu gedankenloser Heiterkeit aufzurufen. Das übermächtige Licht, das von der Himmelswölbung herabstrahlt, die krystallene Tiefe, die hageren Pinien auf den grauen

Höhen, das ernste Grün der Oliven, die marmornen Felsen, die ein Riesenmeißel mit geheimnißvoller Kunst geformt hat, die dunklen, triefenden Grotten, — und mittendrin die verlassene Trümmerwelt. Unmittelbar spricht hier zur Menschenseele die stumme, verschwisterte Seele der Natur. Die Delphine, die hinter einander hervortauchend in der Sonne spielen, könnten sich in Tritonen verwandeln, langhaarige Nereiden heranschwimmen, die weißen Möwen als Tauben den Venuswagen durch die Lüfte ziehen, — das träumerische Auge würde sich kaum verwundern: denn dies ganze leuchtende All ist ja doch nur ein Traum. Krystallen vertieft sich unter dir das bewegliche Blau des Meeres, krystallen wölbt sich über dir der helle Aether: wie eine unermeßliche, krystallene Kugel umfängt dich diese frühlingswarme Welt und saugt an deinem Geist, ihn in den Geist des Alls mit aufzulösen. Du sonnst dich, du fühlst dein Leben, das im Ganzen lebt, du athmest den Aether ein, und der unmittelbare Athem der Natur scheint sich in deine Seele zu ergießen.

So ein Frühlingstag lag über der Welt, als Burg und Kirche von Portovenere noch unversehrt über die Klippe ragten, das Banner Genuas, von keinem Lüftchen bewegt, vom Thurm niederhing, und auf dem weiten Burghof, auf Land, Insel und Meer die gleiche Mittagsstille regungslos schlief. Auch die dunkelblauende Wolkenwand am westlichen Horizont, über der Wasserweite, stand bewegungslos da; nur oben an ihrem Rand, wo hellere, weißlich graue Duftgebilde wie Gebirge, die

man im Traum gesehen, in die Höhe ragten, lösten sich leichte Wölkchen ab und schwammen langsam, wie Wanderschwäne, durch das Blau dahin. Sonst bewegte sich nichts. Das Pförtchen im runden Bannerthurm erklang, und der leise Ton klang in der tiefen Stille von den Mauern wieder. Dann rührte sich ein leichter Schritt auf dem Gestein: Nina, das Grafenkind, trat auf den Burghof heraus. Sie blickte um sich her; das Sonnenlicht, der helle Himmel schienen sie zu blenden. Zwei weiße Tauben saßen mit den rothen Füßen friedlich auf ihren Schultern; die goldenen Spangen an ihren Armen blitzten in der Sonne, die Feder auf ihrem goldgestickten Mützchen glänzte wie Schnee in der Luft. Eine Weile stand sie, sah und horchte hinaus. Dann schritt sie, ihren Schatten vor sich herwerfend, an der Mauer hin, öffnete die Pforte, die, nur angelehnt, zur Höhe führte, und an dem eingeschlafenen Wächter vorbei stieg sie langsam bergan. Rechts neben ihr leuchteten die besonnten Mauern der oberen Burg; links that sich der Absturz auf, der mit einigen Vorsprüngen ins Meer hinabfiel. Sie stieg auf die Palme zu, die sich, fast wie ein Wahrzeichen, auf der Höhe erhob. Unter ihr, auf einem Vorsprung des Felsen, der wie eine Terrasse sich hinausschob, blinkten vergoldete Kreuze über der Tiefe: die Kreuze der Todten, die hier auf dem luftigen, abgeschiedenen Begräbnißplatz im Steinboden ruhten. Darüber breitete die Palme ihre müden dorrenden Zweige aus. Die Sonne sah hoch herein, doch unter der grünen Blätterkrone

blieb ein schattiger Fleck, der einzige auf der Höhe, und tiefe, langsame Athemzüge stiegen hier aus der allgemeinen Stille auf. Das Mädchen trat heran, nun sah sie den Schläfer, den sie gesucht hatte: eine jünglingshafte Gestalt, auf dem Felsboden ausgestreckt, das helle Wamms weit zurückgeschlagen, und den hörbaren Athem zwischen den halb offenen Lippen.

Gaetano! sagte sie leise und blickte ihn lächelnd an. Er schlummerte tief und bewegte sich nicht. Den einen Arm unterm Haupt, den seine üppigen, schwarzen Locken umflossen, brennendes Roth auf den Wangen, an denen der erste zarte Flaum wie ein gemalter Schatten sich hinunterzog, lag er so im Genuß des Schlummers da, daß sie zögerte, ob sie ihn wecken sollte. Ein Lächeln lief ihm jetzt über die Lippen hin; ein angenehmes Traumbild schien ihn zu erregen. Sie stand und wartete noch. Endlich kniete sie nieder, scheuchte ihre Tauben hinweg und rief ihm ins Ohr: Gaetano! — Nun rührte er den Kopf. Schlaftrunken suchte er die Augen zu öffnen, hob die schweren Lider halb, ohne zu sehen, was er sah, ließ sie dann wieder fallen und sank in sich selbst zurück. Doch es half ihm nichts. Ein übermüthiges Lachen flog dem Mädchen über das liebliche Gesicht. Sie blieb auf den Knieen, faßte eine seiner schwarzen Locken, die ihm auf der Stirne lag, und zupfte daran. Er zuckte zusammen — und schlief. Nun nahm sie ihr Mützchen vom Kopf, zog aus ihrem Flechtenhaar den goldenen Pfeil hervor, und indem sie ihm mit den dunklen Augen anmuthig drohte,

legte sie die Spitze an seine Brust und drückte sanft, als wenn sie ihm das Herz durchbohren wollte. Ach! seufzte er auf und hob eine Hand zum Herzen; doch der Pfeil fuhr zurück. Sogleich ward er wieder still. Er schien nur im Traum geseufzt zu haben. Willst du denn ewig schlafen? sagte sie verwundert vor sich hin. Und mit unschuldiger Zärtlichkeit beugte sie sich ganz über ihn nieder, legte ihren Mund an seine Lippen und küßte ihn mit einem langen Kuß. Jetzt endlich wachte er auf. Er hob ihr die Arme entgegen, stammelte Worte, die sie nicht verstand, und starrte ihr dann verwundert nach, wie ihr Gesicht ihn verließ.

Ei ei, Gaetano! sagte sie, indem sie auf die Füße sprang und, wie im tiefsten Ernst, die Arme kreuzte. Es wird schon Morgen, warum schläfst du noch? Manai will hinaus, um zu fischen, und du wolltest ja mit; und schon dreimal hat er so laut nach dir gerufen, daß mir die Ohren gellen.

Wie du spottest! sagte er schlaftrunken lächelnd und sah sie mit den schwarzen Augen noch träumerisch an. Die Sonne, die dort steht, ist Nachmittagssonne — und stumme Leute rufen nicht; nicht seiner Mutter Namen kann Manai rufen! — Wie lange lag ich hier denn? Wovon hab ich geträumt? Eben als du mich wecktest, da war's — da kam's von oben herunter — — Er suchte nach Worten, doch er verstummte. Dann richtete er sich auf, setzte sich auf das Gestein, und die Augen auf Ninas rothe Schuhe geheftet, sann er ganz versunken

vor sich hin. Gaetano! rief sie ihn nun wieder an und schüttelte den Kopf. Willst du weiterträumen? Bist du denn ganz und gar zum Träumer worden — siehst und hörst mich nicht mehr? weißt nicht mehr, wer ich bin? — Bei diesen Worten hob er die Augen zu ihr, mit einem zärtlichen Blick, und strich sich das Haar von der Stirn. Ob ich weiß, wer du bist, Nina! murmelte er.

Nein, du weißt es nicht mehr! fiel sie ihm ins Wort. Muß ich dich nicht suchen, wenn ich dich sehen will? Mit diesen beiden glühenden Kohlen da starrst du mich an, wie in der Fieberzeit, als du im Bett lagst und ich deine Hand hielt, und du erkanntest mich nicht! Nun gehst du schon drei Tage so herum, nur dein Schatten mit dir; zählst die Tropfen im Meer, schläfst mit offnen Augen wie die Hasen, kletterst im Ginster an den Inseln hin; — was ist mit dir geschehen? Was hab' ich dir gethan, Gaetano, daß ich dich suchen muß?

Was du mir gethan hast! stammelte er verwirrt. Nina! — — Ja, ich träume. Es ist wahr, was du sagst. Seit jener Zeit, da ich im Fieber lag — — Es ist so schwer, zu sagen, wie mir ist! Ich träume so gern; denn die Welt ist im Traum so schön. Da giebt es nichts, was mich schmerzt, alles thut mir so wohl. Und wenn dann durch den blauen Himmel die Göttin Venus zu mir herunterkommt — so zu mir kommt, wie vorhin — — Er entsann sich nun, was für ein Traum ihn vor dem Erwachen entzückt hatte, und ein zerstreutes Lächeln überflog ihn. Ja, das war's! sagte er zu sich selbst.

legte sie die Spitze an seine Brust und drückte sanft, als wenn sie ihm das Herz durchbohren wollte. Ach! seufzte er auf und hob eine Hand zum Herzen; doch der Pfeil fuhr zurück. Sogleich ward er wieder still. Er schien nur im Traum geseufzt zu haben. Willst du denn ewig schlafen? sagte sie verwundert vor sich hin. Und mit unschuldiger Zärtlichkeit beugte sie sich ganz über ihn nieder, legte ihren Mund an seine Lippen und küßte ihn mit einem langen Kuß. Jetzt endlich wachte er auf. Er hob ihr die Arme entgegen, stammelte Worte, die sie nicht verstand, und starrte ihr dann verwundert nach, wie ihr Gesicht ihn verließ.

Ei ei, Gaetano! sagte sie, indem sie auf die Füße sprang und, wie im tiefsten Ernst, die Arme kreuzte. Es wird schon Morgen, warum schläfst du noch? Manai will hinaus, um zu fischen, und du wolltest ja mit; und schon dreimal hat er so laut nach dir gerufen, daß mir die Ohren gellen.

Wie du spottest! sagte er schlaftrunken lächelnd und sah sie mit den schwarzen Augen noch träumerisch an. Die Sonne, die dort steht, ist Nachmittagssonne — und stumme Leute rufen nicht; nicht seiner Mutter Namen kann Manai rufen! — Wie lange lag ich hier denn? Wovon hab ich geträumt? Eben als du mich wecktest, da war's — da kam's von oben herunter — — Er suchte nach Worten, doch er verstummte. Dann richtete er sich auf, setzte sich auf das Gestein, und die Augen auf Ninas rothe Schuhe geheftet, sann er ganz versunken

vor sich hin. Gaetano! rief sie ihn nun wieder an und schüttelte den Kopf. Willst du weiterträumen? Bist du denn ganz und gar zum Träumer worden — siehst und hörst mich nicht mehr? weißt nicht mehr, wer ich bin? — Bei diesen Worten hob er die Augen zu ihr, mit einem zärtlichen Blick, und strich sich das Haar von der Stirn. Ob ich weiß, wer du bist, Nina! murmelte er.

Nein, du weißt es nicht mehr! fiel sie ihm ins Wort. Muß ich dich nicht suchen, wenn ich dich sehen will? Mit diesen beiden glühenden Kohlen da starrst du mich an, wie in der Fieberzeit, als du im Bett lagst und ich deine Hand hielt, und du erkanntest mich nicht! Nun gehst du schon drei Tage so herum, nur dein Schatten mit dir; zählst die Tropfen im Meer, schläfst mit offnen Augen wie die Hasen, kletterst im Ginster an den Inseln hin; — was ist mit dir geschehen? Was hab' ich dir gethan, Gaetano, daß ich dich *suchen* muß?

Was du mir gethan hast! stammelte er verwirrt. Nina! — — Ja, ich träume. Es ist wahr, was du sagst. Seit jener Zeit, da ich im Fieber lag — — Es ist so schwer, zu sagen, wie mir ist! Ich träume so gern; denn die Welt ist im Traum so schön. Da giebt es nichts, was mich schmerzt, alles thut mir so wohl. Und wenn dann durch den blauen Himmel die Göttin Venus zu mir herunterkommt — so zu mir kommt, wie vorhin — — Er entsann sich nun, was für ein Traum ihn vor dem Erwachen entzückt hatte, und ein zerstreutes Lächeln überflog ihn. Ja, das war's! sagte er zu sich selbst.

Wovon sprichst du, Gaetano? fragte sie ungeduldig. Was hast du mit der heidnischen Göttin Venus zu schaffen?

Er sah sie an: Lache über mich! Seit damals — seit einem gewissen Tage sehe ich sie oft. Du weißt, Nina, daß dort, wo nun deines Vaters Burg steht, einst ihr Tempel stand; daß Portovenere, der Venushafen, nach ihr seinen Namen trägt; — und wenn wir auch Christen sind, den heidnischen Namen, den behalten wir doch. Und wenn ich nun schlafe, Nina, schwebt sie, als wäre sie's wirklich, aus der Luft herab. Ihr weißes Kleid, ihr weißes Angesicht leuchtet mir vor den Augen. Sie sieht mich an — neigt sich nieder bis an meine Brust — legt die Hand an mein Herz, um es mit einem Pfeil langsam zu durchbohren; und flüsternd beugt sie sich über meinen Mund — und küßt mich, setzte er lächelnd und erröthend hinzu. Doch indem er nun aufblickte, erstaunte er über Ninas lachendes Gesicht. Sie zog ihren Pfeil wieder aus dem Haar und hielt ihm die goldene Spitze gegen die Brust.

Was für seltsame Träume du hast! sagte sie mit kindlicher Heiterkeit. Mit diesem Pfeil hier bin ich dir erschienen, und mit dieser Spitze hab ich dein Herzchen gekitzelt — und mit diesen Lippen hab' ich dich küssen müssen, um dich aufzuwecken.

Du —! Du selbst —! stammelte er.

Und du warst schon so stolz, daß dich eine Göttin geküßt hatte! setzte sie spottend hinzu. Doch als sie ihn nun eine Weile stumm betrachtete, ward sie wieder ernst. Warum träumst du von alledem? fragte sie. Warum

findest du die Welt nur im Traum so schön? So sage mir doch, was du für Schmerzen hast?

Gaetano war eine Weile still. Wer hat keine Schmerzen auf dieser Welt? fing er endlich an, mit einem dunklen, frühreifen Ton, der sie befremdete. Ist es meine Schuld, daß, wenn wir leben, wir auch nachdenklich werden? — Ich bin nicht der Knabe mehr, Nina, der ich im Winter noch war. Ich war es schon viel zu lange; das Grafenkind von da drüben, der hochmüthige Paolo — er wies nach Palmaria hinüber — ist nicht älter als ich, und die Leute grüßen ihn schon wie einen großen Herrn! — Was für Schmerzen ich habe? Nina, wer bin ich denn auf dieser Welt? Hab ich Vater und Mutter? Sie beide liegen im Grab, ich weiß nicht wo; sie haben mich lieb gehabt, ich weiß nicht wann; ich habe sie lieb und weiß nicht, wer sie waren. Mein Oheim, der stumme Manai, — stumm ist er wie ihr Grab. Ich lebe hier so hin und habe kein Recht an nichts. Was bin ich denn neben dir? Ein aufgefundenes, namenloses Kind, und du die Grafentochter von Portovenere — Und von deines Vaters Gnade zu leben —

Ueber diesen bitteren Worten brach er ab; sein Gesicht verfinsterte sich tief.

O Gaetano! sagte Nina und setzte sich neben ihn. Was für Reden führst du? Bist du nicht wie mein Bruder, und sollst es bleiben, so lange ich leben werde? Und mein Vater — ist er denn so ein stolzer Graf gegen dich? Hat er dich nicht gehalten wie seinen Sohn —

Ich bin der undankbarste, schlechteste Mensch, ich weiß es! unterbrach er sie. Er ist mein Herr und will lieber mein Vater sein. Hat mir alles gegeben, seit ich denken kann; will mich nach Genua schicken, mich wie die Ritter erziehn; — vielleicht soll ich einst sein Wappen führen, wenn ich mit den genuesischen Kriegsgaleeren die Corsaren jage. Auf beiden Knieen sollt' ich ihm dafür danken. Warum bin ich so stolz! — Nina — er sah sie mit den brennenden Augen ganz aufrichtig an — er ist dein Vater, aber ich kann ihn nicht lieben. Fürchten wohl; lieben nicht! Wenn ich ihn sehe, steht das Herz mir still. Meine Zunge erstarrt — und dann steh ich wie ein Eisblock da und kann's nicht ändern. Und er sieht es, und gefriert dann auch. Und in seinem Herzen sagt er sich: das ist ein elender Mensch, er kann Wohlthaten empfangen, aber sie nicht vergelten!

Du irrst! sagte das Mädchen und schüttelte traurig den Kopf. Warum fühlst du alles so schwer? Kannst du die Menschen nicht lieb haben, die dir nur Gutes wollen?

Wenn du mein ganzes Herz kenntest! antwortete er. Ich habe Manai lieb, der mich alles gelehrt hat wie ein Vater: Schwimmen und Rudern, Fischen, mit Pfeilen schießen, Schwalben und Möwen aus der Luft herunterholen. Und Toniello lieb' ich, den alten Einsiedler da oben, der die Welt kennt, obwohl er sie nicht braucht; der mich in seinen Büchern unterwiesen, der mich das Leben gelehrt hat —

Und sonst niemand? unterbrach sie ihn.

Gaetano nahm ihre Hand, ohne sie anzusehen: Nina — und dich — und dich! Was hilft es, daß ich schweige, auf allen Felsen herumsteige — es ist ja doch, wie es ist. Ich soll nach Genua — dich verlassen! Und so lang ich denken kann, hab' ich mit dir gelebt. Und wie Bruder und Schwester! Und wenn ich nun auf lange Jahre in die Welt hinausziehe ohne dich! — Fahr' ich aufs Meer mit Manai, so seh' ich immer den Thurm, in dem du wohnst, wo die Fahne weht, und mir ist, als hätt' ich dich nicht verlassen. Steig' ich auf Palmaria die Felsen an, so späh' ich von jedem Platz nach deinem Fenster zurück, bilde mir ein dich zu sehn. Aber nun fort — ganz fort! — Nina, ich weiß noch nicht, was Trennung ist; mir ahnt, es ist bitterer als der Tod. Ich muß dir etwas sagen, worüber du lachen wirst: ich weine wie ein Kind, daß ich davongehen soll. Gott und die Jungfrau lieb' ich nicht so wie dich; ich kann nicht leben, wenn ich dich nicht sehe — will nicht sterben, Nina, stirbst du nicht mit mir —

Er vermochte vor plötzlichem Uebermaß der Empfindung nicht mehr zu reden; mit einer unerwarteten Bewegung sank er vor ihr hin und fing an, ihre Füße, ihre abwehrenden kleinen Hände zu küssen.

O Gaetano! seufzte sie auf. Was machst du da! — Ihre weiche Mädchenseele zerfloß bei diesen Bekenntnissen, bei dem Gedanken der Trennung, und auf einmal fing sie an zu weinen, während die Freude über seine Liebe

ihr Gesicht verklärte. Was willst du? sagte sie nach einer Weile, bist du nicht viel glücklicher als ich? Du fährst in die Welt hinaus, sollst Genua sehen und alles, was herrlich ist. Ich bleibe hier zurück! Und nun werden sie mich morgen in die Damenkleider stecken, weil die Jugend vorbei ist. Werden meinen Namenstag damit feiern, daß sie mir bunte Schleifen ins Haar flechten, mir die langen Aermel über die Arme ziehen — und die guten Lehren dazu! — Nein, geh nur fort, Gaetano; die Spieljahre sind doch dahin! Es wird nie mehr so schön! Zieh hinaus übers Meer und werde ein Ritter, ein Held, wie in Toniellos Büchern; und wenn du dann wiederkommst —

Wenn ich wiederkomme? Ninetta — was bist du dann? Sagen sie mir nicht alle, daß der stolze Paolo von Palmaria dich zu seiner Braut machen soll? daß du einst da drüben auf seiner Burg — — Nina, das tödtet mich! Niemand soll dich besitzen; wenn ich von Gott zu niedrig geschaffen bin, um dich zur Frau zu begehren — auch kein Anderer, Nina! — Du sollst meine Schwester bleiben bis zum Tod, niemand soll mir sagen dürfen, daß du nicht mehr mein bist!

Niemand! antwortete sie und sah ihm mit tröstlicher Zärtlichkeit ins Gesicht. Und wie um ihre eigene Bangigkeit zu betäuben und ihn seinen Gedanken zu entreißen, griff sie in das Täschchen, das ihr über die Schulter hing, zog eine Handvoll Datteln und Feigen hervor und wiederholte: Niemand, Gaetano! Glaube mir das — und diese Früchte, siehst du, hab' ich mitgebracht, um sie

mit dir zusammen zu verzehren, hier oben auf der Höhe wo es so schön ist; — und sie blickte nun heiter in die Welt hinaus. Die Sonne schien ihr allzu grell ins Gesicht, sie rückte ein wenig bei Seite, mehr in den Schatten hinein, und hielt sich die Hand vors Auge. Ueber den schmalen Meeresarm ragte die Insel herüber, die sich wie ein ungeheurer Walfischrücken auf der blauen Flut sonnte; wie eine Krone saß oben die Burg mit ihren Zinnen darauf, die Burg von Palmaria, von deren Thurm der Thürmer aufs Meer hinausblies, um die vorüberziehenden Segel zu begrüßen. Nun erklang auch Manais Horn auf dem Thurm von Portovenere, als Gegengruß, und es war, als ob die Töne auf halbem Weg, über dem Felsenthor, sich in eins verschmölzen. Dann begannen sie hüben und drüben dieselbe Weise, zu gleicher Zeit: ein noch junges Lied aus dem Tuneser Krieg, aus den Tagen, wo Kaiser Karl V. und Genua nach Afrika zogen, den großen Seeräuber Barbarossa aus seinem Reich zu werfen. Schmetternd, durch die reine Luft emporgetragen, klang der Sturmmarsch herüber, mit dem die Christen Golettas Mauern erstiegen. Gaetano horchte, Ninas Hand in der seinen. Die Grabkreuze unter ihm blitzten im Sonnenlicht; dahinter, wie in das krystallene Blau hineingesenkt, glühten die schwärzlichen Mauern der Portovenereburg, deren Felsenzunge, weit gestreckt, wie ein langhalsiger, grauer Lindwurm in das Meer hinauskroch. Die Uferwellen spielten mit sanfter Musik daran hin. An Ninas Kniee geschmiegt, richtete Gaetano sich ein wenig auf

und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Laß mich so! sagte er leise. Sie lächelte und wehrte es ihm nicht. Eine ihrer Datteln nahm sie zwischen die Finger, drückte sie ihm an die Lippen, wie wenn sie anpochen wollte; dann öffnete er, und sie steckte ihm die Frucht in den Mund. Gaetano aß, horchte auf den Hörnerklang, der nach und nach leiser werdend verhallte, und drückte Ninas Hand. Ueber sich sah er die Palmzweige, die Wandervögel, die in grauen Schaaren nach Norden vorüberzogen, und die Möwen, die ihre weiße Brust in das blaue Licht hineintauchten, bis sie im Raum vergingen. Ein unaussprechliches Wohlgefühl spannte ihm die Brust. Nie werd' ich wieder so glücklich! sagte er still vor sich hin. Nina, warum kann man nicht in diesem Augenblick sterben?

Warum willst du sterben? fragte sie, über ihn gebeugt.

Weil ich glücklich bin! — Fühlst du das nicht wie ich? Wenn alles mich selig macht, wenn nichts mehr schöner sein kann, als es ist, dann wünsch' ich immer von ganzer Seele zu sterben. Ach, so im höchsten Augenblick, ohne Qual, zu entschlafen! zu zerflattern, wie die Möwe da oben im Blau verschwindet! — Aber mit dir! — — Warum schweigst du, Ninetta?

Weil ich nicht fühle wie du. Warum denn sterben, wenn die Erde so schön ist?

Was ist sterben? fragte er und sah gedankenvoll zu ihr auf. Wenn ich so dasitze und die warme Abendluft mich anweht, vom Himmel her, so weich als hätte sie unsichtbare Arme, mich zu streicheln, dann ist mir oft,

als wären wir gleich und gleich, als brauchte ich mich nur aufzulösen, um auch so als Aether dahinzuwehn. Ist das Sterben, oder was ist das, Nina? Wenn ich da unten in das Meer hineinstarre, und die Brandung steigt, und die Wellen von Stein zu Stein wie Schlangen hinanspringen, und zwischen den umgestürzten Blöcken der Wellenkamm, wie ein Schlangenkopf, hervorzüngelt und horcht und wieder verschwindet — so weiß ich nicht mehr, was Leben und Nichtleben ist: Alles scheint mir eins, die Welle und ich! Wenn ich zur Welle würde, lebte ich dann nicht mehr? Was ist sterben, Nina? — Ich verstehe es nicht! Ich weiß nur, daß ich in dieser Stunde selig bin, und so in deinem Schooß möcht' ich vergehn — vergehn!

Du bist krank, Gaetano! sagte das Mädchen befremdet. Wie kommt es dir in den Sinn, solche Dinge zu denken? — Ich habe das nie gehört. Wenn die Menschen immer sterben wollten, sobald sie recht glücklich sind, was würde dann aus der Welt? — Komm, steh auf! setzte sie hinzu. Du hast mir versprochen, mich in diesen Tagen, eh du nach Genua mußt, noch einmal aufs Meer zu fahren wie vordem, im bunten Schiffchen. Dieser Tag ist so schön! Komm, laß uns noch einmal all' unsre alten Buchten, unsre Spielplätze, unsre Grotten besuchen — unsre ganze Welt! — Sie lächelte ihm in zurückgehaltener Bewegung zu, rückte sanft seinen Kopf, und Gaetano richtete sich auf. Thun wir das! sagte er mit gepreßter Stimme. Ihr rothes, goldgesticktes Mützchen lag neben ihr auf dem Fels. Er nahm es

und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Laß mich so! sagte er leise. Sie lächelte und wehrte es ihm nicht. Eine ihrer Datteln nahm sie zwischen die Finger, drückte sie ihm an die Lippen, wie wenn sie anpochen wollte; dann öffnete er, und sie steckte ihm die Frucht in den Mund. Gaetano aß, horchte auf den Hörnerklang, der nach und nach leiser werdend verhallte, und drückte Ninas Hand. Ueber sich sah er die Palmzweige, die Wandervögel, die in grauen Schaaren nach Norden vorüberzogen, und die Möwen, die ihre weiße Brust in das blaue Licht hineintauchten, bis sie im Raum vergingen. Ein unaussprechliches Wohlgefühl spannte ihm die Brust. Nie werd' ich wieder so glücklich! sagte er still vor sich hin. Nina, warum kann man nicht in diesem Augenblick sterben?

Warum willst du sterben? fragte sie, über ihn gebeugt.

Weil ich glücklich bin! — Fühlst du das nicht wie ich? Wenn alles mich selig macht, wenn nichts mehr schöner sein kann, als es ist, dann wünsch' ich immer von ganzer Seele zu sterben. Ach, so im höchsten Augenblick, ohne Qual, zu entschlafen! zu zerflattern, wie die Möwe da oben im Blau verschwindet! — Aber mit dir! — — Warum schweigst du, Ninetta?

Weil ich nicht fühle wie du. Warum denn sterben, wenn die Erde so schön ist?

Was ist sterben? fragte er und sah gedankenvoll zu ihr auf. Wenn ich so dasitze und die warme Abendluft mich anweht, vom Himmel her, so weich als hätte sie unsichtbare Arme, mich zu streicheln, dann ist mir oft,

als wären wir gleich und gleich, als brauchte ich mich nur aufzulösen, um auch so als Aether dahinzuwehn. Ist das Sterben, oder was ist das, Nina? Wenn ich da unten in das Meer hineinstarre, und die Brandung steigt, und die Wellen von Stein zu Stein wie Schlangen hinanspringen, und zwischen den umgestürzten Blöcken der Wellenkamm, wie ein Schlangenkopf, hervorzüngelt und horcht und wieder verschwindet — so weiß ich nicht mehr, was Leben und Nichtleben ist: Alles scheint mir eins, die Welle und ich! Wenn ich zur Welle würde, lebte ich dann nicht mehr? Was ist sterben, Nina? — Ich verstehe es nicht! Ich weiß nur, daß ich in dieser Stunde selig bin, und so in deinem Schooß möcht' ich vergehn — vergehn!

Du bist krank, Gaetano! sagte das Mädchen befremdet. Wie kommt es dir in den Sinn, solche Dinge zu denken? — Ich habe das nie gehört. Wenn die Menschen immer sterben wollten, sobald sie recht glücklich sind, was würde dann aus der Welt? — Komm, steh auf! setzte sie hinzu. Du hast mir versprochen, mich in diesen Tagen, eh du nach Genua mußt, noch einmal aufs Meer zu fahren wie vordem, im bunten Schiffchen. Dieser Tag ist so schön! Komm, laß uns noch einmal all' unsre alten Buchten, unsre Spielplätze, unsre Grotten besuchen — unsre ganze Welt! — Sie lächelte ihm in zurückgehaltener Bewegung zu, rückte sanft seinen Kopf, und Gaetano richtete sich auf. Thun wir das! sagte er mit gepreßter Stimme. Ihr rothes, goldgesticktes Mützchen lag neben ihr auf dem Fels. Er nahm es

und legte es ihr auf die dunklen Flechten, und mit einem leisen Seufzer ging er voran, den steinigen Abhang hinab. Die Sonne glühte noch stark und strahlte vom Fels zurück. Sie eilten hinunterzukommen und in den Schatten der hohen Mauern zu treten. Auf dem Burghof hatte sich inzwischen sonntäglich geputztes Volk aus dem Städtchen gesammelt; Einige gingen dem Kirchlein zu, dessen Pforte geöffnet stand, Andere plauderten, in lebhaftem Geberdenspiel, mit den halbgepanzerten, behelmten Burgmannen, die das Stadtvolk mit Hausherrnwürde begrüßten. Die größte der Gruppen aber umstand ein nicht mehr junges, zigeunerhaftes, maurisches Weib, das mit dunklen farbigen Tüchern und falschen Ketten behangen war, allerlei blinkende Kleinigkeiten verkaufte und halbverstohlen die Leute aufforderte, sich von ihr wahrsagen zu lassen. Das abergläubige Volk drängte sich heran, und mit einer gewissen unheimlichen Scheu standen sie um sie her und horchten, wie sie Einem nach dem Andern in verstümmeltem Italienisch die Geheimnisse seiner Zukunft offenbarte.

Nina trat nun auch neugierig heran, und Gaetano, der auf der Brust der Maurin ein Amulet hängen sah, dessen Form ihm auffiel, ließ sie nur ihren Spruch zu Ende reden und fragte dann, indem er sich vor sie hinstellte: Wer seid Ihr, wo kommt Ihr her? — Sie antwortete: Aus Spezzia komm' ich, lebe überall; — — und damit faßte sie seine Hand, wie wenn sie ihm deren Linien ausdeuten wollte. Zugleich sah sie ihn an; seine

dunkle Hautfarbe, dunkler als die der Andern, schien sie zu befremden. Wo kommt Ihr her? fragte sie zurück.

Nirgendsher, erwiderte er; ich war stets, wo ich bin!

Indessen die Maurin schüttelte ungläubig den Kopf. Während sie seine Züge mit Wohlgefallen betrachtete, blieb ihr Auge offenbar an etwas hängen, das sie nachdenklich machte. Sie überflog seine ganze Gestalt, und da Nina, durch diese forschenden Blicke geängstigt, Gaetano unwillkürlich am Arm zurückzog, lächelte die Alte und murmelte ein paar fremde Worte, die man nicht verstand. Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch wahrsage? Was gebt Ihr für diese Ringe? fragte sie dann, zu Gaetano gewandt. Fürchtet Ihr Euch, mein tapfrer, junger Herr, mir zu nahe zu treten?

Vor wem sollt' ich mich fürchten? sagte Gaetano, machte sich von Nina los und stellte sich wieder vor die Maurin hin.

Nun betrachtete sie seine Brust mit der äußersten Aufmerksamkeit, und zeigte mit dem Finger auf eine Art von viereckiger Münze mit fremdartigen Zeichen, die an einer kleinen Kette über sein graues Wamms hing. Gebt Ihr mir diese schlechte Münze da, fragte sie, wenn ich Euch dafür alles sage, was ich weiß?

Diese schlechte Münze, antwortete Gaetano, ist ein Amulet, und für nichts geb' ich es her.

Warum?

Weil es mein ganzes Erbtheil von der Mutter ist! antwortete er.

Auf einmal veränderte die Maurin ihre Züge, schien in lebhafte Aufregung zu gerathen, faßte sich, und fing dann etwas mühsam wieder an: Erlaubt Ihr wenigstens, daß ich diese Münze auf einen Augenblick in die Hand nehme?

Nein, nein, nein! flüsterte Nina hinter Gaetano, die durch das ganze Gebahren der fremdartigen Frau in weibliche Furcht versetzt wurde. Doch Gaetano schämte sich, vor so vielen Männern sich wie ein Knabe zu benehmen, und nahm die Kette vom Halse: Hier! sagte er. Die Maurin betrachtete die eingegrabenen Zeichen des Amulets ganz genau. Sie nickte mit dem Kopf, forschte dann wieder in Gaetanos Gesicht, und sagte endlich mit gedämpfter Stimme, indem sie ihn mit der Hand an sich heranzog: Junger Herr, von Eurer leiblichen Mutter habt Ihr dies Amulet?

So hat man mir gesagt! erwiderte Gaetano, den ihre Aufregung anzustecken begann.

Ihr kanntet sie nicht? fragte sie weiter. Er schüttelte den Kopf.

Wißt ihr denn, wer sie war?

Er wollte eben auch das verneinen, als ein Kanonenschuß, dem verworrener Lärm hinter ihnen folgte, ihn und den ganzen Hof in Bewegung brachte und das Gespräch abschnitt. Der Thürmer neben dem Banner fing wieder zu blasen an, und nun sah man, indem man an die Schießscharten lief, daß ein Kriegsschiff mit der genuesischen Flagge langsam in das Felsenthor herein-

segelte — denn ein leichter Wind hatte sich aufgemacht — und von den Kanonen der Burg freundschaftlich begrüßt ward. Auf dem breiten Verdeck war fast die ganze Mannschaft versammelt, rief und jauchzte und winkte mit geschwenkten Tüchern und Hüten herüber. Am großen Mast hatte man erbeutete Waffen und Kleider, maurische Turbane, krumme Piratensäbel aufgehängt; das alles glänzte in der Sonne. Auch ein abgeschnittener Kopf mit grimmigem Ausdruck, eine einzige Haarlocke auf dem kahlen Schädel, war an einer Stange aufgepflanzt und ragte über die Schiffsmannschaft herüber.

Ein Corsarenkopf! riefen die Leute um Gaetano her. Auch er war an eine Schießscharte getreten, und durch den schauerlichen Anblick erregt, fragte er einen alten Kriegsmann, der neben ihm stand und keine Miene verzog: Wen bringen sie da herein? Ist das Schereddin Barbarossa, den sie nun endlich aus der Welt geschickt haben?

Der Kriegsmann lachte. Hätten sie Den auf diese Stange gesteckt, so würden sie alle Flaggen und Wimpel spielen lassen und ein Geschrei machen, daß man keine Kanonen mehr hören sollte. Nein, den haben sie nicht. Der schwimmt noch ungeköpft auf allen Wassern herum; wird noch manche ehrliche Christenader anzapfen! Und sie sagen, der junge Schereddin, sein Neffe, treib' es noch ärger als er, und alle Tage könnten wir hier Piratenbesuch erwarten. Tunis, das Nest, haben wir ausgeschwefelt, aber die Brut ist noch guter Dinge!

Der junge Schereddin soll in der Nähe sein! warf ein Andrer dazwischen. Man weiß es nicht! gab der Alte zurück. Unterdessen segelte das Schiff in stolzer Würde vorbei, am kleinen Hafen entlang und der Bucht von La Spezzia zu. Gaetano verließ seinen Platz an der Mauer, da ihm auf einmal wieder die Wahrsagerin in die Gedanken kam, und begierig, sich ihre Aufregung enträthseln zu lassen und geheimnißvolle Dinge zu erfahren, suchte er mit den Augen, wo sie sei. Ein Haufe von Menschen drängte sich eben zum großen Burgthor hinaus, durch die Erscheinung des Grafen weggescheucht, der von der oberen Burg herunterstieg und dessen Nähe jede Feiertagslustigkeit zu ersticken pflegte. Der „spanische Graf", wie das Volk ihn hieß, eine hohe Gestalt mit langem, strengem, graubärtigem Gesicht, finsteren, großen Augen, von mehr spanischer als italienischer Art, trat mit dem alten Einsiedler Toniello auf den Burghof, und der weite Raum leerte sich, sowie er erschien. Auch die Maurin war nirgends mehr zu sehn. Von dem Platz vor dem Hauptthor, der zum Städtchen führte, klangen noch Stimmen herüber, unter denen Gaetano auch die der Maurin zu erkennen meinte; aber sie entfernten sich schnell, und nun war alles still.

Der „spanische Graf" blieb eine Weile stehn, rief seine Tochter Nina zu sich heran, die ihm und dem Einsiedler ehrfurchtsvoll die Hand küßte, strich ihr mit gedankenloser Zärtlichkeit über das Haar, und ging dann der Kirche zu. Auch der alte Toniello ging langsam

hinter ihm her; die Burgmannschaft zerstreute sich. Gaetano sah sich wieder mit Nina und den stumm auf und nieder wandelnden Wachen allein. Komm! sagte sie und trat zu ihm. Warum träumst du wieder? Laß uns zu Schiffe gehn!

Wenn ich die Maurin wiederfinden könnte! sprach er halb vor sich hin.

Soll sie dir einfältige Märchen erzählen? Sie will nichts, als dich betrügen; merktest du das nicht? — Komm und zeige mir, daß du mich noch lieb hast. Laß uns noch einmal nach „Naxos" fahren, wo wir so glücklich waren, und laß uns zum letzten Mal glückliche Kinder sein!

Sie nahm ihn bei der Hand, zog ihn sanft mit sich fort; Gaetano folgte ihr, ohne zu sprechen. Draußen vor dem Burgthor führte ein in den Fels gehauener Pfad schräg zum Wasser hinunter zu einer winzigen, künstlich vertieften Bucht, in der einige angekettete Kähne schwammen. Darunter eine kleine Gondel von besonderer Zierlichkeit, die der Graf vor Jahren seinem heranwachsenden Töchterlein geschenkt hatte; in dunklen Farben roth und blau bemalt, und von Gaetano sonderbar aufgeputzt. Mit Knabenphantasie hatte er den grünen, schlanken Schaft einer Aloe als Mastbaum hineingepflanzt, die geschweiften Blüthenzweige mit Bändern und Fähnchen geschmückt. Die farbigen Wimpel flatterten nun in der bewegten Luft und nahmen sich fast wie seltsame Blüthen aus, die von den Aesten halblebendig hinwegstrebten. Gaetano lös'te das Schiffchen, führte Nina

hinein und ruderte hinaus, auf Palmaria zu. Die weißen Tauben, die auf der Burgmauer saßen und ihre Herrin erblickten, flogen sogleich herab und ließen sich auf den Aloezweigen nieder. Nina klatschte, und sie flatterten ihr in den Schooß. Warum lächelst du? fragte sie zu Gaetano hinüber. Es war ihm in diesem Augenblick, als hätte er Venus mit ihren Tauben vor Augen, und sein ganzes Traumgefühl wurde wieder wach. Die phantastischen Spiele aus früheren Jahren fielen ihm wieder ein: wie er Nina, wenn er sie auch so hinausruderte, mit Wasserpflanzen und Muschelschnüren, sich selbst mit den Federn von Meervögeln geschmückt, und auf einer großen Muschel blasend, oder mit einem Palmenzweig ihr Kühlung zufächelnd, sich als Triton geträumt hatte, der mit seiner Nereide über das Meer dahinfährt. Oder er bekränzte sich auch mit Weinlaub und Trauben, und nachdem er sie auf Palmaria, an der Bucht, die er „Naxos“ nannte, ausgesetzt, wo sie recht betrübt auf einem Stein sitzen mußte, kam er nun als Bacchus in seiner Gondel daher, um Ariadne zu trösten und in seine Heimat zu führen. Er blickte sie an: jetzt war sie das Kind nicht mehr, das sich damals so kindlich froh das lange Haar als Nereide oder als trauernde Ariadne gelöst hatte. Ein nachdenkliches, verständiges Wesen vergeistigte ihre Lippen; in ihren Augen lag etwas Fremdes, Ungewohntes, das er nicht verstand. Er sah es heute nicht zum ersten Mal, aber noch nie hatte er es so deutlich gefühlt. Unwillkürlich, ohne etwas Bestimmtes dabei

zu denken, seufzte er auf. Eine dunkle, schmerzliche Empfindung, die ihm den Athem preßte, trieb ihn an, gewaltsamer zu rudern. Der schmale Meeresarm, der Palmaria vom Festland trennt, war bald durchmessen, und an der Insel hinsteuernd hatte er nach einer Weile auch die Bucht erreicht, nach der das Mädchen verlangt hatte.

O unser altes Naxos! sagte sie und blickte mit herzlicher Freude um sich her.

Die kleine Inselbucht lag tief versteckt, fast rings vom Ufer umschlossen, hinter einem hohen Felsvorsprung da; sowie man den Weg hinein gefunden hatte, war von Portovenere und der Grafenburg nichts mehr zu sehen. Unten in der durchsichtigen, grünlichen Tiefe wogte das dunkle Meergras, und Riesenblöcke schauten darunter hervor. Schlanke Eidechsen und breite Molche huschten am Ufer über die grauen Klippen. Auf der Felsecke, an der die kleinen weißen Wellen verschäumten, hatte Nina so oft als Ariadne gesessen; hier war auch ihr Badeplatz, wenn sie mit den jungen Burgmädchen herüberkam, sich an den Sommerabenden zu erfrischen. Ach, wie es hier so still und schattig ist! sagte sie vergnügt.

Warum freust du dich nicht auch? setzte sie nach einer Weile hinzu.

Gaetano betrachtete sie eben mit seinen glühenden Augen, so ernst, daß er nicht mehr lächeln konnte. Nina! fing er auf einmal an und ergriff ihre Hand. Ich habe dir allerlei Geheimes zu sagen — und es wird mir so schwer.

Nun, wenn es etwas Geheimes ist, antwortete sie, indem sie ihre plötzliche Beklemmung zu verbergen suchte, — so bist du hier gewiß, daß kein Dritter dich hört! Was wird es sein, Gaetano?

Wenn ich dich nun so bald verlassen soll! fing er wieder an.

Sie wartete, was er weiter sagen werde — als er sich unterbrach und mit einer unwilligen Bewegung auffuhr, um an dem Abhang hinaufzusehen. Eine jugendliche Gestalt in dunkler, spanischer Kleidung, an der eine große, goldne Kette im Sonnenlicht funkelte, kam von der Höhe von Palmaria herab und auf die Beiden zugeschritten. Der junge Cavalier nahm seinen Hut ab, um damit zu winken, und schien Ninas Namen zu rufen.

Im nächsten Augenblick stieß Gaetano mit dem Ruder vom Lande ab und zur Bucht hinaus. Die Gondel fuhr durch den felsigen Eingang durch, und nun griff der Jüngling auch nach dem andern Ruder, um sich so schnell wie möglich zu entfernen. Was machst du? fragte das Mädchen.

Das ist Paolo! war seine ganze Antwort. Wie um sie zu ergänzen, warf er noch einen Blick voll Haß nach dem jungen Grafen zurück, der von neuem winkte und zu einer andern Gondelbucht herunter eilte, und schlug mit den Rudern heftig in die Flut. Nina! sagte er endlich, da sie ihn befremdet anstarrte, — ich kann ihn heute nicht sehn! Ihn nicht! Laß mich — ich führe dich an einen andern Ort, wo uns kein Paolo stört! —

Damit trieb er die Gondel rasch über das Wasser hin; nahm nun aber wahr, daß seine Aufregung ihn in die falsche Richtung geführt hatte, und mußte wenden, um das Verlorene wieder einzuholen.

Er ruderte eifrig auf Portovenere zu. Was hilft's! sagte das Mädchen. Paolo folgt uns nach! — Der junge Graf war in einen Kahn gesprungen und ruderte hinter ihnen her. Doch Gaetano, dessen kräftige Arme an starke Anspannung gewöhnt waren, mühte sich aufs eifrigste, ihm zu entgehn. Sowie er die kleine Hafengrotte unter der Burgmauer erreicht hatte, sprang er ans Land, schlang die Kette um ihren Pfahl, und hob Nina, die noch zögerte, mit beiden Armen heraus. Thu mir heute meinen Willen! flüsterte er ihr aufgeregt zu. Paolo's Nachen schwamm noch auf der Flut. Die Beiden traten in den stillen Burghof, und Gaetano zog das Mädchen nach der Kirche zu und führte sie unter dem Portal an eine ins Mauerwerk eingelassene Thür.

Was willst du hier unten? fragte sie verwundert.

Ninetta! sagte er nur und zog sie, indem er öffnete, in den halbdunklen, moderig kühlen Raum hinein. Es war eine Art von Unterkirche, in alten Zeiten in den Fels gebaut und nun seit lange verlassen. Ein halb verfallener Altar verrieth noch die Bestimmung von ehedem, sonst sah die flachgewölbte, schmucklose Kapelle mehr einem Gefängniß gleich. Schutthaufen hatten sich in den Winkeln angebaut, und auf Ueberreste uralten Mauerwerks, die noch aus der Zeit des römischen Be-

legte sie die Spitze an seine Brust und drückte sanft, als wenn sie ihm das Herz durchbohren wollte. Ach! seufzte er auf und hob eine Hand zum Herzen; doch der Pfeil fuhr zurück. Sogleich ward er wieder still. Er schien nur im Traum geseufzt zu haben. Willst du denn ewig schlafen? sagte sie verwundert vor sich hin. Und mit unschuldiger Zärtlichkeit beugte sie sich ganz über ihn nieder, legte ihren Mund an seine Lippen und küßte ihn mit einem langen Kuß. Jetzt endlich wachte er auf. Er hob ihr die Arme entgegen, stammelte Worte, die sie nicht verstand, und starrte ihr dann verwundert nach, wie ihr Gesicht ihn verließ.

Ei ei, Gaetano! sagte sie, indem sie auf die Füße sprang und, wie im tiefsten Ernst, die Arme kreuzte. Es wird schon Morgen, warum schläfst du noch? Manai will hinaus, um zu fischen, und du wolltest ja mit; und schon dreimal hat er so laut nach dir gerufen, daß mir die Ohren gellen.

Wie du spottest! sagte er schlaftrunken lächelnd und sah sie mit den schwarzen Augen noch träumerisch an. Die Sonne, die dort steht, ist Nachmittagssonne — und stumme Leute rufen nicht; nicht seiner Mutter Namen kann Manai rufen! — Wie lange lag ich hier denn? Wovon hab ich geträumt? Eben als du mich wecktest, da war's — da kam's von oben herunter — — Er suchte nach Worten, doch er verstummte. Dann richtete er sich auf, setzte sich auf das Gestein, und die Augen auf Ninas rothe Schuhe geheftet, sann er ganz versunken

vor sich hin. Gaetano! rief sie ihn nun wieder an und schüttelte den Kopf. Willst du weiterträumen? Bist du denn ganz und gar zum Träumer worden — siehst und hörst mich nicht mehr? weißt nicht mehr, wer ich bin? — Bei diesen Worten hob er die Augen zu ihr, mit einem zärtlichen Blick, und strich sich das Haar von der Stirn. Ob ich weiß, wer du bist, Nina! murmelte er.

Nein, du weißt es nicht mehr! fiel sie ihm ins Wort. Muß ich dich nicht suchen, wenn ich dich sehen will? Mit diesen beiden glühenden Kohlen da starrst du mich an, wie in der Fieberzeit, als du im Bett lagst und ich deine Hand hielt, und du erkanntest mich nicht! Nun gehst du schon drei Tage so herum, nur dein Schatten mit dir; zählst die Tropfen im Meer, schläfst mit offnen Augen wie die Hasen, kletterst im Ginster an den Inseln hin; — was ist mit dir geschehen? Was hab' ich dir gethan, Gaetano, daß ich dich suchen muß?

Was du mir gethan hast! stammelte er verwirrt. Nina! — — Ja, ich träume. Es ist wahr, was du sagst. Seit jener Zeit, da ich im Fieber lag — — Es ist so schwer, zu sagen, wie mir ist! Ich träume so gern; denn die Welt ist im Traum so schön. Da giebt es nichts, was mich schmerzt, alles thut mir so wohl. Und wenn dann durch den blauen Himmel die Göttin Venus zu mir herunterkommt — so zu mir kommt, wie vorhin — — Er entsann sich nun, was für ein Traum ihn vor dem Erwachen entzückt hatte, und ein zerstreutes Lächeln überflog ihn. Ja, das war's! sagte er zu sich selbst.

Wovon sprichst du, Gaetano? fragte sie ungeduldig. Was hast du mit der heidnischen Göttin Venus zu schaffen?

Er sah sie an: Lache über mich! Seit damals — seit einem gewissen Tage sehe ich sie oft. Du weißt, Nina, daß dort, wo nun deines Vaters Burg steht, einst ihr Tempel stand; daß Portovenere, der Venushafen, nach ihr seinen Namen trägt; — und wenn wir auch Christen sind, den heidnischen Namen, den behalten wir doch. Und wenn ich nun schlafe, Nina, schwebt sie, als wäre sie's wirklich, aus der Luft herab. Ihr weißes Kleid, ihr weißes Angesicht leuchtet mir vor den Augen. Sie sieht mich an — neigt sich nieder bis an meine Brust — legt die Hand an mein Herz, um es mit einem Pfeil langsam zu durchbohren; und flüsternd beugt sie sich über meinen Mund — und küßt mich, setzte er lächelnd und erröthend hinzu. Doch indem er nun aufblickte, erstaunte er über Ninas lachendes Gesicht. Sie zog ihren Pfeil wieder aus dem Haar und hielt ihm die goldene Spitze gegen die Brust.

Was für seltsame Träume du hast! sagte sie mit kindlicher Heiterkeit. Mit diesem Pfeil hier bin ich dir erschienen, und mit dieser Spitze hab ich dein Herzchen gekitzelt — und mit diesen Lippen hab' ich dich küssen müssen, um dich aufzuwecken.

Du —! Du selbst —! stammelte er.

Und du warst schon so stolz, daß dich eine Göttin geküßt hatte! setzte sie spottend hinzu. Doch als sie ihn nun eine Weile stumm betrachtete, ward sie wieder ernst. Warum träumst du von alledem? fragte sie. Warum

findest du die Welt nur im Traum so schön? So sage mir doch, was du für Schmerzen hast?

Gaetano war eine Weile still. Wer hat keine Schmerzen auf dieser Welt? fing er endlich an, mit einem dunklen, frühreifen Ton, der sie befremdete. Ist es meine Schuld, daß, wenn wir leben, wir auch nachdenklich werden? — Ich bin nicht der Knabe mehr, Nina, der ich im Winter noch war. Ich war es schon viel zu lange; das Grafenkind von da drüben, der hochmüthige Paolo — er wies nach Palmaria hinüber — ist nicht älter als ich, und die Leute grüßen ihn schon wie einen großen Herrn! — Was für Schmerzen ich habe? Nina, wer bin ich denn auf dieser Welt? Hab ich Vater und Mutter? Sie beide liegen im Grab, ich weiß nicht wo; sie haben mich lieb gehabt, ich weiß nicht wann; ich habe sie lieb und weiß nicht, wer sie waren. Mein Oheim, der stumme Manai, — stumm ist er wie ihr Grab. Ich lebe hier so hin und habe kein Recht an nichts. Was bin ich denn neben dir? Ein aufgefundenes, namenloses Kind, und du die Grafentochter von Portovenere — Und von deines Vaters Gnade zu leben —

Ueber diesen bitteren Worten brach er ab; sein Gesicht verfinsterte sich tief.

O Gaetano! sagte Nina und setzte sich neben ihn. Was für Reden führst du? Bist du nicht wie mein Bruder, und sollst es bleiben, so lange ich leben werde? Und mein Vater — ist er denn so ein stolzer Graf gegen dich? Hat er dich nicht gehalten wie seinen Sohn —

Ich bin der undankbarste, schlechteste Mensch, ich weiß es! unterbrach er sie. Er ist mein Herr und will lieber mein Vater sein. Hat mir alles gegeben, seit ich denken kann; will mich nach Genua schicken, mich wie die Ritter erziehn; — vielleicht soll ich einst sein Wappen führen, wenn ich mit den genuesischen Kriegsgaleeren die Corsaren jage. Auf beiden Knieen sollt' ich ihm dafür danken. Warum bin ich so stolz! — Nina — er sah sie mit den brennenden Augen ganz aufrichtig an — er ist dein Vater, aber ich kann ihn nicht lieben. Fürchten wohl; lieben nicht! Wenn ich ihn sehe, steht das Herz mir still. Meine Zunge erstarrt — und dann steh ich wie ein Eisblock da und kann's nicht ändern. Und er sieht es, und gefriert dann auch. Und in seinem Herzen sagt er sich: das ist ein elender Mensch, er kann Wohlthaten empfangen, aber sie nicht vergelten!

Du irrst! sagte das Mädchen und schüttelte traurig den Kopf. Warum fühlst du alles so schwer? Kannst du die Menschen nicht lieb haben, die dir nur Gutes wollen?

Wenn du mein ganzes Herz kenntest! antwortete er. Ich habe Manai lieb, der mich alles gelehrt hat wie ein Vater: Schwimmen und Rudern, Fischen, mit Pfeilen schießen, Schwalben und Möwen aus der Luft herunterholen. Und Toniello lieb' ich, den alten Einsiedler da oben, der die Welt kennt, obwohl er sie nicht braucht; der mich in seinen Büchern unterwiesen, der mich das Leben gelehrt hat —

Und sonst niemand? unterbrach sie ihn.

Gaetano nahm ihre Hand, ohne sie anzusehen: Nina — und dich — und dich! Was hilft es, daß ich schweige, auf allen Felsen herumsteige — es ist ja doch, wie es ist. Ich soll nach Genua — dich verlassen! Und so lang ich denken kann, hab' ich mit dir gelebt. Und wie Bruder und Schwester! Und wenn ich nun auf lange Jahre in die Welt hinausziehe ohne dich! — Fahr' ich aufs Meer mit Manai, so seh' ich immer den Thurm, in dem du wohnst, wo die Fahne weht, und mir ist, als hätt' ich dich nicht verlassen. Steig' ich auf Palmaria die Felsen an, so späh' ich von jedem Platz nach deinem Fenster zurück, bilde mir ein dich zu sehn. Aber nun fort — ganz fort! — Nina, ich weiß noch nicht, was Trennung ist; mir ahnt, es ist bitterer als der Tod. Ich muß dir etwas sagen, worüber du lachen wirst: ich weine wie ein Kind, daß ich davongehen soll. Gott und die Jungfrau lieb' ich nicht so wie dich; ich kann nicht leben, wenn ich dich nicht sehe — will nicht sterben, Nina, stirbst du nicht mit mir —

Er vermochte vor plötzlichem Uebermaß der Empfindung nicht mehr zu reden; mit einer unerwarteten Bewegung sank er vor ihr hin und fing an, ihre Füße, ihre abwehrenden kleinen Hände zu küssen.

O Gaetano! seufzte sie auf. Was machst du da! — Ihre weiche Mädchenseele zerfloß bei diesen Bekenntnissen, bei dem Gedanken der Trennung, und auf einmal fing sie an zu weinen, während die Freude über seine Liebe

ihr Gesicht verklärte. Was willst du? sagte sie nach einer Weile, bist du nicht viel glücklicher als ich? Du fährst in die Welt hinaus, sollst Genua sehen und alles, was herrlich ist. Ich bleibe hier zurück! Und nun werden sie mich morgen in die Damenkleider stecken, weil die Jugend vorbei ist. Werden meinen Namenstag damit feiern, daß sie mir bunte Schleifen ins Haar flechten, mir die langen Aermel über die Arme ziehen — und die guten Lehren dazu! — Nein, geh nur fort, Gaetano; die Spieljahre sind doch dahin! Es wird nie mehr so schön! Zieh hinaus übers Meer und werde ein Ritter, ein Held, wie in Toniellos Büchern; und wenn du dann wiederkommst —

Wenn ich wiederkomme? Ninetta — was bist du dann? Sagen sie mir nicht alle, daß der stolze Paolo von Palmaria dich zu seiner Braut machen soll? daß du einst da drüben auf seiner Burg — — Nina, das tödtet mich! Niemand soll dich besitzen; wenn ich von Gott zu niedrig geschaffen bin, um dich zur Frau zu begehren — auch kein Anderer, Nina! — Du sollst meine Schwester bleiben bis zum Tod, niemand soll mir sagen dürfen, daß du nicht mehr mein bist!

Niemand! antwortete sie und sah ihm mit tröstlicher Zärtlichkeit ins Gesicht. Und wie um ihre eigene Bangigkeit zu betäuben und ihn seinen Gedanken zu entreißen, griff sie in das Täschchen, das ihr über die Schulter hing, zog eine Handvoll Datteln und Feigen hervor und wiederholte: Niemand, Gaetano! Glaube mir das — und diese Früchte, siehst du, hab' ich mitgebracht, um sie

mit dir zusammen zu verzehren, hier oben auf der Höhe wo es so schön ist; — und sie blickte nun heiter in die Welt hinaus. Die Sonne schien ihr allzu grell ins Gesicht, sie rückte ein wenig bei Seite, mehr in den Schatten hinein, und hielt sich die Hand vors Auge. Ueber den schmalen Meeresarm ragte die Insel herüber, die sich wie ein ungeheurer Walfischrücken auf der blauen Flut sonnte; wie eine Krone saß oben die Burg mit ihren Zinnen darauf, die Burg von Palmaria, von deren Thurm der Thürmer aufs Meer hinausblies, um die vorüberziehenden Segel zu begrüßen. Nun erklang auch Manais Horn auf dem Thurm von Portovenere, als Gegengruß, und es war, als ob die Töne auf halbem Weg, über dem Felsenthor, sich in eins verschmölzen. Dann begannen sie hüben und drüben dieselbe Weise, zu gleicher Zeit: ein noch junges Lied aus dem Tuneser Krieg, aus den Tagen, wo Kaiser Karl V. und Genua nach Afrika zogen, den großen Seeräuber Barbarossa aus seinem Reich zu werfen. Schmetternd, durch die reine Luft emporgetragen, klang der Sturmmarsch herüber, mit dem die Christen Golettas Mauern erstiegen. Gaetano horchte, Ninas Hand in der seinen. Die Grabkreuze unter ihm blitzten im Sonnenlicht; dahinter, wie in das krystallene Blau hineingesenkt, glühten die schwärzlichen Mauern der Portovenereburg, deren Felsenzunge, weit gestreckt, wie ein langhalsiger, grauer Lindwurm in das Meer hinauskroch. Die Uferwellen spielten mit sanfter Musik daran hin. An Ninas Kniee geschmiegt, richtete Gaetano sich ein wenig auf

und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Laß mich so! sagte er leise. Sie lächelte und wehrte es ihm nicht. Eine ihrer Datteln nahm sie zwischen die Finger, drückte sie ihm an die Lippen, wie wenn sie anpochen wollte; dann öffnete er, und sie steckte ihm die Frucht in den Mund. Gaetano aß, horchte auf den Hörnerklang, der nach und nach leiser werdend verhallte, und drückte Ninas Hand. Ueber sich sah er die Palmzweige, die Wandervögel, die in grauen Schaaren nach Norden vorüberzogen, und die Möwen, die ihre weiße Brust in das blaue Licht hineintauchten, bis sie im Raum vergingen. Ein unaussprechliches Wohlgefühl spannte ihm die Brust. Nie werd' ich wieder so glücklich! sagte er still vor sich hin. Nina, warum kann man nicht in diesem Augenblick sterben?

Warum willst du sterben? fragte sie, über ihn gebeugt.

Weil ich glücklich bin! — Fühlst du das nicht wie ich? Wenn alles mich selig macht, wenn nichts mehr schöner sein kann, als es ist, dann wünsch' ich immer von ganzer Seele zu sterben. Ach, so im höchsten Augenblick, ohne Qual, zu entschlafen! zu zerflattern, wie die Möwe da oben im Blau verschwindet! — Aber mit dir! — — Warum schweigst du, Ninetta?

Weil ich nicht fühle wie du. Warum denn sterben, wenn die Erde so schön ist?

Was ist sterben? fragte er und sah gedankenvoll zu ihr auf. Wenn ich so dasitze und die warme Abendluft mich anweht, vom Himmel her, so weich als hätte sie unsichtbare Arme, mich zu streicheln, dann ist mir oft,

als wären wir gleich und gleich, als brauchte ich mich nur aufzulösen, um auch so als Aether dahinzuwehn. Ist das Sterben, oder was ist das, Nina? Wenn ich da unten in das Meer hineinstarre, und die Brandung steigt, und die Wellen von Stein zu Stein wie Schlangen hinanspringen, und zwischen den umgestürzten Blöcken der Wellenkamm, wie ein Schlangenkopf, hervorzüngelt und horcht und wieder verschwindet — so weiß ich nicht mehr, was Leben und Nichtleben ist: Alles scheint mir eins, die Welle und ich! Wenn ich zur Welle würde, lebte ich dann nicht mehr? Was ist sterben, Nina? — Ich verstehe es nicht! Ich weiß nur, daß ich in dieser Stunde selig bin, und so in deinem Schooß möcht' ich vergehn — vergehn!

Du bist krank, Gaetano! sagte das Mädchen befremdet. Wie kommt es dir in den Sinn, solche Dinge zu denken? — Ich habe das nie gehört. Wenn die Menschen immer sterben wollten, sobald sie recht glücklich sind, was würde dann aus der Welt? — Komm, steh auf! setzte sie hinzu. Du hast mir versprochen, mich in diesen Tagen, eh du nach Genua mußt, noch einmal aufs Meer zu fahren wie vordem, im bunten Schiffchen. Dieser Tag ist so schön! Komm, laß uns noch einmal all' unsre alten Buchten, unsre Spielplätze, unsre Grotten besuchen — unsre ganze Welt! — Sie lächelte ihm in zurückgehaltener Bewegung zu, rückte sanft seinen Kopf, und Gaetano richtete sich auf. Thun wir das! sagte er mit gepreßter Stimme. Ihr rothes, goldgesticktes Mützchen lag neben ihr auf dem Fels. Er nahm es

und legte es ihr auf die dunklen Flechten, und mit einem leisen Seufzer ging er voran, den steinigen Abhang hinab. Die Sonne glühte noch stark und strahlte vom Fels zurück. Sie eilten hinunterzukommen und in den Schatten der hohen Mauern zu treten. Auf dem Burghof hatte sich inzwischen sonntäglich geputztes Volk aus dem Städtchen gesammelt; Einige gingen dem Kirchlein zu, dessen Pforte geöffnet stand, Andere plauderten, in lebhaftem Geberdenspiel, mit den halbgepanzerten, behelmten Burgmannen, die das Stadtvolk mit Hausherrnwürde begrüßten. Die größte der Gruppen aber umstand ein nicht mehr junges, zigeunerhaftes, maurisches Weib, das mit dunklen farbigen Tüchern und falschen Ketten behangen war, allerlei blinkende Kleinigkeiten verkaufte und halbverstohlen die Leute aufforderte, sich von ihr wahrsagen zu lassen. Das abergläubige Volk drängte sich heran, und mit einer gewissen unheimlichen Scheu standen sie um sie her und horchten, wie sie Einem nach dem Andern in verstümmeltem Italienisch die Geheimnisse seiner Zukunft offenbarte.

Nina trat nun auch neugierig heran, und Gaetano, der auf der Brust der Maurin ein Amulet hängen sah, dessen Form ihm auffiel, ließ sie nur ihren Spruch zu Ende reden und fragte dann, indem er sich vor sie hinstellte: Wer seid Ihr, wo kommt Ihr her? — Sie antwortete: Aus Spezzia komm' ich, lebe überall; — — und damit faßte sie seine Hand, wie wenn sie ihm deren Linien ausdeuten wollte. Zugleich sah sie ihn an; seine

dunkle Hautfarbe, dunkler als die der Andern, schien sie zu befremden. Wo kommt Ihr her? fragte sie zurück.

Nirgendsher, erwiderte er; ich war stets, wo ich bin!

Indessen die Maurin schüttelte ungläubig den Kopf. Während sie seine Züge mit Wohlgefallen betrachtete, blieb ihr Auge offenbar an etwas hängen, das sie nachdenklich machte. Sie überflog seine ganze Gestalt, und da Nina, durch diese forschenden Blicke geängstigt, Gaetano unwillkürlich am Arm zurückzog, lächelte die Alte und murmelte ein paar fremde Worte, die man nicht verstand. Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch wahrsage? Was gebt Ihr für diese Ringe? fragte sie dann, zu Gaetano gewandt. Fürchtet Ihr Euch, mein tapfrer, junger Herr, mir zu nahe zu treten?

Vor wem sollt' ich mich fürchten? sagte Gaetano, machte sich von Nina los und stellte sich wieder vor die Maurin hin.

Nun betrachtete sie seine Brust mit der äußersten Aufmerksamkeit, und zeigte mit dem Finger auf eine Art von viereckiger Münze mit fremdartigen Zeichen, die an einer kleinen Kette über sein graues Wamms hing. Gebt Ihr mir diese schlechte Münze da, fragte sie, wenn ich Euch dafür alles sage, was ich weiß?

Diese schlechte Münze, antwortete Gaetano, ist ein Amulet, und für nichts geb' ich es her.

Warum?

Weil es mein ganzes Erbtheil von der Mutter ist! antwortete er.

Auf einmal veränderte die Maurin ihre Züge, schien in lebhafte Aufregung zu gerathen, faßte sich, und fing dann etwas mühsam wieder an: Erlaubt Ihr wenigstens, daß ich diese Münze auf einen Augenblick in die Hand nehme?

Nein, nein, nein! flüsterte Nina hinter Gaetano, die durch das ganze Gebahren der fremdartigen Frau in weibliche Furcht versetzt wurde. Doch Gaetano schämte sich, vor so vielen Männern sich wie ein Knabe zu benehmen, und nahm die Kette vom Halse: Hier! sagte er. Die Maurin betrachtete die eingegrabenen Zeichen des Amulets ganz genau. Sie nickte mit dem Kopf, forschte dann wieder in Gaetanos Gesicht, und sagte endlich mit gedämpfter Stimme, indem sie ihn mit der Hand an sich heranzog: Junger Herr, von Eurer leiblichen Mutter habt Ihr dies Amulet?

So hat man mir gesagt! erwiderte Gaetano, den ihre Aufregung anzustecken begann.

Ihr kanntet sie nicht? fragte sie weiter. Er schüttelte den Kopf.

Wißt ihr denn, wer sie war?

Er wollte eben auch das verneinen, als ein Kanonenschuß, dem verworrener Lärm hinter ihnen folgte, ihn und den ganzen Hof in Bewegung brachte und das Gespräch abschnitt. Der Thürmer neben dem Banner fing wieder zu blasen an, und nun sah man, indem man an die Schießscharten lief, daß ein Kriegsschiff mit der genuesischen Flagge langsam in das Felsenthor herein-

segelte — denn ein leichter Wind hatte sich aufgemacht — und von den Kanonen der Burg freundschaftlich begrüßt ward. Auf dem breiten Verdeck war fast die ganze Mannschaft versammelt, rief und jauchzte und winkte mit geschwenkten Tüchern und Hüten herüber. Am großen Mast hatte man erbeutete Waffen und Kleider, maurische Turbane, krumme Piratensäbel aufgehängt; das alles glänzte in der Sonne. Auch ein abgeschnittener Kopf mit grimmigem Ausdruck, eine einzige Haarlocke auf dem kahlen Schädel, war an einer Stange aufgepflanzt und ragte über die Schiffsmannschaft herüber.

Ein Corsarenkopf! riefen die Leute um Gaetano her. Auch er war an eine Schießscharte getreten, und durch den schauerlichen Anblick erregt, fragte er einen alten Kriegsmann, der neben ihm stand und keine Miene verzog: Wen bringen sie da herein? Ist das Scheréddin Barbarossa, den sie nun endlich aus der Welt geschickt haben?

Der Kriegsmann lachte. Hätten sie Den auf diese Stange gesteckt, so würden sie alle Flaggen und Wimpel spielen lassen und ein Geschrei machen, daß man keine Kanonen mehr hören sollte. Nein, den haben sie nicht. Der schwimmt noch ungeköpft auf allen Wassern herum; wird noch manche ehrliche Christenader anzapfen! Und sie sagen, der junge Scheréddin, sein Neffe, treib' es noch ärger als er, und alle Tage könnten wir hier Piratenbesuch erwarten. Tunis, das Nest, haben wir ausgeschwefelt, aber die Brut ist noch guter Dinge!

Der junge Schereddin soll in der Nähe sein! warf ein Andrer dazwischen. Man weiß es nicht! gab der Alte zurück. Unterdessen segelte das Schiff in stolzer Würde vorbei, am kleinen Hafen entlang und der Bucht von La Spezzia zu. Gaetano verließ seinen Platz an der Mauer, da ihm auf einmal wieder die Wahrsagerin in die Gedanken kam, und begierig, sich ihre Aufregung enträthseln zu lassen und geheimnißvolle Dinge zu erfahren, suchte er mit den Augen, wo sie sei. Ein Haufe von Menschen drängte sich eben zum großen Burgthor hinaus, durch die Erscheinung des Grafen weggescheucht, der von der oberen Burg herunterstieg und dessen Nähe jede Feiertagslustigkeit zu ersticken pflegte. Der „spanische Graf", wie das Volk ihn hieß, eine hohe Gestalt mit langem, strengem, graubärtigem Gesicht, finsteren, großen Augen, von mehr spanischer als italienischer Art, trat mit dem alten Einsiedler Toniello auf den Burghof, und der weite Raum leerte sich, sowie er erschien. Auch die Maurin war nirgends mehr zu sehn. Von dem Platz vor dem Hauptthor, der zum Städtchen führte, klangen noch Stimmen herüber, unter denen Gaetano auch die der Maurin zu erkennen meinte; aber sie entfernten sich schnell, und nun war alles still.

Der „spanische Graf" blieb eine Weile stehn, rief seine Tochter Nina zu sich heran, die ihm und dem Einsiedler ehrfurchtsvoll die Hand küßte, strich ihr mit gedankenloser Zärtlichkeit über das Haar, und ging dann der Kirche zu. Auch der alte Toniello ging langsam

hinter ihm her; die Burgmannschaft zerstreute sich. Gaetano sah sich wieder mit Nina und den stumm auf und nieder wandelnden Wachen allein. Komm! sagte sie und trat zu ihm. Warum träumst du wieder? Laß uns zu Schiffe gehn!

Wenn ich die Maurin wiederfinden könnte! sprach er halb vor sich hin.

Soll sie dir einfältige Märchen erzählen? Sie will nichts, als dich betrügen; merktest du das nicht? — Komm und zeige mir, daß du mich noch lieb hast. Laß uns noch einmal nach „Naxos" fahren, wo wir so glücklich waren, und laß uns zum letzten Mal glückliche Kinder sein!

Sie nahm ihn bei der Hand, zog ihn sanft mit sich fort; Gaetano folgte ihr, ohne zu sprechen. Draußen vor dem Burgthor führte ein in den Fels gehauener Pfad schräg zum Wasser hinunter zu einer winzigen, künstlich vertieften Bucht, in der einige angekettete Kähne schwammen. Darunter eine kleine Gondel von besonderer Zierlichkeit, die der Graf vor Jahren seinem heranwachsenden Töchterlein geschenkt hatte; in dunklen Farben roth und blau bemalt, und von Gaetano sonderbar aufgeputzt. Mit Knabenphantasie hatte er den grünen, schlanken Schaft einer Aloe als Mastbaum hineingepflanzt, die geschweiften Blüthenzweige mit Bändern und Fähnchen geschmückt. Die farbigen Wimpel flatterten nun in der bewegten Luft und nahmen sich fast wie seltsame Blüthen aus, die von den Aesten halblebendig hinwegstrebten. Gaetano lös'te das Schiffchen, führte Nina

hinein und ruderte hinaus, auf Palmaria zu. Die weißen Tauben, die auf der Burgmauer saßen und ihre Herrin erblickten, flogen sogleich herab und ließen sich auf den Aloezweigen nieder. Nina klatschte, und sie flatterten ihr in den Schooß. Warum lächelst du? fragte sie zu Gaetano hinüber. Es war ihm in diesem Augenblick, als hätte er Venus mit ihren Tauben vor Augen, und sein ganzes Traumgefühl wurde wieder wach. Die phantastischen Spiele aus früheren Jahren fielen ihm wieder ein: wie er Nina, wenn er sie auch so hinausruderte, mit Wasserpflanzen und Muschelschnüren, sich selbst mit den Federn von Meervögeln geschmückt, und auf einer großen Muschel blasend, oder mit einem Palmenzweig ihr Kühlung zufächelnd, sich als Triton geträumt hatte, der mit seiner Nereide über das Meer dahinfährt. Oder er bekränzte sich auch mit Weinlaub und Trauben, und nachdem er sie auf Palmaria, an der Bucht, die er „Naxos" nannte, ausgesetzt, wo sie recht betrübt auf einem Stein sitzen mußte, kam er nun als Bacchus in seiner Gondel daher, um Ariadne zu trösten und in seine Heimat zu führen. Er blickte sie an: jetzt war sie das Kind nicht mehr, das sich damals so kindlich froh das lange Haar als Nereide oder als trauernde Ariadne gelöst hatte. Ein nachdenkliches, verständiges Wesen vergeistigte ihre Lippen; in ihren Augen lag etwas Fremdes, Ungewohntes, das er nicht verstand. Er sah es heute nicht zum ersten Mal, aber noch nie hatte er es so deutlich gefühlt. Unwillkürlich, ohne etwas Bestimmtes dabei

zu denken, seufzte er auf. Eine dunkle, schmerzliche Empfindung, die ihm den Athem preßte, trieb ihn an, gewaltsamer zu rudern. Der schmale Meeresarm, der Palmaria vom Festland trennt, war bald durchmessen, und an der Insel hinsteuernd hatte er nach einer Weile auch die Bucht erreicht, nach der das Mädchen verlangt hatte.

O unser altes Naxos! sagte sie und blickte mit herzlicher Freude um sich her.

Die kleine Inselbucht lag tief versteckt, fast rings vom Ufer umschlossen, hinter einem hohen Felsvorsprung da; sowie man den Weg hinein gefunden hatte, war von Portovenere und der Grafenburg nichts mehr zu sehen. Unten in der durchsichtigen, grünlichen Tiefe wogte das dunkle Meergras, und Riesenblöcke schauten darunter hervor. Schlanke Eidechsen und breite Molche huschten am Ufer über die grauen Klippen. Auf der Felsecke, an der die kleinen weißen Wellen verschäumten, hatte Nina so oft als Ariadne gesessen; hier war auch ihr Badeplatz, wenn sie mit den jungen Burgmädchen herüberkam, sich an den Sommerabenden zu erfrischen. Ach, wie es hier so still und schattig ist! sagte sie vergnügt.

Warum freust du dich nicht auch? setzte sie nach einer Weile hinzu.

Gaetano betrachtete sie eben mit seinen glühenden Augen, so ernst, daß er nicht mehr lächeln konnte. Nina! fing er auf einmal an und ergriff ihre Hand. Ich habe dir allerlei Geheimes zu sagen — und es wird mir so schwer.

Nun, wenn es etwas Geheimes ist, antwortete sie, indem sie ihre plötzliche Beklemmung zu verbergen suchte, — so bist du hier gewiß, daß kein Dritter dich hört! Was wird es sein, Gaetano?

Wenn ich dich nun so bald verlassen soll! fing er wieder an.

Sie wartete, was er weiter sagen werde — als er sich unterbrach und mit einer unwilligen Bewegung auffuhr, um an dem Abhang hinaufzusehen. Eine jugendliche Gestalt in dunkler, spanischer Kleidung, an der eine große, goldne Kette im Sonnenlicht funkelte, kam von der Höhe von Palmaria herab und auf die Beiden zugeschritten. Der junge Cavalier nahm seinen Hut ab, um damit zu winken, und schien Ninas Namen zu rufen.

Im nächsten Augenblick stieß Gaetano mit dem Ruder vom Lande ab und zur Bucht hinaus. Die Gondel fuhr durch den felsigen Eingang durch, und nun griff der Jüngling auch nach dem andern Ruder, um sich so schnell wie möglich zu entfernen. Was machst du? fragte das Mädchen.

Das ist Paolo! war seine ganze Antwort. Wie um sie zu ergänzen, warf er noch einen Blick voll Haß nach dem jungen Grafen zurück, der von neuem winkte und zu einer andern Gondelbucht herunter eilte, und schlug mit den Rudern heftig in die Flut. Nina! sagte er endlich, da sie ihn befremdet anstarrte, — ich kann ihn heute nicht sehn! Ihn nicht! Laß mich — ich führe dich an einen andern Ort, wo uns kein Paolo stört! —

Damit trieb er die Gondel rasch über das Wasser hin; nahm nun aber wahr, daß seine Aufregung ihn in die falsche Richtung geführt hatte, und mußte wenden, um das Verlorene wieder einzuholen.

Er ruderte eifrig auf Portovenere zu. Was hilft's! sagte das Mädchen. Paolo folgt uns nach! — Der junge Graf war in einen Kahn gesprungen und ruderte hinter ihnen her. Doch Gaetano, dessen kräftige Arme an starke Anspannung gewöhnt waren, mühte sich aufs eifrigste, ihm zu entgehn. Sowie er die kleine Hafengrotte unter der Burgmauer erreicht hatte, sprang er ans Land, schlang die Kette um ihren Pfahl, und hob Nina, die noch zögerte, mit beiden Armen heraus. Thu mir heute meinen Willen! flüsterte er ihr aufgeregt zu. Paolo's Nachen schwamm noch auf der Flut. Die Beiden traten in den stillen Burghof, und Gaetano zog das Mädchen nach der Kirche zu und führte sie unter dem Portal an eine ins Mauerwerk eingelassene Thür.

Was willst du hier unten? fragte sie verwundert.

Ninetta! sagte er nur und zog sie, indem er öffnete, in den halbdunklen, moderig kühlen Raum hinein. Es war eine Art von Unterkirche, in alten Zeiten in den Fels gebaut und nun seit lange verlassen. Ein halb verfallener Altar verrieth noch die Bestimmung von ehedem, sonst sah die flachgewölbte, schmucklose Kapelle mehr einem Gefängniß gleich. Schutthaufen hatten sich in den Winkeln angebaut, und auf Ueberreste uralten Mauerwerks, die noch aus der Zeit des römischen Be-

und legte seinen Kopf in ihren Schoß. Laß mich so! sagte er leise. Sie lächelte und wehrte es ihm nicht. Eine ihrer Datteln nahm sie zwischen die Finger, drückte sie ihm an die Lippen, wie wenn sie anpochen wollte; dann öffnete er, und sie steckte ihm die Frucht in den Mund. Gaetano aß, horchte auf den Hörnerklang, der nach und nach leiser werdend verhallte, und drückte Ninas Hand. Ueber sich sah er die Palmzweige, die Wandervögel, die in grauen Schaaren nach Norden vorüberzogen, und die Möwen, die ihre weiße Brust in das blaue Licht hineintauchten, bis sie im Raum vergingen. Ein unaussprechliches Wohlgefühl spannte ihm die Brust. Nie werd' ich wieder so glücklich! sagte er still vor sich hin. Nina, warum kann man nicht in diesem Augenblick sterben?

Warum willst du sterben? fragte sie, über ihn gebeugt.

Weil ich glücklich bin! — Fühlst du das nicht wie ich? Wenn alles mich selig macht, wenn nichts mehr schöner sein kann, als es ist, dann wünsch' ich immer von ganzer Seele zu sterben. Ach, so im höchsten Augenblick, ohne Qual, zu entschlafen! zu zerflattern, wie die Möwe da oben im Blau verschwindet! — Aber mit dir! — — Warum schweigst du, Ninetta?

Weil ich nicht fühle wie du. Warum denn sterben, wenn die Erde so schön ist?

Was ist sterben? fragte er und sah gedankenvoll zu ihr auf. Wenn ich so dasitze und die warme Abendluft mich anweht, vom Himmel her, so weich als hätte sie unsichtbare Arme, mich zu streicheln, dann ist mir oft,

als wären wir gleich und gleich, als brauchte ich mich nur aufzulösen, um auch so als Aether dahinzuwehn. Ist das Sterben, oder was ist das, Nina? Wenn ich da unten in das Meer hineinstarre, und die Brandung steigt, und die Wellen von Stein zu Stein wie Schlangen hinanspringen, und zwischen den umgestürzten Blöcken der Wellenkamm, wie ein Schlangenkopf, hervorzüngelt und horcht und wieder verschwindet — so weiß ich nicht mehr, was Leben und Nichtleben ist: Alles scheint mir eins, die Welle und ich! Wenn ich zur Welle würde, lebte ich dann nicht mehr? Was ist sterben, Nina? — Ich verstehe es nicht! Ich weiß nur, daß ich in dieser Stunde selig bin, und so in deinem Schooß möcht' ich vergehn — vergehn!

Du bist krank, Gaetano! sagte das Mädchen befremdet. Wie kommt es dir in den Sinn, solche Dinge zu denken? — Ich habe das nie gehört. Wenn die Menschen immer sterben wollten, sobald sie recht glücklich sind, was würde dann aus der Welt? — Komm, steh auf! setzte sie hinzu. Du hast mir versprochen, mich in diesen Tagen, eh du nach Genua mußt, noch einmal aufs Meer zu fahren wie vordem, im bunten Schiffchen. Dieser Tag ist so schön! Komm, laß uns noch einmal all' unsre alten Buchten, unsre Spielplätze, unsre Grotten besuchen — unsre ganze Welt! — Sie lächelte ihm in zurückgehaltener Bewegung zu, rückte sanft seinen Kopf, und Gaetano richtete sich auf. Thun wir das! sagte er mit gepreßter Stimme. Ihr rothes, goldgesticktes Mützchen lag neben ihr auf dem Fels. Er nahm es

und legte es ihr auf die dunklen Flechten, und mit einem leisen Seufzer ging er voran, den steinigen Abhang hinab. Die Sonne glühte noch stark und strahlte vom Fels zurück. Sie eilten hinunterzukommen und in den Schatten der hohen Mauern zu treten. Auf dem Burghof hatte sich inzwischen sonntäglich geputztes Volk aus dem Städtchen gesammelt; Einige gingen dem Kirchlein zu, dessen Pforte geöffnet stand, Andere plauderten, in lebhaftem Geberdenspiel, mit den halbgepanzerten, behelmten Burgmannen, die das Stadtvolk mit Hausherrnwürde begrüßten. Die größte der Gruppen aber umstand ein nicht mehr junges, zigeunerhaftes, maurisches Weib, das mit dunklen farbigen Tüchern und falschen Ketten behangen war, allerlei blinkende Kleinigkeiten verkaufte und halbverstohlen die Leute aufforderte, sich von ihr wahrsagen zu lassen. Das abergläubige Volk drängte sich heran, und mit einer gewissen unheimlichen Scheu standen sie um sie her und horchten, wie sie Einem nach dem Andern in verstümmeltem Italienisch die Geheimnisse seiner Zukunft offenbarte.

Nina trat nun auch neugierig heran, und Gaetano, der auf der Brust der Maurin ein Amulet hängen sah, dessen Form ihm auffiel, ließ sie nur ihren Spruch zu Ende reden und fragte dann, indem er sich vor sie hinstellte: Wer seid Ihr, wo kommt Ihr her? — Sie antwortete: Aus Spezzia komm' ich, lebe überall; — — und damit faßte sie seine Hand, wie wenn sie ihm deren Linien ausdeuten wollte. Zugleich sah sie ihn an; seine

dunkle Hautfarbe, dunkler als die der Andern, schien sie zu befremden. Wo kommt Ihr her? fragte sie zurück.

Nirgendsher, erwiderte er; ich war stets, wo ich bin!

Indessen die Maurin schüttelte ungläubig den Kopf. Während sie seine Züge mit Wohlgefallen betrachtete, blieb ihr Auge offenbar an etwas hängen, das sie nachdenklich machte. Sie überflog seine ganze Gestalt, und da Nina, durch diese forschenden Blicke geängstigt, Gaetano unwillkürlich am Arm zurückzog, lächelte die Alte und murmelte ein paar fremde Worte, die man nicht verstand. Was gebt Ihr mir, wenn ich Euch wahrsage? Was gebt Ihr für diese Ringe? fragte sie dann, zu Gaetano gewandt. Fürchtet Ihr Euch, mein tapfrer, junger Herr, mir zu nahe zu treten?

Vor wem sollt' ich mich fürchten? sagte Gaetano, machte sich von Nina los und stellte sich wieder vor die Maurin hin.

Nun betrachtete sie seine Brust mit der äußersten Aufmerksamkeit, und zeigte mit dem Finger auf eine Art von viereckiger Münze mit fremdartigen Zeichen, die an einer kleinen Kette über sein graues Wamms hing. Gebt Ihr mir diese schlechte Münze da, fragte sie, wenn ich Euch dafür alles sage, was ich weiß?

Diese schlechte Münze, antwortete Gaetano, ist ein Amulet, und für nichts geb' ich es her.

Warum?

Weil es mein ganzes Erbtheil von der Mutter ist! antwortete er.

Auf einmal veränderte die Maurin ihre Züge, schien in lebhafte Aufregung zu gerathen, faßte sich, und fing dann etwas mühsam wieder an: Erlaubt Ihr wenigstens, daß ich diese Münze auf einen Augenblick in die Hand nehme?

Nein, nein, nein! flüsterte Nina hinter Gaetano, die durch das ganze Gebahren der fremdartigen Frau in weibliche Furcht versetzt wurde. Doch Gaetano schämte sich, vor so vielen Männern sich wie ein Knabe zu benehmen, und nahm die Kette vom Halse: Hier! sagte er. Die Maurin betrachtete die eingegrabenen Zeichen des Amulets ganz genau. Sie nickte mit dem Kopf, forschte dann wieder in Gaetanos Gesicht, und sagte endlich mit gedämpfter Stimme, indem sie ihn mit der Hand an sich heranzog: Junger Herr, von Eurer leiblichen Mutter habt Ihr dies Amulet?

So hat man mir gesagt! erwiderte Gaetano, den ihre Aufregung anzustecken begann.

Ihr kanntet sie nicht? fragte sie weiter. Er schüttelte den Kopf.

Wißt ihr denn, wer sie war?

Er wollte eben auch das verneinen, als ein Kanonenschuß, dem verworrener Lärm hinter ihnen folgte, ihn und den ganzen Hof in Bewegung brachte und das Gespräch abschnitt. Der Thürmer neben dem Banner fing wieder zu blasen an, und nun sah man, indem man an die Schießscharten lief, daß ein Kriegsschiff mit der genuesischen Flagge langsam in das Felsenthor herein-

segelte — denn ein leichter Wind hatte sich aufgemacht — und von den Kanonen der Burg freundschaftlich begrüßt ward. Auf dem breiten Verdeck war fast die ganze Mannschaft versammelt, rief und jauchzte und winkte mit geschwenkten Tüchern und Hüten herüber. Am großen Mast hatte man erbeutete Waffen und Kleider, maurische Turbane, krumme Piratensäbel aufgehängt; das alles glänzte in der Sonne. Auch ein abgeschnittener Kopf mit grimmigem Ausdruck, eine einzige Haarlocke auf dem kahlen Schädel, war an einer Stange aufgepflanzt und ragte über die Schiffsmannschaft herüber.

Ein Corsarenkopf! riefen die Leute um Gaetano her. Auch er war an eine Schießscharte getreten, und durch den schauerlichen Anblick erregt, fragte er einen alten Kriegsmann, der neben ihm stand und keine Miene verzog: Wen bringen sie da herein? Ist das Schereddin Barbarossa, den sie nun endlich aus der Welt geschickt haben?

Der Kriegsmann lachte. Hätten sie Den auf diese Stange gesteckt, so würden sie alle Flaggen und Wimpel spielen lassen und ein Geschrei machen, daß man keine Kanonen mehr hören sollte. Nein, den haben sie nicht. Der schwimmt noch ungeköpft auf allen Wassern herum; wird noch manche ehrliche Christenader anzapfen! Und sie sagen, der junge Schereddin, sein Neffe, treib' es noch ärger als er, und alle Tage könnten wir hier Piratenbesuch erwarten. Tunis, das Nest, haben wir ausgeschwefelt, aber die Brut ist noch guter Dinge!

Der junge Schereddin soll in der Nähe sein! warf ein Andrer dazwischen. Man weiß es nicht! gab der Alte zurück. Unterdessen segelte das Schiff in stolzer Würde vorbei, am kleinen Hafen entlang und der Bucht von La Spezzia zu. Gaetano verließ seinen Platz an der Mauer, da ihm auf einmal wieder die Wahrsagerin in die Gedanken kam, und begierig, sich ihre Aufregung enträthseln zu lassen und geheimnißvolle Dinge zu erfahren, suchte er mit den Augen, wo sie sei. Ein Haufe von Menschen drängte sich eben zum großen Burgthor hinaus, durch die Erscheinung des Grafen weggescheucht, der von der oberen Burg herunterstieg und dessen Nähe jede Feiertagslustigkeit zu ersticken pflegte. Der „spanische Graf", wie das Volk ihn hieß, eine hohe Gestalt mit langem, strengem, graubärtigem Gesicht, finsteren, großen Augen, von mehr spanischer als italienischer Art, trat mit dem alten Einsiedler Toniello auf den Burghof, und der weite Raum leerte sich, sowie er erschien. Auch die Maurin war nirgends mehr zu sehn. Von dem Platz vor dem Hauptthor, der zum Städtchen führte, klangen noch Stimmen herüber, unter denen Gaetano auch die der Maurin zu erkennen meinte; aber sie entfernten sich schnell, und nun war alles still.

Der „spanische Graf" blieb eine Weile stehn, rief seine Tochter Nina zu sich heran, die ihm und dem Einsiedler ehrfurchtsvoll die Hand küßte, strich ihr mit gedankenloser Zärtlichkeit über das Haar, und ging dann der Kirche zu. Auch der alte Toniello ging langsam

hinter ihm her; die Burgmannschaft zerstreute sich. Gaetano sah sich wieder mit Nina und den stumm auf und nieder wandelnden Wachen allein. Komm! sagte sie und trat zu ihm. Warum träumst du wieder? Laß uns zu Schiffe gehn!

Wenn ich die Maurin wiederfinden könnte! sprach er halb vor sich hin.

Soll sie dir einfältige Märchen erzählen? Sie will nichts, als dich betrügen; merktest du das nicht? — Komm und zeige mir, daß du mich noch lieb hast. Laß uns noch einmal nach „Naxos" fahren, wo wir so glücklich waren, und laß uns zum letzten Mal glückliche Kinder sein!

Sie nahm ihn bei der Hand, zog ihn sanft mit sich fort; Gaetano folgte ihr, ohne zu sprechen. Draußen vor dem Burgthor führte ein in den Fels gehauener Pfad schräg zum Wasser hinunter zu einer winzigen, künstlich vertieften Bucht, in der einige angekettete Kähne schwammen. Darunter eine kleine Gondel von besonderer Zierlichkeit, die der Graf vor Jahren seinem heranwachsenden Töchterlein geschenkt hatte; in dunklen Farben roth und blau bemalt, und von Gaetano sonderbar aufgeputzt. Mit Knabenphantasie hatte er den grünen, schlanken Schaft einer Aloe als Mastbaum hineingepflanzt, die geschweiften Blüthenzweige mit Bändern und Fähnchen geschmückt. Die farbigen Wimpel flatterten nun in der bewegten Luft und nahmen sich fast wie seltsame Blüthen aus, die von den Aesten halblebendig hinwegstrebten. Gaetano löſ'te das Schiffchen, führte Nina

hinein und ruderte hinaus, auf Palmaria zu. Die weißen Tauben, die auf der Burgmauer saßen und ihre Herrin erblickten, flogen sogleich herab und ließen sich auf den Aloezweigen nieder. Nina klatschte, und sie flatterten ihr in den Schooß. Warum lächelst du? fragte sie zu Gaetano hinüber. Es war ihm in diesem Augenblick, als hätte er Venus mit ihren Tauben vor Augen, und sein ganzes Traumgefühl wurde wieder wach. Die phantastischen Spiele aus früheren Jahren fielen ihm wieder ein: wie er Nina, wenn er sie auch so hinausruderte, mit Wasserpflanzen und Muschelschnüren, sich selbst mit den Federn von Meervögeln geschmückt, und auf einer großen Muschel blasend, oder mit einem Palmenzweig ihr Kühlung zufächelnd, sich als Triton geträumt hatte, der mit seiner Nereide über das Meer dahinfährt. Oder er bekränzte sich auch mit Weinlaub und Trauben, und nachdem er sie auf Palmaria, an der Bucht, die er „Naxos" nannte, ausgesetzt, wo sie recht betrübt auf einem Stein sitzen mußte, kam er nun als Bacchus in seiner Gondel daher, um Ariadne zu trösten und in seine Heimat zu führen. Er blickte sie an: jetzt war sie das Kind nicht mehr, das sich damals so kindlich froh das lange Haar als Nereide oder als trauernde Ariadne gelöst hatte. Ein nachdenkliches, verständiges Wesen vergeistigte ihre Lippen; in ihren Augen lag etwas Fremdes, Ungewohntes, das er nicht verstand. Er sah es heute nicht zum ersten Mal, aber noch nie hatte er es so deutlich gefühlt. Unwillkürlich, ohne etwas Bestimmtes dabei

zu denken, seufzte er auf. Eine dunkle, schmerzliche Empfindung, die ihm den Athem preßte, trieb ihn an, gewaltsamer zu rudern. Der schmale Meeresarm, der Palmaria vom Festland trennt, war bald durchmessen, und an der Insel hinsteuernd hatte er nach einer Weile auch die Bucht erreicht, nach der das Mädchen verlangt hatte.

O unser altes Naxos! sagte sie und blickte mit herzlicher Freude um sich her.

Die kleine Inselbucht lag tief versteckt, fast rings vom Ufer umschlossen, hinter einem hohen Felsvorsprung da; sowie man den Weg hinein gefunden hatte, war von Portovenere und der Grafenburg nichts mehr zu sehen. Unten in der durchsichtigen, grünlichen Tiefe wogte das dunkle Meergras, und Riesenblöcke schauten darunter hervor. Schlanke Eidechsen und breite Molche huschten am Ufer über die grauen Klippen. Auf der Felsecke, an der die kleinen weißen Wellen verschäumten, hatte Nina so oft als Ariadne gesessen; hier war auch ihr Badeplatz, wenn sie mit den jungen Burgmädchen herüberkam, sich an den Sommerabenden zu erfrischen. Ach, wie es hier so still und schattig ist! sagte sie vergnügt.

Warum freust du dich nicht auch? setzte sie nach einer Weile hinzu.

Gaetano betrachtete sie eben mit seinen glühenden Augen, so ernst, daß er nicht mehr lächeln konnte. Nina! fing er auf einmal an und ergriff ihre Hand. Ich habe dir allerlei Geheimes zu sagen — und es wird mir so schwer.

Nun, wenn es etwas Geheimes ist, antwortete sie, indem sie ihre plötzliche Beklemmung zu verbergen suchte, — so bist du hier gewiß, daß kein Dritter dich hört! Was wird es sein, Gaetano?

Wenn ich dich nun so bald verlassen soll! fing er wieder an.

Sie wartete, was er weiter sagen werde — als er sich unterbrach und mit einer unwilligen Bewegung auffuhr, um an dem Abhang hinaufzusehen. Eine jugendliche Gestalt in dunkler, spanischer Kleidung, an der eine große, goldne Kette im Sonnenlicht funkelte, kam von der Höhe von Palmaria herab und auf die Beiden zugeschritten. Der junge Cavalier nahm seinen Hut ab, um damit zu winken, und schien Ninas Namen zu rufen.

Im nächsten Augenblick stieß Gaetano mit dem Ruder vom Lande ab und zur Bucht hinaus. Die Gondel fuhr durch den felsigen Eingang durch, und nun griff der Jüngling auch nach dem andern Ruder, um sich so schnell wie möglich zu entfernen. Was machst du? fragte das Mädchen.

Das ist Paolo! war seine ganze Antwort. Wie um sie zu ergänzen, warf er noch einen Blick voll Haß nach dem jungen Grafen zurück, der von neuem winkte und zu einer andern Gondelbucht herunter eilte, und schlug mit den Rudern heftig in die Flut. Nina! sagte er endlich, da sie ihn befremdet anstarrte, — ich kann ihn heute nicht sehn! Ihn nicht! Laß mich — ich führe dich an einen andern Ort, wo uns kein Paolo stört! —

Damit trieb er die Gondel rasch über das Wasser hin; nahm nun aber wahr, daß seine Aufregung ihn in die falsche Richtung geführt hatte, und mußte wenden, um das Verlorene wieder einzuholen.

Er ruderte eifrig auf Portovenere zu. Was hilft's! sagte das Mädchen. Paolo folgt uns nach! — Der junge Graf war in einen Kahn gesprungen und ruderte hinter ihnen her. Doch Gaetano, dessen kräftige Arme an starke Anspannung gewöhnt waren, mühte sich aufs eifrigste, ihm zu entgehn. Sowie er die kleine Hafengrotte unter der Burgmauer erreicht hatte, sprang er ans Land, schlang die Kette um ihren Pfahl, und hob Nina, die noch zögerte, mit beiden Armen heraus. Thu mir heute meinen Willen! flüsterte er ihr aufgeregt zu. Paolo's Nachen schwamm noch auf der Flut. Die Beiden traten in den stillen Burghof, und Gaetano zog das Mädchen nach der Kirche zu und führte sie unter dem Portal an eine ins Mauerwerk eingelassene Thür.

Was willst du hier unten? fragte sie verwundert.

Ninetta! sagte er nur und zog sie, indem er öffnete, in den halbdunklen, moderig kühlen Raum hinein. Es war eine Art von Unterkirche, in alten Zeiten in den Fels gebaut und nun seit lange verlassen. Ein halb verfallener Altar verrieth noch die Bestimmung von ehedem, sonst sah die flachgewölbte, schmucklose Kapelle mehr einem Gefängniß gleich. Schutthaufen hatten sich in den Winkeln angebaut, und auf Ueberreste uralten Mauerwerks, die noch aus der Zeit des römischen Be-

nustempels stammen mochten, hatte man den christlichen Ausbau kunstlos aufgeklebt. Nina blieb zögernd stehn. Die Kühle machte sie schaudern, und der wüste Raum, den sie kaum jemals betreten hatte, schreckte sie zurück. Doch auf einmal ergriff es sie sonderbar und feierlich, als über ihr, in der Oberkirche, die Orgel einsetzte und gleich darauf andächtiger Gesang zu ertönen begann. Gedämpft klang er herab, und es war ihr, als ob diese verlassene Kapelle wieder zum Heiligthum geworden sei und ein unsichtbarer Gottesdienst sie durchschalle.

Was machst du, Gaetano? flüsterte sie nach einer Weile — denn unwillkürlich dämpfte sie die Stimme — als der seltsam erregte Jüngling an den Altar trat, ein paar Lichtstümpfchen anzündete, eine kleine dunkle Figur aus der Ecke hervorholte und, als wäre sie etwas Heiliges, auf den zerbröckelnden Tisch des Herrn niedersetzte. Sie trat näher hinzu. Es war eine bronzene Statuette aus altrömischer Zeit, unverkennbar ein Venusbild, mit zierlich aufgebundenem Haar und nur von den Hüften ab bekleidet. Ein Arm war verletzt; sonst lag nur der schöne, grünliche Schimmer des Alters über dem dunklen Erz.

Was bedeutet das? fragte sie mit wachsendem Erstaunen.

Das ist meine Göttin! antwortete er lächelnd. Mein Geheimniß, Ninetta!

Wie kamst du zu diesem Götzenbild?

O, ich hab' es schon längst! Dort im Schutt, ganz

unten, fand ich es einmal. Niemand kennt es, Niemand weiß davon, außer mir. Auch vor dir hab ich's verschwiegen, der ich sonst nichts verschweige, — weil du mich ausgelacht hättest, oder gescholten, daß ich ein Heide sei: denn du kannst es nicht verstehen, was ich empfinde.

Was kann ich nicht verstehen? fragte sie.

Nina — hier unten hab' ich meine Welt für mich! Wenn ich da oben mit euch bete oder den Priester höre, denk' ich mich stets hierher — und mir ist dann, als hätt' ich meine eigene Kirche und meinen eigenen Gott. Und wenn Niemand nach mir fragt und ich mich davonschleichen kann, schleich' ich hierher, zünde ein wenig Weihrauch an, den mir der Meßner gegeben, stelle dies alte Venusbild auf den heiligen Platz, lasse über mir die Orgel rauschen, wie jetzt — und mir wird so andächtig, so wohl. Ach, ich weiß, du hältst mich für einen Narren, für ein Kind! Und doch mußte ich dir das alles sagen, ehe ich ginge.

Es ist wahr, Gaetano: ich verstehe dich nicht! erwiderte sie mit dem anmuthigsten Lächeln. Das also war das Geheimniß, das du mir sagen wolltest?

Nein! sagte er und starrte sie an. Es ist noch etwas Anderes, was ich dir mittheilen muß! Und dies ist der beste Ort, um es dir zu sagen! — Und zugleich zog er aus der Tasche in seinem Wamms zwei kleine silberne Reife hervor und hielt sie so vor sich hin.

Laß mich ausreden, Nina! Diese beiden Ringe —

sieh her — hab' ich neulich für mein Erspartes gekauft, als ich mit Manai in Spezzia — — Doch du siehst mich nicht an. Ninetta! In diesen Tagen soll ich dich verlassen. Sie sagen, daß Paolo dein Gemahl werden soll. Ich sterbe, wenn das geschieht!

Wie kann ich es ändern — wenn Gott und mein Vater es will? murmelte sie mit kaum hörbarer Stimme.

Hat man kein eigenes Herz, keinen eigenen Willen? — Ich bin ein Nichts, das weiß ich; aber ich will nicht ruhen, bis ich etwas werde. Und wenn ich einst mit Ehren zurückkomme — mit Waffenruhm — als ein Ritter, mit deines Vaters Wappen — — Aber bis dahin! Was wird bis dahin aus dir? Nina, — ich liebe dich nicht mehr, wie man eine Schwester liebt! Seit ich dich verlassen soll, seit sie von Paolo reden, brennt mir's in der Brust. Elend werde ich sterben, wenn ich dich verliere!

O Gott! seufzte sie auf.

Die Orgel hatte eine Weile geschwiegen, nun setzte sie wieder ein, und der plötzliche feierliche Klang trieb ihm und ihr Thränen in die Augen. Gaetano ergriff ihre Hand und drückte sie mit Gewalt an sein Herz. Hast du mich lieb, Ninetta? fragte er. Durch einen schmerzlichen, seelenvollen Blick gab sie ihm die Antwort. Du hörst die heilige Musik da oben! fing er wieder an. Wir sind hier unten allein — und doch nicht allein! Willst du mir geloben, daß du mir und keinem Andern gehörst?

Ich will beten, Gaetano, Gott möge uns niemals trennen!

Was ist Gebet allein? Wir selbst müssen thun, was unser Herz für recht hält! Nina — dieser Ring. Dieser Ring soll dich an mich binden; er soll sein wie ein Eid. Willst du ihn tragen, und mir angehören, wo ich auch bin? Hast du ein Herz, das sich vor der Welt nicht fürchtet?

Gieb mir den Ring! sagte sie nach einer Weile, mit zitternder, schwärmerischer Stimme. Er nahm einen der Reife, steckte ihn ihr an den Finger — und erschrak. Nicht vor seinem Beginnen, sondern vor dem Geräusch hinter ihm. Das volle Tageslicht brach herein, denn die Thür war geöffnet, und mehrere Gestalten standen auf der Schwelle. Der Graf, neben ihm der Einsiedler; beide von dem jungen Paolo geführt, der sich hierhergefunden und mit einem Gesicht voll Eifersucht und Triumph auf die Beiden hinwies.

Der Graf trat vor, Nina und Gaetano fuhren auseinander. Er suchte die Augen des Jünglings, die ihm auswichen, und schien ihn durch seinen finstern, strengen Blick erschrecken zu wollen. Dann betrachtete er Nina, ohne ein Wort zu sagen, trieb ihr dadurch alles Blut aus den Wangen und wieder hinein, und ließ endlich die Augen auf dem Ring an ihrem Finger ruhen. Treibt ihr noch immer eure Kinderpossen? sagte er endlich sanfter, als sein Blick gedroht hatte. Wollen gar nicht die Jahre kommen, die euch weise machen? — Sieh mich an, Gaetano!

Gaetano sah ihm mit stolzem Trotz ins Gesicht. Ich treibe keine Knabenpossen mehr! antwortete er. Ihr irrt, wenn Ihr mich durch so ein Wort beschämen wollt. Ich weiß sehr wohl, was ich thue.

Der Graf betrachtete ihn mit einem gewissen düstern Wohlgefallen, wechselte dann einen Blick mit Toniello und nahm Nina bei der beringten Hand. Ich kam, um dir etwas zu sagen, Gaetano! fing er mit ernster Gelassenheit wieder an. Deine Abreise nach Genua beschleunigt sich. Das Schiff, das du vorhin gesehen, bleibt nur heute Nacht in La Spezzia und macht sich morgen nach Genua auf den Weg. Diesem Schiff geb' ich dich mit. Ein Brief von mir soll dich dem Befehlshaber empfehlen. Du reitest in einer Stunde mit Manai nach La Spezzia! Maulthiere stehen bereit; dein Gepäck folgt dir nach, mit dem nächsten Schiff. Also rüste dich! Nimm deinen Abschied von Nina und bitte sie, dich in einem schwesterlichen Herzen zu bewahren.

Er hatte, während er sprach, die Augen fest auf Gaetano geheftet, zog nun langsam den Ring von Ninas Finger und ließ ihn zur Erde fallen. Der Jüngling stand bleich und nach Fassung ringend da. Ich werde fortfahren, dich wie meinen Sohn zu halten! setzte der Graf nach einer Pause hinzu. Bis an das Stadtthor geb' ich dir das Geleit. Geh denn hinauf, dich zu rüsten! — Gaetano nickte, und in seiner Verstörtheit besinnungslos schwankte er zur Thür. Wie? sagte der Graf, willst du fort ohne Lebewohl? Siehst du das

Mädchen da nicht mehr? — Gaetano blieb stehn und hob die Augen zu ihr. — Umarmt euch wie Geschwister! fuhr die tiefe, nachdrückliche Stimme des Grafen fort. Wie Geschwister seid ihr mit einander aufgewachsen, und nie sollt ihr aufhören, euch dafür zu halten; doch nur für Bruder und Schwester! setzte er mit einem gebieterischen Blick auf Gaetano und starker Betonung hinzu.

Der Unglückliche stand und hatte nicht den Muth, sich Nina zu nähern. Ein Wink des Vaters traf sie, nun ging sie Gaetano entgegen, faßte ihn unsicher an der Hand und berührte seine Lippen wenigstens mit ihrem Hauch. Lebe wohl! stammelte sie; doch man hörte es kaum. Gaetano vermochte ihr nicht einmal den Gruß zurückzugeben. Er sah ihr wie ein Sterbender ins Gesicht, hielt die weiche Hand eine Weile fest, ließ sie dann fahren, und wie von einem fremden Willen geführt ging er zur Thür hinaus.

II.

Der Abend brach herein, Gaetano ritt an Manais Seite auf Saumpfaden über die Berge hin, die den Golf von La Spezzia im Westen begrenzen. Das weite Felsen- und Hügelland nach Norden hinauf, der blaue Golf, die mächtigen Gebirge von Carrara lagen im letzten Tageslicht, und hinter ihnen, wenn sie sich umwandten, das Meer. Von Zeit zu Zeit hielt der Jüng-

ling an, blickte noch einmal zurück, ohne sehen zu können, was er suchte, und ließ den Abendwind seine Thränen trocknen. Der stumme Manai war nicht stummer, als er. Ohne ein Zeichen mit dem Alten zu wechseln oder ein Wort zu reden — denn Manai, den nur ein grausames Piratenmesser der Zunge beraubt hatte, war stumm, aber nicht taub — ließ er sein Maulthier auf den bekannten Wegen weiter traben und dachte über sein Unglück nach. Alles Traurige und Leidenschaftliche, Sehnsucht, Eifersucht, Trotz, beleidigter Stolz, Trennungsweh quälten ihn und lösten seinen Blick in Thränen auf, die er um seiner jungen Männlichkeit willen gern erstickt hätte. Aber der ungebändigte Schmerz war stärker als er, und so weinte er lautlos vor sich hin. Es störte ihn nichts, denn der gute Manai ritt vorauf, sah in die Welt hinaus und that, als ob er von keinem Leiden dieser Welt eine Ahnung hätte.

Es wurde Nacht, als sie Spezzia erreichten. Die Schiffe lagen dunkel auf der Flut, doch am Ufer, wo das Leben der kleinen Stadt sich zusammendrängte, war Alles noch hell und von Gesang und lauten Stimmen belebt. Sie waren vor ihrer Herberge am Hafen abgestiegen, hatten die Thiere der Dienerschaft übergeben, und Gaetano, dem sich die Zunge noch immer nicht löste, ließ Manai vor der Thür zurück, um den melancholischen Trost der Einsamkeit unter den Menschen zu suchen. Als er so in der Nähe des Hafendamms an grünem Oleandergebüsch und dem Klang von Mandolinen vor-

überging, der aus einem Wirthshaus hervordrang, blieb er plötzlich unter einer erleuchteten Laterne stehn. Die Maurin, die er in Portovenere gesehen hatte, saß hier auf einem Schemel, Ringe, Schaumünzen und kleine Ketten im Schoß, und rief die Vorüberwandelnden mit einer Art von Gesang an, zu kaufen. Gaetano trat sogleich auf sie zu, und da eben Niemand in der Nähe stand, sagte er laut: Sieh da, du bist's! — Warum bist du mir davongelaufen? Was hattest du mir zu sagen?

Die Alte schien weniger erstaunt als erfreut, ihn wiederzusehn. Sie stand ohne weiteres auf, indem sie ihre werthlosen Schätze zusammenraffte, und erwiderte leise: Habt Ihr ein Stündchen Zeit, junger Herr, mir an einen Ort zu folgen, wo kein Dritter uns sieht? Ich kann Euch Dinge sagen, die Ihr nicht erwartet; — doch nicht hier! Dünkt Ihr Euch nicht zu vornehm, oder zu christlich, mit mir auf mein Kämmerchen zu gehn, so sollt Ihr erstaunen, was für Wissenschaft Euch erwartet.

Sie sah dabei wieder mit dem aufrichtigsten Wohlgefallen auf sein dunkles Gesicht. Gaetano, seinen Widerwillen gegen diese Vertraulichkeit überwindend, von natürlicher Neugier gezogen, folgte ihr mit einem kurzen Ja. Sobald sie die nächste Straße, in die Stadt hinein, durchschritten hatten, stand die Maurin vor einem Häuschen still, ging voran in einen dunklen Hof, dann in ein schuppenartiges Gebäude, wo sie mit etwas umständlicher Mühe Licht machte und nun einen bretternen,

kümmerlich ausstaffirten, niedrigen Raum erhellte. An Stelle der Bettstatt war auf dem Boden eine Matte ausgebreitet, und ein zusammengerolltes Bündel schien das Kopfkissen zu sein. Eine kleine Kiste, an der ein großes Schloß hing, stand in der Ecke und enthielt offenbar Alles, was die Wahrsagerin besaß. Setzt Euch auf diese Kiste! sagte sie mit demüthigem Lächeln. Es ist der einzige Divan, den ich besitze; die Polster hab' ich drüben in Afrika zurückgelassen.

Ihr kommt aus Afrika? fragte Gaetano, ohne sich zu setzen. Die Maurin nickte, einen Augenblick in ihr eignes Schicksal vertieft. Doch sie blickte dann wieder auf und nahm sich die Kette mit dem Amulet vom Halse, das ihm schon bei ihrer ersten Begegnung aufgefallen war. Seht her! sagte sie. Dieses viereckige Kupferstück ist ein Zwillingsbruder von dem, welches Ihr da tragt! Seht: dieselben Zeichen, von demselben Meister.

Und was bedeutet das? fragte Gaetano.

Das bedeutet, daß, wenn Ihr in Wahrheit dieses Amulet von Eurer Mutter habt, ich vor sechszehn Jahren Eure Wärterin war und ein Verhängniß Gottes uns wieder zusammenführt! Dieses gleiche Amulet hier in meiner Hand hat Eure unglückliche Mutter mir auf ihrem Sterbebett hinterlassen; und das andere da, das sie Eurem Vater geschenkt und er dem neugebornen Söhnlein auf die Wiege gelegt hatte, das tragt nun Ihr auf der Brust.

Mein Vater? Wer ist mein Vater? rief der Jüng-

ling aus, der dem aufrichtigen Gesicht der Alten nicht länger mißtrauen konnte. Ich kenne weder Vater noch Mutter! Ich beschwöre Euch: sagt mir, was Ihr wißt!

Ihr sollt alles erfahren, entgegnete sie bedächtig. Habt Ihr nie von Horuk und Schereddin, den Barbarossas, gehört? Doch wie solltet Ihr nicht! Alle Christen verwünschen sie! — Und sie waren doch auch nicht schlimmer, als die Christen sind; denn Gewalt geht in der ganzen Welt gegen Gewalt. Aber das wollt Ihr nicht wissen! unterbrach sie sich selbst. Habt Ihr nie davon gehört, junger Herr — wenn Ihr in Wahrheit der Sohn meiner armen Herrin seid, so ist Gaetano Euer Name —

Gaetano nickte.

Seht Ihr, ich wußt' es wohl! — Habt Ihr nie davon gehört, daß Horuk Barbarossa — der eigentlich ein Grieche von Lesbos war, eines Töpfers Sohn! — sich als großmächtiger Corsar endlich auf den Thron des Königs von Algier setzte und die ganze Christenheit bedrohte? Aber die Spanier schickten seinen Feinden Hülfstruppen übers Meer, und er verlor die Schlacht, und das Leben noch obendrein. Und es sind zwanzig volle Jahre seitdem vorübergegangen —

Ihr wolltet von meiner Mutter reden! unterbrach er sie.

Nun ja! sagte die Alte, wenn Eure Mutter dieses Horuk Schwester war? — Seht doch — wie Ihr erschreckt! Junger Herr, Ihr wißt nicht, wie schön und

wie tugendhaft sie war, wenn sie auch an Euren Christus nicht glaubte! Als Horuk zum Herrn ward in Afrika, ließ er sie von Lesbos herüberkommen, und wie eine Fürstin lebte sie im Palast. Bis ihr Bruder Schlacht und Leben verlor und die Christen ins Land brachen! und es ihr geschehen mußte, daß einer der stolzen Herren — Euer Vater — ihr leichtgläubiges Herz bethörte: und sie seinem Christeneid traute und ihm hinüber folgte von Oran nach Cadiz, von Cadiz nach Genua, und ich immer mit ihr. Doch als er ihr sein Wort nun halten sollte —

Wer? Von wem redet Ihr? Seinen Namen sagt mir! rief Gaetano aus.

Seinen Namen? Wer weiß ihn? Hatte er sich ihr nicht mit falschem Namen genannt? Und als sie zwei Jahre lang verborgen, wie eine Sünderin, auf seinem Bergschloß gelebt und ihm das Söhnlein geboren hatte, und auf die Erfüllung seines Eidschwurs wartete, daß er sie vor aller Welt zu seiner christlichen Gemahlin machen werde — denn aus Liebe zu ihm wollte sie ihren Glauben verlassen — wie hielt Euer Vater ihr seinen Eid? Hab' ich ihr nicht selber den Brief übergeben müssen, worin er ihr schrieb, daß er sie lieb und werth behalten werde, aber eine Christin, eine Genueserin, hab' er zu seinem Weib gemacht? Und mußt' ich sie dann nicht vor Gram und Kummer, wie eine Palme in der Wüste, hinsterben sehen? — Seht Ihr, das ist eure christliche Heiligkeit! fuhr sie mit heftigen Geberden

fort. Das ist eure Rittertreue! euer Stolz, besser zu sein als wir! Allah verwünsche euch, ihr wißt nicht, was ihr seid, und eure ganze Christentugend ist, arme Frauen zu tödten!

Gaetano ließ diesen Ausbruch der Maurin über sich ergehen und schwieg. Ein Wort des Widerspruchs trat ihm auf die Lippen, aber sein eigenes dunkles Schicksal stand ihm zu nah, und der Groll der Alten auf seinen Vater kam auch über ihn. So hat er meine Mutter sterben lassen! murmelte er vor sich hin.

So jung! so früh! sagte die Maurin und nickte. Das überlebte sie nicht, daß ihr Knäblein um jener stolzen, frommen Genueserin willen verleugnet ward, daß er nicht als der ehrliche Sohn seines Vaters ritterlich aufwachsen, sondern wie im dunklen Schatten verkümmern sollte! Seht Ihr, so welkte sie hin. Und sie war noch nicht lange todt, und Ihr mir von der Seite weggenommen — Niemand sagte, wohin — und ich mitten unter den Wälschen allein, als Horuks Bruder, der große Schereddin Barbarossa, an die Küste kam und seine Corsaren uns raubten; und so brachten sie mich nach Afrika zurück. Aber wer kennt sein Schicksal! Drei Jahre sind es nun her, da half ich in Tunis, aus heimlichem, gutem Herzen, einem Christensklaven davon und behielt sein Wort zurück, daß ich sein Weib werden sollte. Und dann kam der Kaiser Karl von Spanien mit seinen Galeeren und Soldaten über das Meer und ward Herr über uns alle, und mit seinen Schiffen se-

gelte auch ich nach Italien hinüber, meinen Gemahl zu suchen. Aber, junger Herr, wer hält sein Wort? Aus dem Leben gegangen war er, und nun sitz' ich hier wie eine Wittwe, und der Erzengel Gabriel mag wissen, wo ich mein Dasein beschließe.

Ihr wart bei mir noch nach meiner Mutter Tod? fragte Gaetano, der sie nicht mehr gehört, der sich ganz in seine Gedanken versenkt hatte. Sie nickte. — Und man nahm mich Euch fort, ohne zu sagen, wohin?

Nie hab' ich wieder ein Wort über Euch gehört, bis zu dieser Stunde. Wenn Ihr wirklich mein junger Gaetano seid — und Ihr seid es ja! — so sagt, wie kamt Ihr hierher?

Weiß ich es? gab er ihr zur Antwort. Er dachte in die weiteste Ferne seiner Erinnerungen zurück; aber nichts tauchte auf, als Portovenere und Manai, und Ninas Vater und Mutter. Weiter rückwärts war alles Nacht. Mit einer plötzlichen Bewegung fuhr er dann auf: wie er auch in Manais Hände gekommen sein mochte, er war eines Grafen Sohn, und der Neffe der Barbarossas! Das wunderbare Geheimniß seiner Herkunft strahlte ihn auf einmal wie eine Sonne an. Was für ein Makel auch daran haften mochte, er war hochgeboren wie Nina und Paolo, von einer Fürstin zur Welt gebracht, von einem Grafen erzeugt. Mit jugendlichem Feuer blickte er um sich her. Die trübe Lampe, der öde bretterne Raum, die Maurin und ihr frühgealtertes, schwarzbraunes Gesicht, alles verklärte sich vor

seinen Augen; ihm war, als sei er in das Schloß versetzt, wo seine Wiege stand. Plötzlich griff er nach seinem Hut, der ihm entfallen war, und wandte sich nach der Thür.

Wohin? wohin? fragte die Maurin, die ihn verwundert ansah.

Zurück nach Portovenere! antwortete er; blieb nun aber stehn. Es fiel ihm ein, daß es Nacht sei, und seine innersten Gedanken konnte er diesem Weib nicht verrathen. Er sah Nina vor sich, trat im Geist vor ihren Vater hin, seine hohe Geburt mit Stolz geltend zu machen, als Grafensohn um die Grafentochter zu werben. Gute Frau! sagte er plötzlich mit einem fragenden Blick, als ob er sie bei ihrem Namen nennen möchte.

Sie verstand ihn und fiel ihm ins Wort. Rokaja ist mein Name, lieber Herr; hier in Italien nennen sie mich Rosalia.

Rokaja! Wenn ich morgen oder übermorgen, oder in diesen nächsten Tagen wiederkäme, um Euch zu suchen, fände ich Euch noch hier? Und wärt Ihr bereit, alles, was Ihr mir heute gesagt habt, auch vor andern Menschen zu wiederholen?

Warum sollt' ich nicht? In diesem Hause werdet Ihr mich finden. Was für eine schlechte Seele wäre ich, lieber Herr, wenn ich dem Sohn meiner armen Herrin nicht in allem zu Willen sein wollte, was er von mir begehrt!

O Rokaja, ich muß meinen Vater hassen! seufzte er auf. Ich kann ihn nicht lieben! setzte er mildernd hinzu. Möge Gott mich nie erfahren lassen, wer er ist! Er hat mich verlassen und meine Mutter getödtet.

Die Alte nickte finster vor sich hin.

Gute Nacht für heute; ich muß gehn! sagte er in wiederkehrender Unruhe. Doch nun entsann er sich, daß er zu Manai nicht zurückkommen dürfe, der ihn dann in aller Frühe auf das Kriegsschiff bringen würde. Unwillkürlich blickte er in dem Kämmerchen umher, als müsse er hier eine Zuflucht suchen.

Die Maurin sah es und glaubte ihn zu verstehen. Sie trat an die Matte und zeigte auf das Kopfkissen: Wollt Ihr heute Nacht mein Gast sein, mein lieber Herr? Wollt Ihr Eurer alten Wärterin die Freude machen, Euch noch einmal ein wenig von ihr pflegen zu lassen? Ihr hattet mich lieb, als Ihr noch klein und einfältig wart; damals, als Ihr meinen schweren Namen sprechen lerntet. Bleibt hier! Ich lege mich draußen auf die Schwelle und bewache Euren Schlaf. Warum wollt Ihr auch zu diesen Menschen zurück? setzte sie mit ausgestrecktem Zeigefinger hinzu, als wiese sie damit nach Portovenere. Habt Ihr nicht Verwandte, die Euch näher ans Herz gehören? Seid Ihr nicht ein Maurenkind, ist nicht der junge Scheroddin, von dem sie jetzt so viel reden, Euer leiblicher Vetter —

Still! unterbrach er sie mit ernstem Gesicht. Ich bin Genueser, und Scheroddin ist ein Corsar. Redet

nichts mehr davon. Die Feinde der Christenheit sind auch meine Feinde.

Die Alte seufzte, ohne etwas zu erwidern; nahm dann die Lampe und goß frisches Oel darauf. Wollt Ihr wenigstens mein Gast sein? fragte sie nach einem demüthigen Schweigen.

Gaetano nickte und drückte ihr dankbar die Hand. Könnt Ihr mich heute Nacht hier schlafen lassen, Rokaja, so thut Ihr mir eine große Liebe! In die Stadt wag' ich mich nicht zurück. Niemand soll mich sehn! Morgen in aller Frühe mach' ich mich auf und davon, um dahin zurückzugehn, von wo ich gekommen bin.

Wie Ihr wollt! sagte sie und öffnete ihre Kiste, um eine Decke hervorzuziehn. Die Nacht ist nicht kalt; das wird genug sein, Euch darin einzuwickeln. Allah sei mit Euch! O, wenn Eure Mutter noch lebte, daß sie Euch so sähe! daß sie Euch hier statt meiner wiedergefunden hätte!

Sie stellte die Lampe neben sein Lager, sah ihm zu, wie er sich ausstreckte, breitete dann die Decke mit mütterlicher Geschäftigkeit über ihn, und fuhr fort, ihr Herz in Seufzern, Erinnerungen und Wünschen auszuschütten. Doch als Gaetano endlich die Augen schloß, nicht um zu schlafen, aber um mit seinen ruhelosen Gedanken allein zu sein, wiederholte sie noch einmal ihren Gutenachtgruß und zog für sich selbst ein altes türkisches Tuch aus ihrer Kiste hervor. Dann ging sie leise hinaus und machte die Thür hinter sich zu, um sich draußen in der milden Nachtluft, unter dem Vordach zu betten.

III.

Die Nacht verging, und Nina erwachte am frühen Morgen aus unruhigem Schlaf, mit nassen Augen, die sie verwundert trocknete; sie mußte im Traum geweint haben. Die Erinnerung an den gestrigen Tag, an den plötzlichen Abschied von Gaetano fiel ihr wieder aufs Herz. Sie stand auf, wollte sich ankleiden; die beiden jungen Dienerinnen kamen, begrüßten sie zu ihrem Namensfest und brachten die Gewänder, in denen sie heute zum ersten Mal als erwachsene Jungfrau erscheinen sollte. Mit verhaltenen Seufzern ließ sie es über sich ergehn, ließ sich den breiten Halskragen anlegen, das Haar mit Bändern durchflechten, die zierlichen Arme in die faltenreichen, bauschigen Aermel hüllen. Es war ihr, als ob sie nun für immer von Gaetano und ihrer Jugend abgeschieden sei. Sie dachte ihn sich auf dem Kriegsschiff unter dem wilden Seevolk, mit seinem ernsten Gesicht und den schwermüthigen Augen; begleitete ihn in sehnsüchtigen Phantasieen auf der Seefahrt an den Küsten hin: wie die Delphine sprangen, die röthlichen und grauen Marmorfelsen, die sanften Hügel über den Wellen aufstiegen, zuletzt das lichterreiche Genua im weiten Bogen — wie man es ihr beschrieben — durch die Nacht erschien. Es ward ihr schwerer, sonderbarer, kummervoller zu Muth, als sie es jemals gekannt hatte. Sie verließ ihr Gemach im Thurm, ging über den Burghof in die dämmernde Unterkirche, um noch ein-

mal auf der Stelle zu stehn, wo sie gestern Gaetano Lebewohl gesagt. Der Ring, den ihr der Vater von der Hand gezogen, glänzte in dem Schutt zu ihren Füßen. Sie sah ihn, ein heißes Verlangen zog sie dazu hin, und in kindlicher Furcht wagte sie doch nicht, ihn aufzuheben und zum zweiten Mal an ihren Finger zu stecken. Ein plötzlicher, unerklärlicher Schauder überfiel sie, als sie dann die dunkle Figur der Venus auf dem Altar zwischen den niedergebrannten Kerzen stehen sah. Es wandelte sie wie ein Grauen vor Gespenstern oder Dämonen an; sie floh hinaus in die Oberkirche, um sich hier vor dem geschnitzten Bilde der Madonna auf die Kniee zu werfen.

Endlich stieg der langsame Tag etwas höher herauf, und um sich zu zerstreuen und ihrer herzbeklemmenden, mit tiefer Bangigkeit gemischten Sehnsucht auszuweichen, rief sie Cerina und die andere Dienerin, sie nach Palmaria zu der bekannten kleinen Bucht zu begleiten, da es so warm sei, daß sie zu baden verlange. Cerina erwiderte ihr verwundert, es sei noch zu früh im Jahr, um in dieser schattigen, kühlen Bucht ins Wasser zu gehn. Nina hatte Lust, ihr zu widersprechen; doch sie besann sich und erklärte: sie gebe es auf; aber aufs Wasser hinauszufahren wünsche sie, und auf der Insel zu landen und Immortellen auf der Höhe zu pflücken. Sie hoffte im Stillen, von da oben in den Golf von Spezzia hineinzusehn, das Kriegsschiff, wenn es herausfahre, immer vor Augen zu haben, und mit ihrem Tuch dem

III.

Die Nacht verging, und Nina erwachte am frühen Morgen aus unruhigem Schlaf, mit nassen Augen, die sie verwundert trocknete; sie mußte im Traum geweint haben. Die Erinnerung an den gestrigen Tag, an den plötzlichen Abschied von Gaetano fiel ihr wieder aufs Herz. Sie stand auf, wollte sich ankleiden; die beiden jungen Dienerinnen kamen, begrüßten sie zu ihrem Namensfest und brachten die Gewänder, in denen sie heute zum ersten Mal als erwachsene Jungfrau erscheinen sollte. Mit verhaltenen Seufzern ließ sie es über sich ergehn, ließ sich den breiten Halskragen anlegen, das Haar mit Bändern durchflechten, die zierlichen Arme in die faltenreichen, bauschigen Aermel hüllen. Es war ihr, als ob sie nun für immer von Gaetano und ihrer Jugend abgeschieden sei. Sie dachte ihn sich auf dem Kriegsschiff unter dem wilden Seevolk, mit seinem ernsten Gesicht und den schwermüthigen Augen; begleitete ihn in sehnsüchtigen Phantasieen auf der Seefahrt an den Küsten hin: wie die Delphine sprangen, die röthlichen und grauen Marmorfelsen, die sanften Hügel über den Wellen aufstiegen, zuletzt das lichterreiche Genua im weiten Bogen — wie man es ihr beschrieben — durch die Nacht erschien. Es ward ihr schwerer, sonderbarer, kummervoller zu Muth, als sie es jemals gekannt hatte. Sie verließ ihr Gemach im Thurm, ging über den Burghof in die dämmernde Unterkirche, um noch ein=

mal auf der Stelle zu stehn, wo sie gestern Gaetano Lebewohl gesagt. Der Ring, den ihr der Vater von der Hand gezogen, glänzte in dem Schutt zu ihren Füßen. Sie sah ihn, ein heißes Verlangen zog sie dazu hin, und in kindlicher Furcht wagte sie doch nicht, ihn aufzuheben und zum zweiten Mal an ihren Finger zu stecken. Ein plötzlicher, unerklärlicher Schauder überfiel sie, als sie dann die dunkle Figur der Venus auf dem Altar zwischen den niedergebrannten Kerzen stehen sah. Es wandelte sie wie ein Grauen vor Gespenstern oder Dämonen an; sie floh hinaus in die Oberkirche, um sich hier vor dem geschnitzten Bilde der Madonna auf die Kniee zu werfen.

Endlich stieg der langsame Tag etwas höher herauf, und um sich zu zerstreuen und ihrer herzbeklemmenden, mit tiefer Bangigkeit gemischten Sehnsucht auszuweichen, rief sie Cerina und die andere Dienerin, sie nach Palmaria zu der bekannten kleinen Bucht zu begleiten, da es so warm sei, daß sie zu baden verlange. Cerina erwiderte ihr verwundert, es sei noch zu früh im Jahr, um in dieser schattigen, kühlen Bucht ins Wasser zu gehn. Nina hatte Lust, ihr zu widersprechen; doch sie besann sich und erklärte: sie gebe es auf; aber aufs Wasser hinauszufahren wünsche sie, und auf der Insel zu landen und Immortellen auf der Höhe zu pflücken. Sie hoffte im Stillen, von da oben in den Golf von Spezzia hineinzusehn, das Kriegsschiff, wenn es herausfahre, immer vor Augen zu haben, und mit ihrem Tuch dem

unten vorbeisegelnden Gaetano zuzuwinken. Es wird unmöglich sein! gab ihr Cerina zurück. Der Sohn des schrecklichen Barbarossa soll in der Gegend herumkreuzen. Bei den kleinen Inseln hinter Palmaria will man seine Galeeren mit blutrothen Flaggen gesehen haben, und wie leicht könnten uns die wilden Räuber auf Palmaria überraschen! — Doch Nina, die keinen Einspruch mehr dulden wollte, ging auf den kleinen Hafen unter der Burgmauer zu, löste selber das Schiffchen Manais von der Kette — ihre eigene Gondel wollte sie nicht betreten, bis Gaetano sie wieder darin aufs Meer fahren könnte — und gebot den Mädchen, einzusteigen. Müßt ihr furchtsamer sein als ich? sagte sie ungeduldig, da die Beiden noch zögerten. Wird euch so bange, daß Schereddin um eurer weltberühmten Schönheit willen von Tripolis herübersegeln könnte, euch in seinem Harem hinter sieben Schlössern einzusperren? Kommt! macht euch ans Rudern! — Sie sprang ins Schiff, und nun sah sie mit gekreuzten Armen zu, bis die Mädchen sich gefügt hatten und das kleine Fahrzeug über den stillen Wasserspiegel hinüberflog.

Die Bucht, in der sie gestern mit Gaetano sich in ihre Ariadnezeit zurückgeträumt, war bald erreicht. Die Drei stiegen ans Land und fingen an, den Abhang der Insel zu erklettern. Nina sah zurück; es kam ihr vor, als sähe sie drüben, auf dem Fußpfad, der von der Höhe nach Portovenere herunterführte, Gaetano in seinem grauen Wamms, einen Mantel über der Schulter,

eilig vorwärtsgehen, dann stehen bleiben und mit seinem Hute winken. Das Herz schlug ihr mit Gewalt. Doch sie sagte sich seufzend, es müsse eine Täuschung ihrer Augen sein, wandte sich wieder und setzte ihren etwas mühsamen Weg bergan mit den Mädchen fort. Es fiel ihr auf, daß zuweilen durch die tiefe Stille — denn diese Seite der Insel war fast unbewohnt — ein dunkles Geräusch wie von Stimmen oder von Waffen sich an ihr Ohr drängte. Indessen blieb es ein unbestimmter Klang, und sie dachte, es könnten Bewohner der Burg von Palmaria sein, die in einem schattigen, verlassenen Marmorbruch der Insel sich mit Nichtsthun oder Spielen unterhielten. So kam sie an einen Vorsprung, wo aus dem begrünten, weichen Abhang der Fels scharf zu Tage trat und ein tiefer Einschnitt sich hinuntersenkte. Auch hier war in der alten Römerzeit Marmor gebrochen worden; der öde Platz nahm sich jetzt wie eine künstlich in den Stein gehauene Grotte aus, von kleinen schlanken Cypressen und Wachholdergebüsch zu beiden Seiten umstanden. Die wilde Anmuth dieser Bergeinsamkeit — denn man war hier wie in den Erdboden eingesenkt, und nur ein Streifchen des blauen Golfs von Spezzia blitzte von fern zwischen den Cypressen herüber — die schöne, feierliche Stille und die Kühle hielten Nina fest. Sie stieg in die Grotte hinab, setzte sich aufs Gestein und überließ sich ihren entfesselten, ganz von Einem Herzenstrieb ausgefüllten Gedanken.

Die beiden Dienerinnen saßen neben ihr; Cerina hatte eben der Andern zur Kurzweil das Haar künstlich geflochten, ließ sich nun von ihr das Gleiche thun und sang dazu leise ein Schifferlied vor sich hin — als plötzlich hinter dem Fels Gestalten mit schwärzlichen, beturbanten Köpfen hervorsprangen, und ein Mann, der seinen Säbel schwang, Cerina am Arm ergriff. Das Mädchen schrie auf, und Nina fuhr in die Höhe. Sie sah in ein paar Augenblicken die halbe Grotte mit bewaffneten Corsaren angefüllt. Einer in reicher, blitzender Kleidung trat auf sie zu, redete sie in ihrer Sprache an und streckte die Hand nach ihr aus. Von ihrem Entsetzen doch nicht wehrlos gemacht, wich sie zurück, sprang auf die Blöcke, die hinter ihr umherlagen, rief ihre Mädchen an, dasselbe zu thun, und lief dann außer sich den Abhang hinab. Immer nahe daran, zu stürzen, flog sie nur so dahin. Die Corsaren, die sich der beiden Dienerinnen schon bemächtigt hatten, stürzten sich hinter ihr her; der junge Führer voran, der ihr mit lauter, drohender Stimme zurief, sie solle stehen, oder es koste ihr Leben. Doch sie hörte nichts. Bei der wilden Flucht fing ihr Herz so heftig zu schlagen an, daß sich ihr die Sinne verwirrten. Mit athemlosen Sprüngen hatte sie eben das Ufer erreicht und schien entschlossen, sich ins Meer zu werfen, als sie das Bewußtsein verlor und ohne einen Laut zusammenbrach.

Büchsenschüsse und ihre eigene Angst weckten sie endlich wieder auf. Sie sah sich zu ihrem Erstaunen

in Gaetanos Armen, der sie vom Boden aufgehoben hatte, zehn Schritte weit in einen Fischerkahn trug, mit dem er gelandet war, und sie hier auf die Planken niederließ. Dann stieß er das Fahrzeug mit einem schütternden Stoß vom Ufer ab, und Nina fühlte, daß sie aufs Meer hinausflog. Kugeln zischten über sie hin; lautes Rufen und Fluchen klang vom Lande herüber. Endlich trat ein breiter Felsvorsprung zwischen ihren Kahn und die Corsaren, und es ward etwas stiller um sie her. Dagegen schien nun die Küsten entlang alles rege zu werden. Von dem Thurm von Portovenere blies der Wächter in langen, warnenden Tönen, der Thürmer von Palmaria antwortete, und die Glocken der Wartthürme auf den Vorgebirgen läuteten Sturm. Von den schauerlichen Tönen geängstigt, von neuem Entsetzen gefaßt, schloß sie wieder die Augen und verlor die Sinne. Nina! Nina! rief Gaetano sie an. Er hatte bisher mit Aufbietung aller Kraft den Kahn nach Portovenere zu vorwärtsgetrieben. Nun sah er sich außer Gefahr, die Corsaren plötzlich wie eine Erscheinung verschwunden, die schützenden Burgmauern vor sich, und zog die Ruder ein, um das hingesunkene Mädchen zu beleben. Indem der Kahn in der Strömung weiter schwamm, nahm er Nina in seine Arme, besprengte ihr die Schläfen und das Gesicht, das sich kläglich entfärbt hatte. Nina! Geliebte! rief er ihr mit unverhaltener Zärtlichkeit ins Ohr. Da sie noch nicht erwachte, gab er ihr alle süßen Namen, die ihm auf die Lippen kamen,

küßte sie leidenschaftlich auf Augen und Mund, legte ihren Kopf an seine Brust, als müßte sein Herzschlag sie gewiß erwecken. So trieb er auf den Burgfelsen zu. Sein Gesicht auf sie herabgebeugt, sah er endlich mit Entzücken, wie sich ihre Augen wieder öffneten und der erste Blick mit dem seinen zusammentraf.

Gaetano! hörte er auf einmal über sich rufen. Er blickte in die Höhe und in das erschreckend verstörte Gesicht des Grafen, der auf der Burgmauer stand, die Beiden betrachtete, und ohne Worte — wie wenn er vor Aufregung nicht sprechen könnte — ihm heftig winkte, sogleich ans Ufer zu kommen. Die ganze Mauer war von Kriegsleuten lebendig, auch Toniellos weißbärtiges Gesicht starrte gleichfalls entsetzt durch eine Scharte hinunter. Hierher! Zu mir! rief der Graf, der endlich Sprache gewann. Gaetano, noch ohne zu ahnen, was ihn erwartete, nur wieder zum Trotz gereizt, zögerte eine Weile. Endlich richtete Nina in seinem Schoß sich auf, und bat ihn mit den Augen, sie ans Land zu bringen. Manai erschien zugleich unten am kleinen Hafen, winkte durch eifriges Geberdenspiel und streckte ein Ruder aus, um den treibenden Kahn heranzufischen.

Der Jüngling landete, führte Nina ans Ufer, zog sie dann, da sie noch etwas wankte, den Pfad zum Burgthor hinauf und trat mit ihr auf den Hof. Der Graf war verschwunden. Doch der alte Toniello, mit sehr unheimlicher Miene, bedeutete sie, zu folgen, und ging

in die offen stehende, leere Kirche voran. Hier machte er die Thür hinter sich zu und sagte mit einem Ton, der Nina die Brust beklemmte: O all ihr Heiligen! — Gaetano, welcher Dämon hat dich wieder hierher geführt? Warum schwimmst du nicht jetzt auf dem Meer nach Genua?

Weil ich Grund hatte, Vater Toniello, wieder umzukehren!

Wie kamst du nach Palmaria, Unglücklicher, um unsere Nina zu retten?

Ich sah sie vom Ufer aus, und fuhr hinüber — um sie wiederzusehn.

Und was wolltest du dann? —

Gaetano betrachtete das Mädchen mit einem Blick voll schwärmerischer Liebe, der die offenste Antwort war. Erschüttert wandte sich der alte Einsiedler bei Seite. Nach einer tiefen Stille murmelte er: Ich soll dir sagen, Gaetano, daß der Graf auf der Stelle mit dir zu reden wünscht! In seinem Zimmer, da drinnen, wirst du ihn finden.

Der Jüngling antwortete nichts. Durch die Thür, die von den Wohngemächern der Burg in die Kirche führte, ging er stumm hinaus. Als er sich entfernt hatte, wandte Toniello sich zu Nina, die ihm voll Angst nach den Augen sah. Ahnt Ihr, Nina, fragte er, was Euer Vater ihm nun sagen wird?

Sie schüttelte den Kopf.

Er wird ihm sagen, daß ihr beide Bruder und

Schwester seid, und daß ihr vor Gott und den Menschen verpflichtet seid, euch wie Bruder und Schwester — nur wie Bruder und Schwester zu lieben.

Nina! setzte er nach einem bangen Schweigen hinzu, da das Mädchen, gegen diese Enthüllung ohne Widerstand, mehr und mehr erblaßte und endlich zu zittern anfing. Ihr habt ganz verstanden, was ich sagte? Euer Vater ist auch Gaetanos Vater. Ihr beide seid Blut von demselben Blut! — Warum sag' ich Euch das? Weil Ihr im Begriff wart, eine unaussprechliche Sünde wenigstens im Geiste zu begehen, und der letzte Augenblick gekommen war, Euch aus der gefährlichen Nacht dieser Unwissenheit zu reißen.

O Gott! O Gott! seufzte sie vor sich hin und verhüllte ihr vor Scham glühendes Gesicht.

Ich tadle niemand als mich selbst! fuhr der Alte tief bekümmert fort. Ich war Schuld daran, daß man euch nicht trennte, daß man etwas wachsen ließ, was wir alle nicht sahen! Mein alter Kopf redete sich ein, die heilige Stimme der Natur werde stets in euch mächtig bleiben und die Unschuld eurer Seelen nicht verstören lassen. So berieth ich Euren Vater falsch und erstickte seine Zweifel durch mein festes Vertrauen! — Fasset Euch, Nina. Laßt Eure Thränen nicht fließen; ruft Eure Besinnung an. Ihr habt einen Bruder gewonnen, und Eure Liebe zu ihm weiß nun den Weg, den sie zu wandeln hat! Laßt mich Euch sagen, wie dies alles geschehen ist; wie dieser Bruder Euch geboren ward, wie

man ihn verheimlichen mußte, — und wie unrecht Ihr habt, über Euer Schicksal zu weinen.

Doch das Mädchen hörte ihn nicht. Sie weinte trostlos unter ihrer Verhüllung fort; es war, als wolle sie nicht wissen, wie dieses Schicksal über sie gekommen sei. Der alte Einsiedler, gegen ihren Kummer waffenlos, stand in Verwirrung da. Noch einmal suchte er ihr ans Herz zu reden; dann faltete er die Hände und sah zur Madonna hinauf, wie um ihre Vermittelung anzurufen. Es verging so eine geraume Zeit. Endlich öffnete sich die Seitenthür, und der Graf erschien. Sein langes spanisches Gesicht war bleich wie der Tod; die strenge Entschlossenheit, die es sonst nie verließ, schien sich aufgelöst zu haben. Mit mühsam festem Schritt kam er auf den Einsiedler zu, murmelte, er möge hineingehn und Gaetano auf irgend eine Weise zu beruhigen suchen, und blieb dann unentschlossen vor seiner Tochter stehn. Der alte Toniello gehorchte. Er trat durch die Thür in den Gang, der zu den Wohnungen führte, und ging in des Grafen Gemach. Hier lag Gaetano auf dem Steinboden, wie hingeschmettert, das Gesicht gegen die Fliesen gedrückt, regungslos, nur sein stöhnendes Athmen verrieth, daß er lebte.

Du weißt, wer du bist? fragte der Einsiedler nach einer langen Pause, in der er nach Worten gesucht hatte.

Gaetano schwieg.

Du hast gehört, wer deine Mutter war? — Bei der heiligen Jungfrau und unserm Erlöser, willst du

nicht aufstehn und ruhig anhören, was ich zu sagen habe?

Der Jüngling rührte sich nicht.

Kannst du dich nicht freuen, Gaetano, daß du einen Vater und eine Schwester hast? — Warum verzweifelst du so? — Hat dir dein Vater nicht gesagt, warum er so lange Jahre, seinem Herzen zur Pein, dich verleugnen, dich dir selbst zum Geheimniß machen mußte? Daß Ninas fromme und stolze Mutter nur unter dieser Bedingung einwilligte, dich unter deines Vaters Augen aufwachsen zu lassen? Daß sie noch auf dem Sterbebett ihm das Gelöbniß abnahm, das Kind der — Heidin nie aus seinem Dunkel zu ziehn? — Bis es nun doch geschehen mußte, da Gottes Verhängniß es nicht anders gewollt hat? — — Gaetano! hörst du mich nicht? Bist du sinnlos geworden wie ein Stein? — Soll etwa dein Vater kommen und dich um Vergebung bitten? Wie lange willst du so liegen und Gott lästern durch deine Verzweiflung, daß er dir an Einem Tag Vater und Schwester geschenkt hat?

Doch Toniello sah, daß er vergebens sprach. Der unglückliche Gaetano richtete sich wohl auf, warf einen stieren Blick im Raum umher, sank dann aber wieder auf die Kissen des Divans hin. So lag er, bis die Thür von der Kirche her sich aufthat und Gaetano bei dem Geräusch in die Höhe fuhr. Der Graf und Nina standen auf der Schwelle. Das Mädchen, noch todtenbleich, versuchte zu lächeln; — mein Bruder! klang es

kaum hörbar von ihren Lippen. Dann näherte sich der Graf, und verlegen, wie man ihn nie gesehen, mit vor Unsicherheit rauher Stimme sagte er: Mein Sohn! — Doch die beiden Worte waren kaum gesprochen, als Gaetano, das Gesicht ihm zugewandt, seine Locken schüttelnd, ihm entgegenrief: Wo ist Euer Sohn? Ihr habt keinen; ich weiß keinen; ich kenne keinen! Wen sucht Ihr hier? Meine Mutter habt Ihr getödtet — und mit einem verwilderten Blick auf Nina setzte er hinzu: und mich um mein Leben betrogen! Rührt mich nicht an — ich kenne mich selbst nicht mehr! Ich will keine Schwester; gebt mir meine Hoffnungen, gebt mir mein Leben zurück! — Indem er das sagte, fuhr er sich ins Haar, riß sein Wamms entzwei und schien sich das Herz aus der Brust reißen zu wollen.

Du bist von Sinnen! erwiderte der Graf, dem über diesem fürchterlichen Ausbruch der ganze gebieterische, beleidigte Stolz zurückkam. Willst du Knabe mein Richter sein? Wenn ich komme, um dich an mein Vaterherz zu drücken, willst du mir dafür durch Verwünschungen danken? — Ich sage dir, fasse dich! — Und damit trat er auf den Jüngling zu, um ihn durch die Gewalt seines Blicks zu bändigen und seinen Trotz zu erschüttern. Doch Gaetano erwiderte den Blick mit ebenso finstern Augen, dem einzigen Erbtheil, das ihm der Vater mitgegeben hatte, und sah ihn so verzweiflungsvoll drohend an, daß der Graf erschrak. Alles Knabenhafte war aus Gaetanos Zügen verschwunden,

nicht aufstehn und ruhig anhören, was ich zu sagen habe?

Der Jüngling rührte sich nicht.

Kannst du dich nicht freuen, Gaetano, daß du einen Vater und eine Schwester hast? — Warum verzweifelst du so? — Hat dir dein Vater nicht gesagt, warum er so lange Jahre, seinem Herzen zur Pein, dich verleugnen, dich dir selbst zum Geheimniß machen mußte? Daß Ninas fromme und stolze Mutter nur unter dieser Bedingung einwilligte, dich unter deines Vaters Augen aufwachsen zu lassen? Daß sie noch auf dem Sterbebett ihm das Gelöbniß abnahm, das Kind der — Heidin nie aus seinem Dunkel zu ziehn? — Bis es nun doch geschehen mußte, da Gottes Verhängniß es nicht anders gewollt hat? — — Gaetano! hörst du mich nicht? Bist du sinnlos geworden wie ein Stein? — Soll etwa dein Vater kommen und dich um Vergebung bitten? Wie lange willst du so liegen und Gott lästern durch deine Verzweiflung, daß er dir an Einem Tag Vater und Schwester geschenkt hat?

Doch Toniello sah, daß er vergebens sprach. Der unglückliche Gaetano richtete sich wohl auf, warf einen stieren Blick im Raum umher, sank dann aber wieder auf die Kissen des Divans hin. So lag er, bis die Thür von der Kirche her sich aufthat und Gaetano bei dem Geräusch in die Höhe fuhr. Der Graf und Nina standen auf der Schwelle. Das Mädchen, noch todtenbleich, versuchte zu lächeln; — mein Bruder! klang es

kaum hörbar von ihren Lippen. Dann näherte sich der Graf, und verlegen, wie man ihn nie gesehen, mit vor Unsicherheit rauher Stimme sagte er: Mein Sohn! — Doch die beiden Worte waren kaum gesprochen, als Gaetano, das Gesicht ihm zugewandt, seine Locken schüttelnd, ihm entgegenrief: Wo ist Euer Sohn? Ihr habt keinen; ich weiß keinen; ich kenne keinen! Wen sucht Ihr hier? Meine Mutter habt Ihr getödtet — und mit einem verwilderten Blick auf Nina setzte er hinzu: und mich um mein Leben betrogen! Rührt mich nicht an — ich kenne mich selbst nicht mehr! Ich will keine Schwester; gebt mir meine Hoffnungen, gebt mir mein Leben zurück! — Indem er das sagte, fuhr er sich ins Haar, riß sein Wamms entzwei und schien sich das Herz aus der Brust reißen zu wollen.

Du bist von Sinnen! erwiderte der Graf, dem über diesem fürchterlichen Ausbruch der ganze gebieterische, beleidigte Stolz zurückkam. Willst du Knabe mein Richter sein? Wenn ich komme, um dich an mein Vaterherz zu drücken, willst du mir dafür durch Verwünschungen danken? — Ich sage dir, fasse dich! — Und damit trat er auf den Jüngling zu, um ihn durch die Gewalt seines Blicks zu bändigen und seinen Trotz zu erschüttern. Doch Gaetano erwiderte den Blick mit ebenso finstern Augen, dem einzigen Erbtheil, das ihm der Vater mitgegeben hatte, und sah ihn so verzweiflungsvoll drohend an, daß der Graf erschrak. Alles Knabenhafte war aus Gaetanos Zügen verschwunden,

die Entschlossenheit des Schmerzes hatte sie wie um ein Jahrzehnt älter gemacht. Wo ist dein Vaterherz? Zeig' es mir! rief er aus. Thu deine Brust auf, laß es mich sehn — laß mich dein Vaterherz sehn! Du hast mich zum elendesten aller Menschen gemacht, und dafür soll ich dir danken! — Nein — ich verwünsche dich! — Ich verwünsche dich! wiederholte er so überlaut, daß Nina zusammenfuhr. Dieses Mädchen da hast du mir gestohlen! Meine Mutter im Grab hast du umgebracht! Dieses Herz da — er schlug sich an die Brust — hast du in Stücke gebrochen! Das einzige Labsal soll mir der Himmel nicht nehmen, daß ich dir's sage — daß ich dich verwünsche!

Um aller Heiligen willen —! rief Toniello dazwischen. Der Graf, zuerst von Entsetzen erstarrt, gerieth jetzt vor Zorn außer sich, und da ihm die Zunge versagte, griff er nach seinem Schwert, um nur etwas zu thun. In demselben Augenblick zog auch Gaetano seinen Dolch aus dem Gürtel und hielt ihn vor sich hin, als erwarte er, von seinem Vater angegriffen zu werden. Dieser Anblick riß endlich Nina aus ihrer Betäubung auf. Mit einem jammervollen Schrei warf sie sich zwischen den Beiden auf die Kniee hin. Der Graf, der sein Schwert nur halb aus der Scheide gezogen, ließ es wieder zurücksinken, betrachtete Gaetanos Dolch, und in einer wilden Entrüstung, die sein Herz erleichterte, richtete er sich hoch auf. Wagst du mir zu drohen, du Bube? Ziehst du das Schwert gegen mich? Deine

siebzehn Jahre wollen mich verfluchen? — Nun, beim Allmächtigen — so sollst du deinen Willen haben: sollst deinen Vater in derselben Stunde verlieren, wo du ihn gewonnen! Fort mit dir! Und nimm meinen Fluch mit auf den Weg: ich verbanne dich! Wenn mich mein Sohn nicht kennt, so schließ' ich mein Haus vor ihm zu, so verfluch' ich ihn, so mag er da draußen sterben und verderben!

Vater! Vater! — Gaetano! rief Nina flehend und verzweiflungsvoll aus. Sie sah den Bruder an, doch er vermied ihren Blick. Die ganze Seele seines Vaters stand ihm in den Augen. Gut denn! sagte er und stieß den Dolch in seinen Gürtel zurück. Es that ihm wohl, daß alles zerrissen war; es gab ihm die Möglichkeit, das Uebermaß seines Schmerzes zu ertragen. Ich danke Euch für den Fluch! setzte er hinzu. Nichts verlang' ich mehr von Euch, als verbannt zu sein! Nie, nie seht Ihr mich wieder! Vielleicht finde ich irgendwo meiner Mutter Grab — um dort — — Doch ein Blick auf Ninas blasses Gesicht brach ihm die Stimme, und nur mit einer Geberde vermochte er seinen Gedanken zu vollenden. Dann nach einem Ausweg suchend, um diesen Gesichtern zu entrinnen, trat er hinter sich und fand die Thür, die auf den Burghof zurückführte. Nina sah ihn hinausstürzen. Sie wollte ihn anrufen, wollte ihm nach — fühlte die Unmöglichkeit, es zu thun, und sank auf den Divan hin.

IV.

Draußen auf dem Burghof fiel Gaetano in aller Verwüstung seiner Seele ein, daß er so hülflos, wie er ging und stand, nicht davongehen dürfe. Er stieg die Treppe zu seinem Gemach hinauf, raffte zusammen, was an Kleidern und Waffen an den Wänden hing, und ließ sich dann, um keinem Menschen mehr begegnen zu müssen, an einem Strick über die Mauer hinab. Seine Kammer lag an der Seite, die nach Palmaria blickte; unten am Fuß der Mauer zackte sich der aus dem Meer aufsteigende Fels, doch Gaetano war es gewohnt, an solchen Felsen zu klettern. Ohne Geräusch zu machen, auf einen Degen gestützt, klomm er an der Mauer entlang, bis er die kleine Hafenbucht erreichte. Der Fischerkahn, in dem er Nina gerettet hatte, lag noch neben den andern Gondeln da; er stieg hinein, löste ihn und ruderte mit Macht auf das Meer hinaus. Niemand hielt ihn auf. Ein frischer Nordwind kam hinter ihm her; er spannte das Segel, und an der steilen Westseite von Palmaria vorüberschwimmend trieb er nach Süden zu. Portovenere verschwand. Der Unglückliche athmete auf, als er es nicht mehr sah, und nun ganz mit sich allein und seinem Elend zurückgegeben wünschte er sich von ganzem Herzen den Tod. Doch es schauderte ihm, in die feuchte Tiefe zu springen. Er zog seinen Dolch — die Klinge, mit der er dem Vater gedroht hatte; aber in einem plötzlichen Gefühl des

Grauens warf er sie ins Meer. So trieb er nun fort, er fragte sich nicht wohin. Im Westen, über der sich verdunkelnden Wasserwüste stand graues Regengewölk. Ein mächtiger Regenbogen spannte sich davor, und zwischen ihm und der Wolkenwand trieb der Wind helleres, sonnenerleuchtetes Gewölk wie flockige Herden vorüber. Die ganze graue Masse gerieth in Wellen und Wogen wie ein Meer; nur der Regenbogen stand unerschütterlich da, Himmel und Erde verbindend. Gaetano starrte ihn an, wie einen letzten Trost, ein weiches, kindliches Wehgefühl kam ihm wieder ins Herz; — bis endlich auch der farbige Bogen in dem zerfließenden Wolkendunst versank, der nun im Sonnenlicht aufflammte. Als wenn diese Erscheinung es wäre, die ihn so elend machte, ließ er nun die zurückgedrängten Thränen hervorbrechen und streckte sich, an Allem verzweifelnd, auf dem Boden des Nachens aus.

Die langen Stunden des Tages vergingen langsam und dehnten sich grenzenlos; die Stunden der Nacht noch mehr. Gaetano, in seinen kleinen Mantel gehüllt, fand keinen Schlaf, aber er ließ sein Schifflein schaukeln, wohin es wollte. Nach Mitternacht erhob sich ein neuer Wind; doch in der Dunkelheit — denn der Sternenhimmel hatte sich bedeckt — konnte er nicht erkennen, von wo es wehte. Erst in der Morgenfrühe sah er, wohin er gerathen war. Der Wind, von Süden her aufsteigend, hatte das Fahrzeug gedreht und zurückgejagt. Gaetano entdeckte, daß er auf die kleine Insel Tinetto

zusegelte, die sich, neben dem etwas größeren Tino, vor der Südseite von Palmaria erhob; ein unbewohnter, unbebauter Fels, in dessen tiefer Ufergrotte die unermüdliche Brandung wiederhallte. Eine kleine geschützte Bucht öffnete sich hier mitten zwischen den Klippen, ein Wässerchen floß in sie hinab. Gaetano, von Durst und Hunger gequält, zauderte noch eine Weile, ob er landen sollte. Doch der angeborene Lebenstrieb siegte über seine Melancholie. Er steuerte ans Ufer, legte den Nachen fest, und kniete neben dem Bach, um aus den Händen zu trinken. Dann zog er aus seinem Mantel Brod und Früchte hervor, die er gestern Morgen hineingesteckt und ungegessen gelassen. Er stillte seinen Hunger, so gut er konnte, lehnte sich endlich müde gegen ein Felsstück und schlief, einen Seufzer auf den Lippen, vor Erschöpfung ein.

Seine Jugend forderte ihr Recht: bis zum Abend lag er in tiefem traumlosem Schlaf. Dann begann endlich seine Seele dumpf zu erwachen und formte, sich selbst zur Qual, einen schweren Traum. Gaetanos Mutter, ein Weib mit dunklem Gesicht, halb der Maurin, halb Nina gleich, trat in ein Leichentuch gehüllt aus dem Meer hervor; trat zu ihm, der am Ufer lag, und winkte ihm, ihr zu folgen. Von Grauen gefaßt wehrte er sie ab. Doch sie ließ sich nicht hindern, beugte sich über ihn, und nun auf einmal der Venus gleich, sagte sie mit bösem Lächeln: Weißt du nicht, daß du ein Venuskind bist? Dich hab' ich mir geweiht, du

und die Deinen, ihr seid mein, und ihr müßt alle verderben! — Damit sank ihr Gesicht, wie wenn es ein Leichentuch wäre, auf das seine herab. Dem Ersticken nahe, in Angstschweiß gebadet, wachte er endlich auf. Das Traumgesicht war zerflattert, aber ein Mann mit pechschwarzem Bart und wilden Zügen kniete neben ihm, eine Hand auf Gaetanos Brust gelegt, in der andern Gaetanos Waffen. Andre, nicht minder abschreckende Gestalten standen um ihn her. Als er sich dann entsetzt ein wenig aufrichtete, sah er neben seinem Kahn in der Bucht eine große Barke, und weiter hinaus eine hochbordige Galeere, die auf den Wellen langsam auf und nieder schwankte und vor Anker zu liegen schien.

Er wollte aufspringen; nun trat ein junger Türke in reicher Kleidung, den er bisher nicht bemerkt hatte, gelassen vor ihn hin und winkte ihm, liegen zu bleiben. Sein Gürtel blitzte von Dolchen, deren Vergoldung und edle Gesteine den Anführer verriethen. Nachdem er seine scharfen, vornehm blickenden Augen eine Weile auf Gaetano hatte ruhen lassen, redete er ihn in gutem Italienisch an: Warst du es, der gestern die Tochter des Grafen von Portovenere mir aus den Händen riß?

Gaetano erkannte ihn nun und nickte stolz.

So bemühst du dich früh, ein Held zu werden! sagte der Andre mit einem leichten, doch nicht spöttischen Lächeln. Kannst du mir sagen, junger Mann, wer ich bin?

Gaetano schüttelte den Kopf.

Siehst du nicht meinen röthlichen Bart? Ich bin Schereddin Barbarossa der Junge — deines Oheims Sohn. Dein Vetter! — Kennst du diese Frau? setzte er hinzu, indem er Jemand winkte, sich zu nähern. Rokaja, die Maurin, ward jetzt Gaetano sichtbar, trat näher und blickte ihn vertraulich an.

Du kennst sie? wiederholte Schereddin, da der überraschte Gaetano schwieg. Seit heute früh ist sie auf meinem Schiff! Sie hat dich vorhin erkannt, als wir dich hier fanden, und mir dein Schicksal erzählt. Du siehst: ohne es zu wollen, bist du zu Blutsgenossen gekommen, die dich als Freund begrüßen. Zwischen dir und mir giebt es keinen Krieg! — Warum antwortest du mir nicht?

Weil mich alles, was mir heilig ist, verhindert, dein Freund zu sein! antwortete Gaetano und richtete sich nun auf. Weil du der Feind der Meinen bist —

Still! Wer sind die Deinen? unterbrach ihn der Corsar. Dein Vater hat dich verbannt und verflucht; denkst du, das wüßte ich nicht?

Der Jüngling starrte ihn an.

Du siehst, meine Spione sind gut! fuhr Schereddin mit stolzem Ausdruck fort. Sie haben mir auch gesagt, warum du verbannt worden bist. Sie haben mir erzählt, daß heute Nacht das Verlobungsfest deiner — Schwester mit dem jungen Grafen Paolo gefeiert wird, um an die Stelle des verlorenen Sohns einen andern zu setzen.

Heiliger Gott —! fuhr Gaetano auf, und plötzlich war alle seine Fassung dahin. Er begann in seinen Knieen zu zittern. Siehst du: das sind die Deinen! sagte der Corsar, der ihn kaltblütig betrachtete. Um ihretwillen nennst du dich meinen Feind! — Doch ich sehe deinen Schmerz und überlasse dich ihm. Der Mond geht auf. Es ist Zeit, daß wir ins Schiff zurückkehren. Du wirst die Güte haben, mein Vetter, uns dahin zu folgen!

Damit ging er voran, auf die Barke zu, und gab seinen Leuten ein Zeichen. Gaetano, ohne etwas zu erwidern, folgte ihm in das Boot. Ein Pfiff ertönte; hinter der großen Galeere kam eine Reihe bisher versteckter Ruderbarken hervor, alle mit Corsaren gefüllt. Andere tauchten hinter dem Nachbareiland Tino auf und schwammen leise heran. Eine ganze Flotte sammelte sich um Schereddins Fahrzeug, auf dessen Segelmast die blutrothe Fahne in die Höhe stieg. Dann setzte es sich mit möglichst geräuschlosen Ruderschlägen in Bewegung, vor der Flotte vorauf. Von den unbedeutenden Wellen leicht geschaukelt ruderte Barke hinter Barke nahe an den dunklen Felsen hin, an Tinetto und Tino vorbei, endlich unter den höheren Abhängen von Palmaria; bis das vorderste Boot, in dem Gaetano neben Schereddin saß, den letzten Vorsprung erreicht hatte und nun die hell erleuchtete Burg von Portovenere vor ihnen erschien. Rings war alles still. Nur von der Burg herüber hörte man gedämpfte Töne festlicher Musik, die

Gaetano bis ins Mark erschütterten. An den erleuchteten Fenstern des großen Saals — er erkannte sie auch aus der Ferne — schienen Schatten rasch vorüberzufliegen. Darunter stiegen die dunklen, doch vom Mond gespenstisch überschimmerten Rippen der Felsenzunge aus dem Wasser auf, und rechts in den Uferhöhlen von Palmaria schluchzte leise die Flut.

Hör mich an, Gaetano! sagte der Corsar, nachdem er eine Weile, ohne sich zu rühren, hinausgespäht hatte. Hör mich jetzt an wie ein Mann. Es hülfe dir nichts, vor mir heucheln zu wollen! Der junge Graf, der da drüben — vielleicht in diesem Augenblick — den Becher auf das Wohl seiner schönen Braut hinuntergießt, ist dir verhaßt wie der Tod. Dein Vater hat dich verflucht und deine Mutter entehrt, und jetzt, als wäre nichts geschehen, feiert er dort das Fest. Ich bin der Einzige, siehst du, mit dem du auf dieser Welt noch zusammengehörst! Willst du nun ein Leben haben, wie es dir gebührt, und an deinen Feinden Rache nehmen, so sage, daß du nicht mehr mein Gefangener, sondern mein Freund sein willst, und der Bund ist gemacht.

Was für ein Bund? fragte Gaetano und sah ihm ohne Fassung ins Gesicht.

Du begreifst, daß wir nicht aus bloßer Neugier hier in der Mondnacht herumschwimmen! — Dein Feind, Graf Paolo, ist auch der meine. Er und sein Vater. Mir liegt wenig an ihrem Leben, — desto mehr an ihrer Burg! In diesem Augenblick ist mehr als die Hälfte

ihrer Mannschaft drüben in Portovenere, tanzt, spielt und zecht. Wenn du nun ein Mann bist, wie ich's von dir erwarte, einer mit warmem Blut, der sein ungerechtes Schicksal nicht wie ein Lamm Gottes auf die Schultern nimmt: so führst du uns in dieser stillen Nacht den stillsten Weg zur Palmariaburg hinauf, zeigst uns den besten Platz, wo man die Mauern erklettert — denn du kennst jeden Stein, — und für dein Unglück hast du deine Rache.

O Gott! seufzte Gaetano vor sich hin. Ein Grauen vor diesem Menschen hatte ihn gefaßt, doch seine wilde Phantasie stellte es ihm nun wie ein Blitz vor Augen, wie er die Burg seines Todfeindes erstieg, während dieser drüben sein Glück genoß, — und dann die Burg in Flammen lodern zu sehen, bis alles in Trümmer gesunken, und vor Ninas und des Vaters Augen ins Meer zu stürzen und sich von den Wellen todt an die Mauern von Portovenere hinüberspülen zu lassen. Einen Augenblick glühte er vor schrecklicher Freude an diesem Gedanken auf. Dann fuhr er zusammen und legte die Hand ans Herz. Die weichen, reinen Knabengefühle kamen wieder herauf. Rache zu nehmen, mit diesen Räubern im Bund! — Ihm schauderte, daß er es nur einen Augenblick hatte denken können. Ohne dem Corsaren ein Wort zu erwidern, schüttelte er den Kopf.

Besinne dich gut! sagte Schereddin drohend. Du bist Freund oder Feind! Thust du meinen Willen, so geb' ich dir als meinem Vetter gleiche Rechte mit mir,

und du lebst wie ein Fürstensohn. Weigerst du dich, so bist du nicht mehr mein Blutsverwandter, sondern ein gefangenes und gefährliches Christenkind, und hast alle deine Tage bis auf den letzten gelebt. Oder ich nehme dich mit, als meinen Sklaven, — und ersteige Palmaria ohne dich. Zum Zögern ist keine Zeit! In dieser Minute noch wählst du; wenn der Mond dort bis an die Wolke steigt, so ist es vorbei! — Er wandte sich halb von ihm ab und sah mit kaltem Gesicht zum Mond hinauf. Hast du gewählt? fragte er dann nach einer kurzen Pause.

Ich bin bereit! antwortete Gaetano. Sein ganzer Muth und Trotz waren wieder erwacht; auf einmal stand ihm eine edle Rache vor Augen, durch die er gleichsam sein Schicksal sühnen und ein rasches Ende finden könnte. Ich bin bereit! wiederholte er, da der Corsar ihm mißtrauisch in die Augen sah. Ja, ich will mich rächen. Sage mir, was ich thun soll, und ich werde es thun.

Gut! — Nur noch ein Wort! Wenn du mich etwa täuschen wolltest wie ein treuloser Christenhund, so wäre dein Tod dir sicher. Ich gehe wie dein Schatten hinter dir her. Dort hinter diesem Vorsprung landen wir; von da, weiß ich, kann man zur Burg hinauf. Du führst uns so sicher zwischen den Marmorbrüchen und Felsritzen durch, daß niemand fällt oder uns sonst durch ein Geräusch verräth. Der Mond und deine langen Kletterjahre geben dir Licht genug. Sobald du Lärm machst oder uns auf falschen Wegen führst, so weiß ich nicht mehr, daß du mein Vetter bist, sondern stoße dich nieder.

Ich bin in deiner Hand! war Gaetanos ganze Erwiderung. Er saß bleich und düster, aber in einer Art von Fassung da. So setzte sich denn die Barke, auf ein Zeichen Schereddins, langsam in Bewegung, und die ganze Kette der andern folgte nach. Sie ruderten so behutsam, wie wenn man auf Zehen geht, um die Ecke herum; fanden sogleich hinter dem Felsenthor eine Stelle, wo sich landen ließ, und nachdem der Corsar seinen Führer mit den Augen gefragt hatte, stiegen sie hier aus. Barke um Barke machte denselben Weg. In der nahen Burg von Portovenere rührte sich nichts Verdächtiges; alle Vorsicht schien dort bei dem allgemeinen Festjubel vergessen zu sein. Sowie die ganze, bis an die Zähne bewaffnete Menge gelandet war, ging Gaetano voran, Schereddin so dicht wie möglich hinter ihm, und über den steinigen, zerrissenen Abhang, zwischen Ginster- und Wachholdergebüsch, zuweilen an einer zwerghaft verkümmerten Pinie vorbei, stiegen sie langsam hinauf. Auch über ihnen, hinter den Mauern der Palmariaburg, regte sich nichts. Hier war alles dunkel, nur der Mond beleuchtete die Zinnen und Thurmdächer. Endlich hatte Gaetano eine Stelle nahe an der Mauer erreicht, wo sie am schwersten zu erklimmen, am leichtesten zu vertheidigen war. Seine ganze todverachtende Entschlossenheit zusammennehmend sprang er hier auf den nächsten Stein, und rief so laut „Feinde! Feinde!" in die Nacht hinaus, daß es von den Mauern wiederhallte.

Kaum war es geschehn, so stand auch schon Schereddin

neben ihm, mit wildem, empörtem Gesicht und einen Dolch in der Hand, und stieß mit der Waffe nach Gaetanos Brust. Er war ihm zu nahe gekommen, er traf ihn nur mit dem Knauf; doch mit solcher Gewalt, daß Gaetano von der Erschütterung hintenüberstürzte und in eine Senkung hinabrollte. Das Bewußtsein verließ ihn auf der Stelle, und während nun hüben und drüben plötzlich alles lebendig ward, Hörner und Sturmglocken ertönten, und an der Mauer, wo die Corsaren wie Verzweifelte hinaufstürmten, ein wüthender Kampf begann, lag er, den Kopf von den Felsen verwundet, mit blutüberströmtem Gesicht wie ein Erschlagener da. Die kühle Nachtluft rief ihn endlich, nach langer Ohnmacht, in das Leben zurück. Sein Gehirn war noch betäubt. Ein erwachender heftiger Schmerz zuckte ihm auf der Stirn; nur mit Anstrengung richtete er sich auf. Es kostete ihm Mühe, sich wieder lebend zu denken. Doch als er nun die Flammen sah, die an verschiedenen Stellen in der Burg von Palmaria emporloderten, und das Geschrei und Jauchzen der Corsaren hörte, die trotz seines Warnungsrufs die unersteiglich scheinenden Mauern erklettert und ihre rothe Fahne aufgepflanzt hatten, ward ihm klar, wie vergebens er sich zum Opfer gebracht. Um ihn her lagen die mondbeschienenen Leichen von Portovenerinern, die auf seinen Ruf herübergeeilt waren, um Palmaria zu retten, die aber die Kanonen der Burg, von den eingedrungenen Corsaren auf sie abgefeuert, im Anlauf zerschmettert hatten. Mitten unter ihnen lag

auch der alte Graf, Paolos Vater, vom Verlöbnißfest herübergestürmt, hier vor den Mauern seiner eigenen Burg vom Tod niedergeworfen. Ueber den Meeresarm, der die Insel vom Festland trennt, sah Gaetano die Seinigen auf wilder Flucht, in überfüllten Kähnen, nach Portovenere zurückfliehen; von Zeit zu Zeit pfiff noch eine Kugel an ihm vorbei, die irgend ein siegestrunkener Corsar den Flüchtlingen nachsandte.

Unterdessen war in der Burg von Portovenere alles still und dunkel geworden; nur hier und da wanderte ein Licht an den Fenstern entlang oder über den Burghof hin. Gaetano fiel auf einmal der Gedanke an Nina aufs Herz: wie sie nun bangen werde, und wie sicher auch drüben der Angriff der Corsaren bevorstehe. Denn neue Barken — so viel das Mondlicht erkennen ließ, mit Menschen gefüllt und von Waffen blitzend — erschienen rechts in der großen Bucht, hinter der Ostseite von Palmaria hervor, und es ward ihm deutlich, daß ein großer, vorbedachter Corsarenstreich die beiden Schwesterburgen treffen sollte. Sobald er dies begriff, war sein erster Gedanke, zu Ninas Füßen, für ihre Rettung zu sterben. Er sah sich um, ob man von der Palmariaburg ihn entdecken könne, suchte sein Gesicht ein wenig von dem klebenden Blut und Staub zu befreien, — und rührte unvermuthet an eine sich bewegende Gestalt. Der alte Manai, gleich den Andern von Portovenere herübergerudert, von einer Kugel auf den Tod getroffen, wand sich zu seinen Füßen. Mit dem

halb bewußtlosen Ausdruck eines Sterbenden sah er zu ihm auf, und gab dann durch eine Geberde zu verstehen, daß er ihn noch erkannte. Von dem Anblick erschüttert warf sich Gaetano über ihn hin. Der Alte suchte zu lächeln, um seine Freude über dieses Wiedersehen zu zeigen. Doch unfreiwillig legte er das Gesicht in schmerzliche Falten, sah nur noch blicklos zum Monde hinauf und stöhnte sein Leben aus. Manai! rief Gaetano, ganz vergessend, wo er sich befand. Aber der stumme Mensch rührte sich nicht mehr. Die Lippen an seinen erkalteten Mund gedrückt, lag Gaetano eine Weile da. Er dachte an alle die Liebe, die ihm dieser Manai erwiesen, und wie lange er ihn für seinen Oheim gehalten und fast wie einen Vater geliebt hatte. Plötzlich schreckte ihn neues jauchzendes Geschrei hinter ihm auf der Berghöhe auf. Der Gedanke an Nina schüttelte ihn. Er sprang auf die Füße und spähte horchend hinaus. Die Corsaren in der Burg schienen die sich nähernden Barken zu begrüßen. Von den fliehenden Portovenerinern war nichts mehr zu sehen, sie hatten ihr Ufer erreicht; doch drüben in der Kirche ward es hell, dort schien das geängstigte Volk sich zu versammeln. Mein Gott, wie komm' ich hinüber? sagte Gaetano vor sich hin. Bin ich nicht verbannt? kann ich meinem Vater noch vor die Augen treten? — Doch es zog ihn unwiderstehlich, Nina noch einmal zu sehn. Mit einem Blick auf Manai fiel ihm auf einmal in aller Bangigkeit ein, daß dieser stumme Mann ja auch im Leben stumm gewesen,

— daß er in Manais Kleidern, nur Manais Geberdensprache sprechend, durch Blut und Staub entstellt, in der Verwirrung der Nacht, sich vielleicht vor der Entdeckung nicht zu fürchten hätte. Rasch entschlossen, da zum Zögern nicht Zeit war, sein jugendliches Grauen abschüttelnd, nahm er dem Todten Hut und Mantel ab, auch die rothe Binde, die um seinen Leib geschlungen war, und schlich dann im Schutz der Felsenschatten, möglichst gebückt, zum Meeresufer hinunter. Zwei Fischerkähne lagen hier in einer versteckten Bucht. Er machte den einen los, und während er nun die großen Barken der Corsaren, die von Osten kamen, deutlich heranschwimmen sah, ruderte er, von einigen ungefährlichen Schüssen verfolgt, hinüber und stieg bei der Burg ans Land.

Der Pförtner am großen Thor ließ ihn ruhig ein; er verwunderte sich nur, daß der alte Manai bei so entstellenden Wunden im Gesicht doch noch entkommen sei. Gaetano suchte durch Geberden zu antworten. Ein Schauder überlief ihn: es kam ihm vor, als gehe der Geist Manais durch das Burgthor ein und mache noch die alten, stumm redenden Zeichen, obwohl er doch leblos sei. So kam er zur Kirche, deren helles Portal geöffnet stand; mit fürchterlich klopfendem Herzen trat er ein. Die ganze Gemeinde, Bewaffnete und Unbewaffnete, lag hier auf den Knieen. Der Graf dem Altar zunächst, mit verstörtem, verwandeltem Gesicht, Nina in ihrem leuchtenden Festkleid gegen einen Pfeiler gelehnt,

das Gesicht am Gestein, nur ihren weißen Nacken konnte Gaetano erkennen. Durch die Fenster schien der rothe Himmel herein, den die Flammenglut auf der Höhe von Palmaria färbte, und das laute, singende Gebet des Priesters, der vor dem Altare stand, ward durch das brüllende Jauchzen der Corsaren fast unhörbar gemacht. Plötzlich donnerten alle Kanonen von Palmaria auf einmal herüber, mit so markdurchschneidendem Getöse, daß dem Priester vor Schreck die Hostie entfiel. Das ganze betende Volk schien zu begreifen, daß dieser Donner das Zeichen zum Angriff sei. Der Graf richtete sich auf und eilte hinaus. Alles folgte ihm, so schnell es konnte. Auch der alte Priester, die Hände ringend, entwich in eine Kapelle, die Chorknaben ihm nach. Nur Nina, wie wenn ihr Schmerz größer wäre als ihre Furcht, blieb an ihrem Pfeiler liegen und seufzte still vor sich hin. Ein noch lauteres Seufzen in ihrer Nähe schreckte sie endlich auf. Gaetano war hinter ihr auf die Kniee gesunken, hatte sein Gesicht verhüllt und lag so im Jammer da.

Das Mädchen wandte sich um und glaubte Manai zu sehen. Wie! sagte sie, bist du's? Hat dich die Madonna gerettet? Sagten sie nicht, von einer Kugel zerschmettert hätten sie dich sterben sehn? — Gaetano schwieg. — Warum verhüllst du dich? Bist du wund, und ich soll es nicht sehn? Nein, nein; komm, laß dich pflegen, laß dich verbinden, Manai! — Doch als sie ihn nun bitterlich schluchzen hörte, sagte sie verwundert

und gerührt: Wie, Alter! Du weinst? Ueber unser Unglück, über das, was uns droht? Warum? werden wir nicht mit einander sterben?

Gaetano, seiner nicht mehr mächtig, richtete sich auf: Ja, du sagst es, Nina! — Was ist das! fuhr sie empor. Sie erkannte seine Stimme. Er, ohne mehr zu sagen, enthüllte sein Gesicht und blickte sie an. Vom Schreck gelähmt, der den Schrei in ihrer Kehle erstickte, sah sie Gaetanos Züge, durch Blut, Staub und Gram entstellt, doch sie erkannte ihn auf den ersten Blick. Still, Nina! murmelte er, da er ihr nach Sprache ringendes Entsetzen sah. Doch sie war schon — noch auf den Knieen — in sich zusammengesunken. Um sich zu halten, griff er schnell mit beiden Armen nach ihr, faßte sie, zitterte dann vor Scheu, sie zu berühren, und hielt sie mit steif ausgestreckter Hand, nur damit sie nicht fiele. Dann sah er, wie sie sich faßte, und ließ sie sogleich wieder los. Nina! sagte er mit gedämpfter Stimme, verzeih mir! Vergieb mir, daß ich dich zu lieb gehabt; das ist alles, was ich noch begehre. Mein Gott, du schauderst vor mir; — aber ich gehe! Keiner soll mich mehr sehn! Dort durchs Fenster stürz' ich mich auf die Felsen hinab, und von den Felsen ins Meer, und Niemand wird sich mehr vor meinem Anblick entsetzen. Rette dich, flieh! Rette dich, eh es zu spät ist!

Unglücklicher! antwortete Nina, wie kannst du dich tödten wollen! Mein Gott, wer gab dir das ein! Gaetano, komm zu dir! — Doch er schien ihre Worte nicht

zu hören, nur seine eignen Gedanken stierten ihm aus den Augen. Nina — warum mußte es mein Unglück sein, daß ich dich zu lieb hatte! Dich, o mein Gott! — Doch wenn ich mir nun denke, daß ich sterben werde, so seh ich dich ruhig an; so fürcht' ich mich vor mir selbst nicht mehr. Gute Nacht, Nina; denke, ich sei schon todt; blick mich wie einen Gestorbenen mit freundlichen Augen an! Sprich nicht mehr, nur mit einem Blick sage mir, daß du Mitleid mit meinem Schicksal hast, und dann geh und rette dich, und laß mich sterben!

Sterben! — Du sollst nicht sterben! stammelte sie.

Weißt du etwas anderes? antwortete er.

In unsrer Noth, in unserm Elend willst du uns verlassen? Es kümmert dich nicht, ob wir untergehn?

Rette dich; flieh!

Wohin? Wie kann ich mich retten; hörst du nicht, wie sie rufen, wie sie schießen? Hörst du's nicht von allen Seiten her? — Verworrener Lärm hatte sich wieder erhoben, aus gellenden Stimmen, näher ziehendem Knattern und Waffenklirren gemischt. Gaetano stand auf, wie sie, und horchte hinaus. Er wußte ihr nichts zu erwidern, stumm und öd starrte er vor sich hin. Wozu kamst du her, fragte sie endlich, wenn du uns in der Noth verlassen willst? Gaetano! kenn' ich dich nicht mehr? Hast du keinen Willen mehr, um uns zu helfen? keine Liebe mehr, um uns zu retten oder mit uns zu sterben?

Das Wort übermannte ihn; seine Augen trübten sich plötzlich, und von ihr abgewandt sich an den Pfeiler lehnend weinte er wie ein Kind. Sie trat leise heran, nahm eine seiner Hände; doch bei der Berührung zuckte seine ganze Gestalt zusammen. Tief erschüttert ließ sie sie wieder fahren. Mit halb unterdrücktem Flüstern sagte sie: Bruder! — Lieber Bruder! — Fasse dich; tödte mich nicht in Verzweiflung; rette dich und mich, und deinen Vater! — Bei diesem Namen fuhr er wieder zusammen. Doch sie überwand ihren eigenen Schauder, und noch gefaßter setzte sie hinzu: Leb und stirb mit uns, Gott wird sich deiner und meiner Seele erbarmen! — Gaetano erwiderte noch nichts, aber lautes Weinen erleichterte seine Brust. Endlich, als der wilde Lärm draußen näher und näher heranwuchs, auch der Burghof von Waffen klirrte, raffte er sich auf; ein Strahl von Fassung und Erhebung brach ihm aus den Augen. Du hast Recht: ich darf nicht anders sterben, als für dich, für euch! Nina, es soll geschehn! Wenn ich auch verbannt bin, soll ich meines Vaters Haus nicht vertheidigen dürfen? Du verräthst mich nicht; in dieser Verwandlung laß mich kämpfen und sterben! Ja, ich gehe, ich befreie dich von meinem Anblick — — Und da nun auch *ihre* Thränen heftig zu fließen anfingen und sie ihm ohne ein Wort der Erwiderung in ihrem ganzen Kummer gegenüberstand, trat er still bei Seite und wankte zur Thür hinaus.

Das Mädchen sank vor dem Madonnenbild auf die

Kniee, faltete die Hände: Heiligste Jungfrau, vergieb uns! Oder hab' ich ihn zu sehr geliebt, so tödte mich, so laß die Schwerter, die dich durchbohren, mir, mir in das Herz gehn! — Sie lag noch lange weinend und betend da, bis das wachsende Getöse draußen sie nicht mehr ruhen ließ und sie aufsprang, um auf den Burghof hinauszutreten. Der Flammenschein von Palmaria und von dem Fischerstädtchen, das die Corsaren erstürmt hatten, leuchtete herein; auch links auf der Höhe, nicht weit von Toniellos Hütte, brannte die Palme, darunter Gaetano und Nina in ihrer letzten Glücksstunde geruht hatten, und wie um Hülfe flehend streckte sie ihre feurigen Arme nach allen Richtungen aus. Auch schon dort oben schienen die Corsaren zu sein. Zugleich erhob sich am Burgthor ein fürchterliches Feuern, das das Gehör betäubte. Hörnerklang und wilde Stimmen mischten sich hinein. Als dann der Dampf sich verzog, sah Nina das Thor gesprengt, und über Trümmer und Menschen wälzte sich die Masse der Corsaren wie ein Strom durch die Lücke, den ansteigenden Burghof hinan. Paolo lag auf den Boden hingestreckt; die Christen wichen nach der oberen Burg zurück, nur der Graf blieb stehn, als wollte er ihren Rückzug decken oder als suche er den Tod, und Gaetano, in Manais Gestalt, trat neben ihn. Sie sah den Vater sein gekrümmtes Schwert schwingen, das er in der Corsarenschlacht von Tunis erbeutet, sah Schereddin hervorspringen und Beider Klingen sich kreuzen; in demselben Augenblick fuhr dem Grafen ein an=

deres Schwert in die Brust. Jesus Maria! murmelte er und sank zu Boden. Gaetano wich, wie vor Entsetzen, einen Schritt zurück. Doch als er jetzt Schereddin vortreten und triumphirend seinen Fuß auf die Brust des Grafen setzen sah, faßte ihn ein widerstandsloses Gefühl. Er stürzte auf den Corsarenführer zu, und indem er ihm den Degen ins Gesicht stieß, warf er sich selbst mit der Brust in dessen Schwert hinein.

Nina flog bei diesem Anblick über den Burghof herbei. Sie sah Schereddin fallen und Gaetano wanken, ein Schrei entfuhr ihr. Ohne sich zu besinnen, wo sie war, eilte sie hinzu, wie um Gaetano zu retten. Eine Kugel fuhr ihr in die Seite; sie fühlte es, doch als müsse sie es jetzt verbergen, drückte sie die Hand darauf, und rief nur: Gaetano! — Die unerwartete Stimme hinter ihm gab ihm die schwindende Besinnung zurück. Auf einmal fühlte er, daß er nicht sterben dürfe, ohne sie gerettet zu haben. Flieh, Nina, flieh! rief er zurück, und machte sich von Scheredins Degen los. Die Corsaren standen still, durch den Fall ihres Führers erschreckt. Gaetano faßte den Grafen, der noch lebend am Boden lag, hob ihn mit beiden Armen auf und rief Nina an, ihm zu folgen. Er wollte in das Thor der oberen Burg; doch der Weg war versperrt, die verwegensten der Corsaren hatten sich sogleich auf diese Pforte gestürzt und suchten sie durch ohnmächtige Beilhiebe zu zertrümmern. Kein andrer Rückzug als in die Kirche stand mehr offen. Die schwere Last auf seinen

Armen, Ninas vom Mond beschienene Gestalt vor ihm her, eilte er auf die Kirchenpforte zu. Er kam hinein, ließ seinen Vater nieder, schob die Eisenstange vor, mit der die Thür sich verschließen ließ, und kniete nun, mit einem Dankgefühl ohne Worte, neben dem Grafen hin.

Ihr werdet nicht sterben? sagte er mit Zärtlichkeit.

Wer bist du? fragte der Graf und starrte ihn mit erlöschenden Augen an. Mein Sohn! o mein Sohn! setzte er tief verwirrt hinzu, als er Hut und Mantel von Gaetano niederfallen sah und aus Staub und Blut die jugendlichen Züge hervorblickten. Du —! Du selbst —!

Ja, Euer Sohn, rief Gaetano aus, Euer unglücklicher Sohn, der sich das Recht erbittet, für Euch zu sterben!

Der Graf schien in eine Bewegung zu gerathen, die ihm die Brust beklemmte und den Blutstrom schneller aus seiner Wunde hervortrieb. Er suchte zu fassen, was seinen Sohn in dieser Verwandlung herbeigeführt haben möchte; hob dann die Augen zum Gewölbe, zum Altarbild auf, streckte die Hände aus und rief: Gaetano! — Meine Kinder! — O Gaetano, mein Sohn! — Unterdessen zog draußen das Getöse des Kampfes über den Hof heran. Kugeln schlugen in die Thür, die wilden Stimmen der Corsaren schienen zu rufen, daß man öffnen solle. Doch die Drei, mit ihrem Schicksal beschäftigt, gaben darauf nicht Acht. Gaetano und Nina — deren Wunde sich zu schließen schien, sie tröpfelte kaum —

knieten zu beiden Seiten, hielten die Hände des Grafen, baten ihn durch Blicke, nicht zu sterben. Zufrieden schüttelte er nur statt aller Antwort den Kopf und legte die Hand auf seine Wunde. Gaetano! sagte er auf einmal mit deutlicher, wenn auch schwacher Stimme, ich habe dir viel zu Leide gethan — — Herr, mein Gott! Herr, mein Gott! — Gaetano, vergieb mir! — Mein allein war die Schuld! — Indem er ein goldenes Kreuz, das Gaetano sonst nie an ihm gesehen hatte, aus dem Busen zog und dem Jüngling hinreichte, setzte er noch leiser hinzu: Von deiner Mutter, mein Sohn! — Ich sterbe, doch es ist gut so. — Meine Kinder, vergebt mir! — Dieses Kreuz gab ich deiner Mutter, als du geboren warst; sie schickte es mir zurück, als — — Ein Seufzer und ein verstärkter Blutstrom machten seinen Worten ein Ende. Er sank mit dem Kopf entkräftet in Ninas Schoß. Gaetano warf sich über ihn. So lag er eine Weile regungslos da, und sein helles Blut floß mit dem dunkleren des sterbenden Grafen in friedlicher Gemeinschaft auf den Boden hin.

Laute Trompetenstöße in der Nähe, Hörnerruf in der Ferne brachten ihm endlich die Gegenwart zum Bewußtsein zurück. Der Kampflärm auf dem Burghof war stumm geworden, die gellenden Trompeten der Corsaren schienen zum Rückzug zu blasen. Gaetano und Nina horchten befremdet hinaus. Sie hoben den Grafen, der nicht mehr athmete, gemeinsam vom Boden auf, legten ihn auf die oberste der Stufen zum Altar, und traten

an die Bogenfenster, durch die Geräusch aller Art vom Meer herauf drang. Im hellen Mondschein erkannten sie große Kriegsschiffe auf der Flut, mit der wehenden genuesischen Flagge; der erste Kanonenschuß blitzte von dem vordersten der Schiffe auf. Gleich darauf erhob sich ein Freudenschrei hinter ihnen, auf der oberen Burg. Es zog näher heran, und des alten Toniello Stimme rief an der Thür: Oeffnet! Wir sind gerettet! Die Corsaren fliehen! — Nina eilte zur Pforte. Sie schob die Stange zurück. Toniello, hinter ihm bewaffnetes und unbewaffnetes Volk, trat ihr entgegen.

Ich bringe die Rettung! sagte er athemlos. Von meiner Hütte aus sah ich die Corsaren — sah die genuesischen Schiffe segeln — steckte die Palme in Brand, um durch das weithin sichtbare Feuerzeichen sie heranzurufen. Es ist gelungen, Gott hat uns geholfen — unsere Feinde fliehen!

Allmächtiger Himmel! setzte der Alte bestürzt hinzu, als er nun tiefer in die Kirche trat und Gaetano und seinen Vater erblickte. Der Jüngling hatte sich unterdessen still auf die untern Stufen, neben den Grafen gelegt und schien so, vom Blutverlust erschöpft, den Tod erwarten zu wollen. Die rothen Tropfen flossen noch immer ungehindert über den marmornen Boden hin. Sowie Toniello dies sah, eilte er hinzu, kniete neben ihm, öffnete sein Gewand und eilte, ihn zu verbinden. Gaetano wehrte es nicht ab. Das Mädchen, vor Schreck und Schmerz außer sich, sank an Gaetanos Seite nieder,

und über ihn gebeugt rief sie: Du darfst nicht sterben! Gaetano! Mein Bruder! — und zu Toniello gewandt: Rettet ihm das Leben!

Der alte Einsiedler nickte ihr ermuthigend zu; Gaetano, der sie stumm betrachtete, schien ihrem Flehen nicht zu widersprechen. Sie nahm seine Hand, er zuckte nicht mehr zusammen. Sie wiederholte: mein Bruder! und der Jüngling lächelte sie, wenn auch schmerzlich, an. Endlich stand sie auf, da sein blutiges Gesicht ihn so sehr entstellte, trat an das Becken mit Weihwasser, das neben der Pforte eingemauert war, füllte einen Krug, kam zurück und wusch ihm Stirn und Wangen und das feuchte Haar. Sein schönes Antlitz trat wie gereinigter Marmor hervor. Gaetano! flüsterte sie, da nun Toniello zurücktrat, die Kirche sich wieder leerte, und der Jüngling verbunden und still auf den vom Mondschein beleuchteten Stufen lag. Wie dürftest du mich auch verlassen? Unser Vater ist todt; ich bin allein, wenn du stirbst! Lebe als mein Bruder; — lebe für deine Schwester! — Gaetano, haben wir nicht alle die Jahre lang wie Bruder und Schwester gelebt? — Sieh mich an; sage mir, daß du's willst; hier, wo unser Vater liegt, hier vor der heiligen, barmherzigen Jungfrau gieb mir deine Bruderhand und rette so dich und mich! — Ihre weiche, sanfte Stimme erschütterte ihn. Er sah sie an und reichte ihr stumm die Hand. Es war ihm, als könnte es so sein, als wäre nun alles gut. Mit zufriedenem Lächeln nahm Nina sein wortloses Gelübde

hin, und wie um ihn für alle Zeit daran zu binden, beugte sie sich wieder über ihn und sagte zitternd: dies ist mein erster Schwesterkuß, Gaetano! — und legte ihre Lippen an die seinen. Doch ein plötzlicher, unerwarteter Schauder fuhr nun durch sie hin. Sowie sie seine glühenden Lippen fühlte, verließ sie die Kraft. Ihre Seele brach unaufhaltsam hervor, mit einem Seufzer voll Liebe sank sie ihm ans Herz.

Sie richtete sich wieder auf, löste sich aus seinen Armen; todtenbleich stand sie da. O mein Gott! stammelte sie. Gaetano blickte zu ihr auf, stumm, doch mit Augen, die alles verriethen, was er empfand. Er wußte nun, was sie fühlte. Ein wunderbar süß seliger Schmerz durchfuhr ihn, daß ihre Herzen nicht dazu geschaffen seien, wie Bruder und Schwester zu leben. Nina! sagte er endlich, und löste leise den Verband von seiner Brust, als zöge es ihn unwiderstehlich, seinem Leben diese Pforte wieder aufzuthun. Sie sah es, mit einem Schrei fuhr sie aus ihrer Verwirrung auf. Gaetano! nein, nein! rief sie und warf sich neben ihm hin. Laß mich! sagte er mit zufriedener, fast seliger Miene. Laß mich davongehn, Nina! So glücklich kann ich nie mehr werden, wie in diesem Augenblick. Unsere Herzen, Nina —! — Laß mich vergehn — vergehn! Eine Ewigkeit von Glück — in dieser Stunde — in diesem Gefühl, daß du mein bist. Gott vergebe dir und mir — — Alle meine Tage waren schön — und meine Liebe — und nun muß es enden — — Lebe wohl! lebe wohl!

Er hatte noch einmal ihre Hand genommen, drückte sie, dann in sanftem Verscheiden ließ er sie los.

O Gaetano! sagte sie nur und seufzte, und sah, wie sein Athem starb. Ihr eignes Leben schien sie zu verlassen: der Schrei, mit dem sie sich neben ihn hingeworfen, hatte die Wunde in ihrer Seite aufgerissen, die hemmende Kugel hinweggedrängt, und das Blut quoll nun entfesselt in raschen Pulsschlägen hervor. Sie öffnete ihr Kleid und sah, wie der helle, warme Purpur floß. Es erschreckte sie nicht. Es that ihr wohl, es zu sehn. Mit einem Blick zur Madonna hinauf bat sie stumm, sie in dieser öden Welt nicht allein, sie diesen großen Todtentag nicht überleben zu lassen. Sie kniete hinauf zum Altar, küßte noch einmal den Vater. Dann setzte sie sich wieder, ermattend, neben Gaetano, betrachtete ihn und ihre quellende Wunde, und ihr Schicksal ging ihr wie ein Traum durch die Brust. So jung zu sterben! und so zufrieden, als hätte sie ein langes Leben gelebt! — Sie dachte an Gaetanos Worte unter dem Palmbaum. Die Empfindung, daß ihre Kräfte sie rascher verließen, schreckte sie endlich auf; ihrem Gefühl gehorchend, legte sie die Hand auf Gaetanos Locken und küßte ihn ohne Scheu auf den kalten Mund. Es klang ihr süß, ihm nun laut zu sagen, daß sie ihn über alles lieb gehabt. Sie freute sich seiner wunderbaren Schönheit im Tod. Dann nahm sie ihn bei der Hand, und sich ins Jenseits hinüberdenkend, wo Schwester- und Gattenliebe sich in friedlicher Verklärung vermischen würden,

fühlte sie ihr Erkalten, schloß die Augen, und ihr Kopf sank an seine Brust.

So fand sie Toniello, als er endlich, von Unruhe und Ahnung getrieben, wieder in die Kirche trat. Der Nachtwind wehte leise durch die Fenster herein, und leise hallte die Brandung von den Klippen herauf. Der Alte sah das stille Paar, im Tod vereint; sie lagen wie Schlafende da, schön und kummerlos. Ihre Hände hielten sich verbunden, ein ernstes Lächeln lag auf Ninas Gesicht. Toniello blieb erschüttert stehn, und seine Thränen flossen.

Johann Ohlerich.

I.

Es giebt Gegenden, die wir lieben, weil sie schön sind, und Gegenden, die nur schön sind, weil wir sie lieben. Wenn du, der du diese Geschichte lesen willst, vielleicht in diesem Augenblick mit deinen Gedanken am Golf von Neapel verweilst, so ist es ein sehr undankbares Unternehmen, dich an die Einfahrt von Warnemünde zu versetzen und dir die Sanddünen meiner Heimat zu zeigen. Weite Wiesen, platt wie dieser Tisch; rothe Ziegeldächer, lange Reihen kleiner, gleichförmiger Häuser, über denen die Schiffsmasten wie lange Nadeln in den Himmel wachsen; dunkle Wälder am flachen Horizont, wie große Schlangen, die unbeweglich in der Sonne liegen; eine Kette unfruchtbarer, bleicher Sandhügel am Strande hin, wie ein Gebirge zum Spielen; und hinter dir das grüne, unbegrenzte Meer. Du wirfst einen halben Blick über das alles hin und willst wieder gehen; nur ein unklarer Sinnenreiz hält dich noch zurück. Der feuchte, kräftige Salzgeruch, der dich umweht, das Singen der Flut am Bollwerk, das Flattern der Seemöven über dir fängt an, seine träumerische Wirkung auf dich auszuüben. Ein Fischerboot segelt

langsam zwischen den beiden Hafendämmen in den Fluß herein; du siehst ihm gedankenlos nach, bis es zwischen den großen, schwarzen Dreimastern verschwindet. Dort auf dem größten von ihnen hißt man die Segel auf, Ankerketten klirren, das eintönige „Ahoi" der arbeitenden Matrosen schwimmt dir behaglich an's Ohr. Dein Geist wird schläfriger, deine Sinne schärfer: der Geruch des Theers, der dicken Taue, der Netze, die am Ufer in der Sonne trocknen, des Seetangs, der unten auf dem steinernen Bollwerk fault, des feuchten Meersands, den die Frauen in ihren tiefgehenden „Jöllen" vorüberfahren, — Alles wird dir bewußt. Du hörst den hellen Klang der Pantoffeln neben dir auf den Steinen, sie klingen an dir vorbei, du blickst auf und siehst die schlanke Gestalt, die in diesen Pantoffeln vorüberschreitet. Es fällt dir auf, wie elastisch sich diese junge Seemannsfrau dahinbewegt. Wie gut der sonderbare Strohhut ihr steht, wie angenehm die langen schwarzen Hutbänder über ihre grüne Jacke herunterflattern. Es ist nichts Bäurisches an ihr, keine plumpen Schultern, keine eckigen Arme; auf ihren kleinen Pantoffeln geht sie so sicher und so leicht, wie eine Städterin, nur majestätischer. Eine eigenthümliche Würde liegt in jedem Schritt, in der Art, wie sie die Schultern hält und den Kopf zurücklegt. Sieh da — warum hustest du? Sie hat es gehört, sie wendet sich mechanisch um — ohne zu wissen, daß du das eben wolltest — und zeigt dir ihr Profil. Dich überrascht dieser scharfe Schnitt; die schön gewölbte Stirn,

die kühne, etwas gebogene Nase, der festgeschlossene Mund und das starke Kinn. Sie wirft dir aus ihren großen blauen Augen einen gleichgültigen Blick zu, der dich fast kalt überläuft. Das ist keiner von den Blicken, die man als Netze oder als Schlingen auswirft. Sie wendet sich wieder ab und geht davon. Du siehst ihr nach, hörst wieder ihre Pantoffeln auf den Steinen, verwunderst dich, was für Gestalten hier aus dem Boden wachsen, und weißt nicht mehr, wie öde die Gegend ist.

Die Warnemünder sind ein besonderes Geschlecht; in Gestalt und Wesen nicht von der gewöhnlichen mecklenburger Art um sie her, auch in der Sprache haben sie ihre Eigenheiten für sich. Wie richtige Hafenstädter leben sie nur auf's Meer hinaus: die Männer in der Jugend als Seefahrer, hernach als Fischer oder Lootsen; die Frauen sieht man Ballast tragen, Sand fahren, fischen, zur Stadt hinauf segeln; sie sind auf dem Wasser so gut zu Haus, wie ihre Väter und Herren. Wie oft leben sie auch lange Jahre auf sich selbst gestellt, als Wittwen vor ihrer Männer Tod, mit den Kindern allein, deren Väter auf „langer Fahrt“ im chinesischen Meer oder in der Südsee kreuzen. Wohl ihnen, wenn sie dann wenigstens ein leichtes, harmloses Herz haben, wenn ihnen kein eifersüchtiges Blut in den Adern fließt. Und wohl den fahrenden Männern, wenn ihre Gedanken Phlegma genug haben, an der Treue ihrer Frauen nicht herumzutasten. Denn diese Frauen sind zwar ein hartes, arbeitsames, treues Geschlecht; aber doch ist's nicht Jedem

gegeben, sein hübsches junges Weib für eine Penelope zu halten. Ich kenne Einen — und er wird der Held dieser Geschichte sein — der immer mit felsenfestem Vertrauen hinaussegelte, aber immer mit schweren Sorgen wiederkam; der in seiner ehrlichen Brust Kämpfe erduldete, die wir sonst nur hinter der schwarzen Haut eines Othello suchen. Er war Steuermann auf einem Dreimaster, der bereits die Welt umsegelt hatte; in der allerbesten Lebenszeit, fröhlich und jähzornig, wie es gerade kam, bald voll guter Laune, bald voll Trübsinn, aber der beste Kamerad auf seinem Schiff und der beste Schiffer unter den Kameraden. Wenn auch nicht so hoch und wohlgebaut, wie sein Schwiegervater, der noch im Alter einer der schönsten Männer war, die ich zu nennen weiß, gefiel er doch sogleich durch seine behaglich würdevolle, männliche Gestalt. Die hohe Stirn, die blauen, wetterfesten, Alles durchdringenden Augen, die mäßige Adlernase, und dazu der humoristisch freundliche Mund konnten ihm nicht bloß gute Kameraden, sondern auch Frauenherzen gewinnen. Er hatte denn auch eins der drei schönsten Mädchen seines Orts zum Weib bekommen, und ein Jahr später einen flachshaarigen Buben dazu, der seinen ehrlichen Namen Johann Ohlerich weiter vererben sollte; und so wäre er, Alles in einander gerechnet, vielleicht der glücklichste Mann zwischen den beiden Wendekreisen gewesen, wenn sich nicht der Othello in seinem Herzen gerührt hätte.

Er war eifersüchtiger als die Andern, aber freilich

hatte er auch mehr als die Andern zu verlieren. Sein junges Weib, Liesbeth, hatte die großen, majestätischen Züge ihres Vaters und die Schlagfertigkeit ihrer kleinen Mutter geerbt; bei aller Strenge des Profils und der blauen Augen — wie der Leser sie vorhin bei seinem Eintritt gesehn — war ihr Geist so anmuthig, daß auch die „großstädtische" rostocker Jugend sich an ihrem Witz versengen und Kopf und Herz an sie verlieren konnte. Es sah, ging und stellte ihr Mancher nach, der dem wackeren Johann Ohlerich nicht gefiel, und in gut gelaunten Stunden machte es ihm wohl Vergnügen, sein Weib mit dem warnemünder Leuchtthurm zu vergleichen, an dem sich in Herbstnächten die Zugvögel, vom Licht verführt, so oft die Köpfe zerstoßen. Aber die gutgelaunten Stunden waren nicht immer da, und Liesbeth, als ihres Vaters Kind, von viel zu trotziger Art, um sich seinen mißtrauischen Grillen sanft zu unterwerfen. Sie hatte ihn genommen, weil ihre Eltern es wünschten, und gleich am Hochzeitstag zeigte sie ihm, wie wenig sie Willens war, sich von seinem Eifersuchtsteufel plagen zu lassen. Sie waren getraut und es wurde getanzt, und einer der jungen Bursche, den sie vordem mit günstigen Augen angesehen hatte, forderte sie, mit vielleicht etwas unbillig verliebten Augen, zu einem „Zweitritt" auf, in dem sie als Mädchen berühmt war. Johann Ohlerich bemerkte dies kaum, so nahm er sein junges Eheweib bei Seite, und von dem Glühwein und seinen neuen Hausherrnrechten erhitzt befahl er ihr, sich von diesem uner-

freulichen Burschen nicht herumschwenken zu lassen. Sie sah ihm in's Gesicht, ließ ihn stehen, wo er stand, und in dem zornigen Gefühl, daß sie ihn bei Zeiten kuriren und ihre eigenen Rechte wahren müsse, ging sie auf den Andern zu und sagte ihm, daß sie mit ihm tanzen werde, so lange es ihm und ihr nur irgend gefiele. Und so tanzten sie mit einer Ausdauer und Leidenschaft, daß Alt und Jung sie bis tief in die Nacht bewunderten, und so tanzte sich die schöne Liesbeth in die Ehe hinein, in der sie, nach der Meinung des Geistlichen und des Johann Ohlerich, ihrem Manne in allen Stücken gehorchen sollte.

Indessen kam ihr nach und nach — wie in jeder guten Haushaltung — auch die Liebe in's Herz, und es hätte gewiß ihr größtes Glück ausgemacht, ihm treu zu sein, wenn seine Eifersucht nicht immer wieder ihren Trotz und ihr Trotz seine Eifersucht erregt hätte. Es war ihr nicht zu verargen, daß sie zur Sommers- wie zur Winterszeit in Mußestunden in ihrer Mutter Haus ging, und an ihr lag nicht die Schuld, wenn die Mutter im Sommer Miethgäste aus der Stadt in ihre Wohnung nahm, und zwar immer dieselben, mit denen Liesbeth schon seit sechs Jahren auf vertraulichem Fuße stand. Auch konnte es ihr nicht angerechnet werden, daß der junge Herr Julius, der Sohn dieser Sommergäste, an dem allgemeinen Wachsthum der Menschen theilgenommen hatte, daß aus dem Knaben, den sie vor Zeiten im Krabbenfangen unterrichtet hatte, ein akademischer Jüngling mit schwachem Schnurrbart und starken Ausdrücken

geworden war. Für seine schönen Augen konnte sie so wenig verantwortlich gemacht werden, wie für sein feuriges, verliebtes Temperament; und in ihrem unschuldigen Herzen war sie überzeugt, daß sie ihn nicht ermuthigt hatte, die Strahlen seines feurigen Temperaments grade auf sie zu werfen. Nichts führt leichter zur Vertraulichkeit, als das sichere Gefühl, daß gesellschaftliche Unterschiede die volle Vertraulichkeit unmöglich machen. Liesbeth war plattdeutsch, Herr Julius hochdeutsch aufgewachsen. Sie machte sich im frühesten Morgengrauen zum Sandfahren auf, wenn Julius, vom Champagnertrinken ausruhend, im ersten Schlaf von ihr träumte. Sie kämpfte in ihrem Fischerboot, bis auf die Haut durchnäßt, gegen die Spritzwellen an, wenn Julius im Dünensand auf dem Rücken lag, um Heine'sche Verse auf sie zu machen. Sie war seit seiner Geburt vier Jahre älter als er, hatte also, nach Frauenart, das beruhigende Gefühl, fast seine Mutter zu sein. Kurz, mochte es nun gekommen sein, wie es wollte: er war zwanzig Jahre alt geworden und in sie verliebt, und sie hatte sich im Laufe des Sommers in das Schicksal gefunden, von seinen scherzenden Anspielungen schüchtern verfolgt und von seinen seelenvollen Studentenliedern angesungen zu werden.

Johann Ohlerich segelte unterdessen auf dem atlantischen Ocean, von Rio de Janeiro nach London, dann von London nach Hamburg, und fand bei der friedlichen Fahrt leider Zeit genug, sich in seine zweifelsüchtigen Gedanken zu vertiefen. Nach London hatte ihm sein

munteres Weib geschrieben, daß Herr Julius wieder da sei und sich inzwischen auf der Universität ein Herz angeschafft habe; — ein unglückseliges Wort, das, in Verbindung mit der ungewöhnlichen Fröhlichkeit ihres Briefs, dem wackeren Steuermann manche unmuthsvolle Stunde machte. Das irdische Dasein des Herrn Julius war ihm schon lange nicht recht; die unbillige Einrichtung der Natur, daß ihn sein Schifferleben frühestens im Winter, den Herrn Julius seine Studentenferien im Sommer nach Warnemünde führten, kam ihm vollends wie eine feindselige Veranstaltung vor. Zum ersten Mal hatte sich jetzt der Zufall in's Mittel gelegt und sein Schiff zur Sommerszeit mit Kohlen nach Hamburg geführt, von wo er seinen häuslichen Herd leicht erreichen konnte, wenn er sich nur das Wort gab, in spätestens fünf Tagen wieder an Bord zu sein. Er machte sich ohne Weiteres auf, bestieg in Hamburg den nächsten Eisenbahnzug, und freute sich bei sich selbst, wie er sein gutes Weib überraschen werde; während er verstohlener, gleichsam hinter seinem Rücken, dachte, wie gut es sei, unangemeldet nach dem Rechten zu sehen. So kam er nach Rostock, stieg auf einen der Flußdampfer, die zwischen Rostock und Warnemünde fahren, und schwamm auf der Warnow seinem Hafenstädtchen zu. Es war Vormittag, die warme Augustsonne wanderte über das Verdeck. Die grünen Uferhügel, weidende Kühe, langgestreckte Dörfer zogen vorbei, die Tannen am nahen Lande schienen hinter einander fort zu gehen, die weißen

Möven flogen darüber hin, — und so im Gefühl der allgemeinen Bewegung, die seine Ungeduld dämpfte, stand er am Bugspriet, ohne sich zu rühren, wie für das Gallion aus Holz geschnitzt, und suchte sich gleichzeitig vorzustellen, daß seine Frau ihm treu sei, und daß er sie gleichwohl mit dem Herrn Julius finden und diesen Jüngling mit einem Faustschlag niederstrecken werde.

Die kurze Fahrt ging mittlerweile ihrem Ende zu; der Fluß, der sich vor seiner Mündung zu einem stattlichen See, dem „Breitling", erweitert, zog sich auf einmal in einen Wasserfaden zusammen, und die kleinen, spitzgiebeligen Häuser von Warnemünde, die bis an's Meer neben ihm her gehen, wuchsen heran. Johann Ohlerich sah die Wellen seines Dampfers gegen das Bollwerk ziehn, die alten Lootsen vor den Hausthüren auf den Bänken sitzen und ihre Pfeife rauchen, die Kinder am Wasser spielen, die Frauen mit übereinandergelegten Händen nach dem Dampfschiff sehn; es wurde ihm heimathlich und weich zu Muth. Nun kam auch sein Häuschen hervor, das nicht weit von dem des Schwiegervaters in der langen Uferreihe lag, und er spähte, ob er seine Liesbeth nicht entdecken werde. Doch außer einigen Geraniumtöpfen an den Fenstern und einem neuen Anstrich der Thür und der Bank war nichts Hübsches zu sehn. Nur seinen kleinen Jungen glaubte er herzhaft, mit der bekannten Ohlerich'schen Stimme, schreien zu hören; das that ihm wohl. Sie dampften nun auch am Haus des Schwiegervaters vorbei; hier war Alles leer und still.

Das Schiff legte an, Johann Ohlerich stieg aus, mit dem etwas unsicheren Seemannsgang, der an künstlichere Aufgaben für das Gleichgewicht gewöhnt ist. Er grüßte hier und dort, ohne still zu stehn, und in der warmen Sonne und gelinder Aufregung hinträumend wanderte er dem Wiedersehen zu.

Das Haus seines Schwiegervaters kam zuerst, eins der größten im Ort, weiß angestrichen, die grüne Thür in der Mitte, rechts und links davon je zwei Fenster und eine Bank. Das ganze Vorderhaus war, wie es Sitte ist, an die Sommergäste vermiethet; im kleinen Hintergebäude wohnte der alte Hausherr mit seiner Frau. Es war vormittagsstill, Alles schien ausgeflogen zu sein, auch durch die offene Hausthür verlautete nichts. Trotz alledem hatte Ohlerich so ein dunkles Gefühl, als werde er seine Frau hier finden und nicht daheim, und der unglückselige Kitzel überkam ihn, sie zu beschleichen. Zwischen je zwei Häusern ist ein schmaler Durchgang, den eine Thür verschließt und der nach hinten auf den Hof und zum Garten führt. Johann Ohlerich trat an diese Thür, drückte die Klinke auf und ging zwischen den Mauern auf den Zehen fort, bis er mit vorgestrecktem Kopf den kleinen Hof übersehen konnte. Hier lagen unter einem Birnbaum geflickte Netze herum, und die farbigen Hemden und grauen Leinwandhosen des Schwiegervaters schwankten an einer Leine im leichten Wind auf und ab. Dann erschien die kleine Schwiegermutter vom Garten her, ohne ihn zu sehn, und lachte mit ihrer

männlichen Stimme laut auf, als habe sie da hinten irgend ein lustiges Wort gehört. Auch vom Garten herüber hörte er lachen. Es war Liesbeth's Stimme. Die alte Frau fuhr auf ihren klappernden Pantoffeln in die Küche hinein. Johann Ohlerich, ohne sich nun länger zu besinnen, ging über den Hof, öffnete die Gartenthür, so geräuschlos er konnte, schlich hinter das Gebüsch, das in der Nähe stand, und sah nun wirklich das Paar, das ihm die Träume seiner Nächte verstört hatte.

Unter einem Apfelbaum neben dem Gurkenbeet, auf einem Brettstuhl, der sich gegen den Baumstamm lehnte, saß sein junges Weib, frisch und hübsch wie je, und hielt ein Messer in der Hand und eine Schüssel mit langen Bohnen im Schooß, doch ohne sie abzuziehn. Ihr zwanzigjähriger Anbeter saß ihr gegenüber, den Strohhut über die Stirn zurückgeschoben, mit geöffneter Weste — es schien ihm hinter der Stirn und unter der Weste am heißesten zu sein — und auf seinen Knieen ein Schachbrett, auf dem die Figuren von Zeit zu Zeit merklich erzitterten. Er war eben beschäftigt, ihr die Bedeutung der Figuren zu erklären und dabei in ihre Augen zu sehn, und sie lachte ihm herzlich in's Gesicht.

Ach Gott, wozu machen Sie sich all' die Mühe! sagte sie; ich bin ja doch viel zu dumm dazu.

Er sah sie aufgebracht an. Ich wollte, meine Schwestern wären so klug wie Sie, Liesbeth! Sie wollen nur nicht Acht geben; da, sehen Sie her. So

zieht der Läufer, — und so springt der Springer über ihn weg.

Lassen Sie ihn nur springen! — Sie sind gerade so ein Springinsfeld wie er, wollen auch über Alles wegsetzen. Wozu müssen Sie eine alte Frau wie mich noch Schachspielen lehren? — Er lachte laut und ergriff ihre warme Hand; aber sie zog sie zurück. Lassen Sie mich an die Arbeit! sagte sie eifriger. Warum gehen Sie schon wieder nicht zum Baden, Julius? (Seit sechs Jahren nannte sie ihn so bei seinem Namen; aber sie hatte vor, damit ein Ende zu machen, sobald er's zum Doktor gebracht hätte.) Ich muß Ihnen nur ein Bischen die Leviten lesen: warum laufen Sie mir immer hinter der Schürze her, wenn Sie mit Ihrem Bruder Gustav in's Bad gehen sollen?

Der junge Mann wurde dunkelroth, sah sie aber dreist an und suchte wieder zu lachen. Weil das Baden keine Eile hat, antwortete er, — weil's aber Zeit wird, Liesbeth, daß ich was für Ihre Bildung thue. Ich bin ja doch so eine Art Bruder von Ihnen! — Liesbeth schwieg und lächelte vor sich hin. — Und es könnte Ihnen nichts schaden, wenn Sie Ihren hübschen Kopf ein Bischen anstrengen wollten: so könnten Sie nachher an den langen Winterabenden mit Ihrem Johann Ohlerich Schach spielen.

Ach Gott, mein Johann Ohlerich! sagte sie und that einen Seufzer. Es regte sich hinter dem Gebüsch. Sie drehte unwillkürlich den Kopf zurück, sah aber nichts.

Mein Johann Ohlerich! wiederholte sie. Der spielt nur schwarzen Peter oder armen Schäfer. Wenn der uns hier sähe, wie wir mit der Zeit umgehen!

Warum haben Sie ihn eigentlich geheirathet, Liesbeth? fragte er plötzlich und sah sie gleichsam vorwurfsvoll an.

Warum? — — Sie wußte nichts weiter zu erwiedern, so sonderbar kam ihr die Frage vor. Julius legte seine Hand wie zufällig auf die ihre. Liesbeth! sagte er. Warum haben Sie nicht noch ein wenig gewartet, — auf die paar Jahre kam's ja gar nicht an. Sie hätten noch keinen Jungen, das ist wahr; aber es wäre ja noch Zeit genug. Ich würde Sie heirathen, Liesbeth.

Sie stand auf und stellte die Schüssel mit den Bohnen auf ihren Stuhl. Einen Augenblick schien sie sich zu besinnen, wie sie darauf antworten sollte; dann machte sie ein schalkhaft ernstes, trockenes Gesicht. Das hab' ich nicht einmal gedacht, daß es Ihnen so ernst wäre! sagte sie. Dann hätt' ich natürlich gewartet, und wir könnten nun mit einander auf die Universitäten gehen und Collegi hören — oder wie das Ding heißt. Ja, das ist nun vorbei! Ich hab' meinen Jungen, und meinen Mann noch dazu, und die Leute in Warnemünde sagen ja alle, ich wär' eine Steuermannsfrau.

Ich hätte Sie was lernen lassen und eine Frau Doktorin aus Ihnen gemacht! sagte er mit tragischem Humor. Sie sind ja viel zu gescheidt für eine Steuermannsfrau. Man muß sich schon Glück wünschen, wenn

man sich neben Ihnen halten kann! — Sie sah zu Boden und lächelte ein wenig. — Und das Leben hier! Wenn Sie beim Sandholen so lange mit den nackten Füßen im Wasser herumwaten, so bekommen Sie Zahnschmerzen, wie neulich; Sie sind zu zart, Liesbeth. Mit dem Ballasttragen verderben Sie sich Ihre schöne Figur; von dem fürchterlichen Rudern werden Ihre Arme zu muskulös —

Und die Hand fest! fiel sie muthwillig ein und hob ihre rechte Hand, als schwenke sie den Pantoffel. Aber wo haben Sie heute Morgen all' das Süßholz her, Julius? Sind Sie schon so früh beim Kaufmann gewesen? — Sie sah ihn mit einem Blick über die Achsel an, der, so spöttisch er war, seine ganze Begehrlichkeit in Brand steckte. Es ist nichts so verführerisch, wie ein muthwilliger Blick; vielleicht, daß sie doch eine Ahnung davon hatte.

Was reden Sie von Süßholz, Liesbeth? Ich will es wissenschaftlich beweisen, daß Sie für dies Leben hier zu gut sind! Sie machen zwar jetzt so ein strenges Gesicht wie Ihr Vater, so ein Lootsengesicht; aber im dunkelsten Kämmerlein Ihres Herzens sieht es doch anders aus. Sie haben Gefühle, Liesbeth. Leugnen Sie es nicht ab. Sie haben zuweilen lyrische Gefühle —

Was heißt das? unterbrach sie ihn. Er ließ sich dadurch nicht stören, sondern rief aus: Für Johann Ohlerich war auch eine Andre gut genug; warum mußte er Sie gerade heirathen?

Hinter dem Gebüsch raschelte es wieder. Liesbeth und Julius hörten es alle Beide; aber der junge Mann horchte nur flüchtig auf, Liesbeth sah sich um, ohne etwas zu sehen. Sie reden so schöne Sachen! sagte sie dann mit drolliger Ironie; schade, daß ich allein davon profitire, daß mein Mann es nicht hört! Er hat sich wohl damals die Sache nicht überlegt, nun könnt' er sich ein großes Licht von Ihnen aufstecken lassen!

Er sollte nur kommen! rief Julius zuversichtlich aus. Was ich da sage, ist eine ewige Wahrheit, und wenn er Verstand hat, muß er's ja selber begreifen. Man könnte das Alles — — er stutzte einen Augenblick vor dem, was er sagen wollte, doch sogleich fuhr er muthig fort: Man könnte das Alles von der Kanzel herunter wiederholen, was ich da eben gesagt habe!

Nun, so warten wir bis zum Sonntag! erwiederte sie lachend, nahm ihre Bohnenschüssel und wollte gehen. Es schien ihr bei diesen sonderbaren Erörterungen doch etwas unheimlich zu werden. Julius stand auf, seine Wangen waren feurig geworden, er sah ihr mit offenster Verliebtheit in's Gesicht. Was ich noch sagen wollte, Liesbeth, eh' Sie wieder davonlaufen! Sind Sie nun zur Vernunft gekommen, haben Sie Ihre Photographie für mich mitgebracht?

Sie blieb noch einmal stehen. Er sah sehr hübsch aus, indem er das sagte; aber sie that vor sich selbst, als merke sie es nicht. Mit möglichst grausamem Lächeln antwortete sie und griff dabei in die Tasche: Hier

hab' ich eine, — aber nicht für Sie. Für einen ganz Andern.

Warum nicht für mich?

Weil Sie nicht artig sind.

Was thu' ich denn? Wollen Sie schon wieder ein bischen Mutter spielen?

Sie reden so viel dummes Zeug, Julius; das müssen Sie nicht mehr thun. Ich will Ihnen mal was sagen: Sie sind entweder schon zu alt, oder noch zu jung dazu. Wollen Sie mir das glauben?

Er war einen Augenblick stumm, — betroffen, aus dem Munde dieser Frau diese Worte zu hören. Ich will Ihnen das glauben, sagte er dann leichtsinnig lächelnd; aber nun seien Sie auch artig und geben Sie mir diese Photographie.

Ueber's Jahr! sagte sie kopfschüttelnd und zog dabei das Kärtchen ein wenig hervor, um ihm zu zeigen, wie sie mit ihm spiele. Er wollte danach greifen, aber nun fuhr sie mit der Hand hinter ihren Rücken, ließ die Photographie noch einmal um die Ecke gucken und trat dann zurück. Sie stand schon neben dem Gebüsch, als Julius sie einholte und in seinem Feuer ihren Arm ergriff. So kommen Sie nicht fort! sagte er aufgeregt. Liesbeth, geben Sie her! Diese Photographie muß noch heut' über meinem Schreibtisch hängen, oder ich springe in's Wasser.

Da wird's Ihnen Mühe machen, in den Stiefeln zu schwimmen! spottete sie. Lassen Sie mich los! Wir

haben hier städtische Polizei, mit Gewalt wird hier in Warnemünde nichts ausgerichtet.

Liesbeth! sagte er und hielt sie fest. Mit dreister Vertraulichkeit legte er seinen Arm um ihre Schulter, um ihr den Raub besser zu entwinden. Doch sowie sie das fühlte, stieß sie ihn zurück. Eine andere, schwerere Hand faßte sie plötzlich am Arm, und wie ein breiter Schatten trat es zwischen die Beiden. Sie sah hin, erkannte ihren Mann, Johann Ohlerich, und stieß in der unsäglichen Ueberraschung einen halben Schrei aus.

Nun ja! sagte Johann Ohlerich mit grimmigem Humor; was ist da weiter zu schreien: ich wollte nur mal wieder guten Tag sagen und ein Bischen nach dem Rechten sehen. Guten Tag auch, Herr Julius! Hier werden ja sehr hübsche Spiele gespielt — und er sah auf den Jüngling und auf die Photographie —; da kann ich freilich nicht mitmachen: ich hab' nur schwarzen Peter und armen Schäfer gelernt! — Warum wirst du denn roth, Liesbeth? Was ist dabei roth zu werden, wenn dein Mann, Johann Ohlerich, nach Hause kommt? Die Leute in Warnemünde sagen ja alle, du wärst meine Frau, und so werd' ich dich doch auch einmal besuchen dürfen?

Du hast hier gestanden und gehorcht! stieß sie auf einmal hervor und sah ihn sehr zornig an. Hier hinter'm Busch hast du gesteckt, Ohlerich, hast gehorcht wie ein Spion!

Es kommt mir selber so vor, antwortete er mit

bösem Lächeln; wenigstens hab' ich Allerlei gehört, das ich vordem nicht gewußt hab'. Wenn wir's richtig theilen, so krieg' ich den Jungen und du den Herrn Julius: dann wär' Alles in Ordnung! — Goddam! Hätt' ich mich nicht in Hamburg so schnell auf den Wagen gesetzt, so hätt' ich die ganze Buschpredigt verpaßt und wär' noch der dumme Johann Ohlerich von gestern — so ein dummer Kerl, der sich 'ne feine Frau nimmt, die viel zu gut für ihn ist! — Nun, was stehst du da — sag's doch gleich heraus! Wenn du dir die Sache jetzt anders überlegt hast, so kann ich ja gleich wieder gehen, mich für das freundliche Wiedersehen bedanken, und mir eine Andere aussuchen! Ich bin ja nicht so, daß ich mich aufdränge —

Du sprichst lauter unsinniges Zeug! unterbrach ihn die junge Frau mit harter Stimme, ohne sich daran zu kehren, daß ihm allmälig mehr und mehr die Zornader anlief. Ist das die Art, wie man seine Frau wiedersieht? Du schämst dich nicht, da hinter dem Busch zu stecken, als wär' ich ein schlechtes Weib, dem man bei Tag und bei Nacht auflauern muß? Lauf' ich dir nach China und Brasilien nach, um hinter deinem Rücken zuzuhören, was du den Chinesinnen vormachst? — Wozu hast du mich denn geheirathet, wenn du mir nicht traust?

Johann Ohlerich ward durch diese Frage etwas außer Fassung gesetzt, erröthete über sein ganzes wetterbraunes Gesicht, — doch dann auf einmal brach die Wuth bei

ihm aus. Wozu — wozu ich dich geheirathet habe? Damit ich 'ne ordentliche Frau im Hause hätte, die mir meinen Jungen aufzieht, statt mit so jungen Herren Bruder und Schwester zu spielen! Blitz und Hagelschlag! Und statt so vornehm zu thun und sich eine halbe Stunde lang vorreden zu lassen, daß sie für einen warnemünder Steuermann zu gut ist — und still dabei zu sitzen, wenn man ihr Heirathsanträge macht — — Herr Gott! — — Es war, als wenn die Wuth ihn ersticken müßte, er spuckte aus, um sich Luft zu machen. Dazu komm' ich nach Haus! fahre Tag und Nacht! Und steh' hier nun wie ein Narr! wie ein — — Er suchte mit nutzloser Bemühung nach dem rechten Wort, warf seinen Hut auf die Erde und ließ ihn den Gang zwischen den Beeten hinunterrollen.

Du sagst selbst, wie du hier stehst! nahm Liesbeth wieder das Wort, mit einem Blick, aus dem ihr ganzer beleidigter Stolz ihn bedrohte. Du weißt nicht mehr, was du thust; komm' erst wieder zu dir! Wenn du da hinter dem Busch deine Ohren aufgemacht hast, so weißt du auch, daß nichts Unrechtes geschehen ist, daß ich mit keinem Wort — — Aber so steht's nicht zwischen uns, daß ich für mich reden muß! Keine Silb' sag' ich mehr, bis du mir's abgebeten hast, daß du — daß du von Hongkong nach Warnemünde fährst, um mich in meines Vaters Garten wie ein schlechtes Weibsbild zu belauschen! Wenn ich zu Etwas auf der Welt zu gut bin, Ohlerich, dazu bin ich zu gut. Laß mich ausreden,

fall' mir nicht in's Wort! Von deiner Eifersucht hab' ich genug. Damals bei der Hochzeit hätt'st du's merken können, daß ich mir's vorgenommen hatte, dir das abzugewöhnen. Aber du hast's nicht gelassen. Wenn du mir jetzt nicht abbittest, Ohlerich, so seh' ich dich nicht mehr an — so weiß ich gar nicht, daß du nach Hause gekommen bist — so thu' ich, was mir grade einfällt. Warum siehst du mir so in's Gesicht? Ich sage das nicht zum Spaß. Du kennst mich nun doch schon lange! Entweder machst du das Alles wieder gut, oder ich thue, was mir in den Sinn kommt.

Johann Ohlerich antwortete nichts, blieb vor ihr stehn und sah ihr steif in die Augen. Indeß sie erwiederte seinen Blick eben so fest. Die scharfen blauen Augen ihres Vaters, die aus ihrem blaß gewordenen Gesicht hervorblitzten, hielten es länger aus. Nach einer Weile fing Ohlerich an, sich auf die Lippe zu beißen, in die Luft zu starren. Das fehlte mir noch! murmelte er endlich. Abbitten! Vor dem jungen Herrn da — — Er sah Julius von der Seite an, der möglichst bewegungslos dastand, und mit nichts Anderem beschäftigt war, als nach einer zugleich würdigen und nichtssagenden Geberde zu suchen.

Vor wem sonst? fiel Liesbeth ein, ohne Julius anzusehn. Vor ihm hast du mir das Alles angethan — vor ihm sollst du's abbitten.

Nein! nein! nein! rief Ohlerich plötzlich wild aus, durch ihren Ton gereizt. Ich will's nicht! Ich thu's

nicht! Ich bin der Herr — nicht du! Zwischen meinen eigenen vier Wänden wollen wir weiter reden; komm nach Haus, Liesbeth! dahin, wo du hingehörst!

Hast du weiter nichts zu sagen? antwortete sie kalt.

Nein! — Nur daß ich wieder da bin, und daß wir nach Hause gehn!

Du vielleicht; ich nicht. Ich bleibe hier — und sie sah nach der Hofthür zurück, in der mittlerweile die kleine, aufgeregte Gestalt ihrer Mutter erschienen war — bis du zur Vernunft kommst und ich zu meinem Recht.

Du gehst mit mir, Liesbeth!

Sie schüttelte nur den Kopf. Johann Ohlerich schien sie bei der Hand ergreifen zu wollen; aber ihr leidenschaftlicher Blick verwirrte ihn. Er bewegte die Lippen, doch ohne etwas zu sagen. Seine Augen sahen umher, als suchte er seinen Hut. Endlich entsann er sich, daß er ihn vorhin hatte fallen lassen. Er ging an den Apfelbaum, hob ihn dort auf, und ohne sein Weib oder den Andern noch anzusehen, schritt er den Garten hinunter, öffnete die Thür, die nach den Wiesen hinausführte. Man konnte seine dumpfen Tritte noch hallen hören, als er hinter den Nachbargärten schon verschwunden war.

Liesbeth! rief die Mutter jetzt von der Hofthür her. Die junge Frau horchte auf, warf einen Blick über Julius hin, der ihn nicht zu bemerken schien, und griff mechanisch nach der Schüssel auf ihrem Stuhl. Dann lief es ihr roth über das Gesicht und sie ging davon. Die

vier Pantoffeln klapperten über den Hof. Julius verfolgte den Ton noch eine Weile, endlich sah er tiefathmend auf und sah sich im Garten allein.

II.

Es ist ohne Zweifel ein sonderbares Gefühl, zum ersten Mal in seinem Leben durch seine Persönlichkeit ein eheliches Unglück angerichtet zu haben; doch ein nicht minder sonderbares, so ohne alle Gefahr daraus entronnen zu sein. Julius mußte sich ausdrücklich die Thatsache in's' Gedächtniß rufen, daß man ihn in keiner Weise bedroht oder angefochten hatte; und er besaß viel zu viel Ehrgefühl, um nicht die Beleidigung, die darin lag, zu empfinden. Er ging über den Hof und verließ das Haus; Niemand hielt ihn auf. Am Strom entlang wanderte er in der Sonne fort, in der Aufregung seiner zwanzig Jahre, aber mißvergnügt für vierzig; die Hand in der Rocktasche geballt und den Strohhut tief in's Gesicht gedrückt, wie um zu verhindern, daß man ihn erkenne. Es lag ihm ein eigenthümlicher Druck auf der Brust, daß er einen so tragischen Zwiespalt zwischen so wackeren Leuten herbeigeführt; aber noch mehr bedrückte es ihn, mit zwanzig Jahren noch so wenig gefährlich zu sein. Er wiederholte sich Alles, was er Liesbeth gesagt hatte, und mit einer gewissen sorgenvollen Beklemmung freute er sich doch, daß er ihr so starke Sachen gesagt. So ging er am Wasser hin, bis er an den „Durchstich"

kam, wo die Häuser zu Ende sind. Er sah nur noch das weite Wiesenland zur Seite, den „Breitling" vor sich, hinter dem die Thürme von Rostock in den Himmel wuchsen. Hier warf er sich auf das sonnenwarme Gras, sah in die blaue Luft und dachte nach, wie er die unglückselige Geschichte wieder gut machen könnte. Er stellte sich Liesbeth's Benehmen gegen Johann Ohlerich vor, freute sich über sie und wurde doppelt verliebt. Wie sie ihren Stolz, ihre Frauenwürde vertheidigt hatte — man mußte sie bewundern. Dann sah er Ohlerich's finsteres, drohendes Gesicht; sein ganzes Gefühl bäumte sich empor. Wie um die schöne Liesbeth gegen ihn zu schützen, legte er in Gedanken wieder seinen Arm um sie, und gerieth darüber in eine Aufregung, daß er sich nicht mehr zu fassen wußte. Mit einem furchtbaren Blick und einigen hingedonnerten Worten schlug er den eifersüchtigen Ohlerich in die Flucht, beugte sich dann liebreich zu seiner Beschützerin vor — und gab ihr einen Kuß. Ein tiefer Seufzer weckte ihn aus dieser Vorstellung auf. Es kam ihm vor, als habe ein Anderer neben ihm geseufzt; er richtete sich auf, — doch er war ganz allein. Der schwere Ton kam aus seiner eigenen Brust. Sonst war Alles so still, daß er die kleinen Fische schnalzen hörte. Das Wasser spielte kaum vernehmbar gegen den Uferrand; es klang wie das verhaltene Kichern eines Kobolds, der in der heißen Mittagsglut die Gedanken der Menschen zu verwirren sucht. Die Luft war so warm geworden, daß sie die Haut wie ein

laues Bad umfloß. Julius glaubte zu fühlen, wie das Blut in seinen Adern sich allmälig erhitzte. Er sah die hellen Bläschen in der Luft, sah dann die schläfrigen Kühe, rothe und braune, auf dem kurzgeschorenen Sammetgrün der Wiesen hingelagert. Ueber dem Wasserspiegel schwebten einige Segel in der Ferne, die sich bei der Windstille nicht zu bewegen schienen; sie kamen ihm wie Schwäne vor, die im Schilf auf ihren Nestern brüten. Das alte Märchen vom Pan fiel ihm ein, der um diese Mittagsstunde, vom Jagen ermüdet, schläft, und den dann zu stören nicht gerathen ist. Auf einmal umspann ihn ein unheimliches Gefühl, wie es am heißen Mittag, in der hellen, brütenden, regungslosen Stille, den träumerischen Menschen leicht beschleichen kann. Es ward ihm fast gespenstisch, diese stumme Welt um sich her zu sehn. Wie zur Gegenwehr drückte er die Augen ein, lehnte sich zurück und stellte sich wieder Liesbeth's Bild vor die Seele. Ihr zorniges Gesicht von vorhin tauchte vor ihm auf; dann lächelte es ihn an. Die wundersame Stille rief ihm die eben so stillen Abende zurück, an denen er vor fünf Jahren — damals knabenhaft verliebt — mit Liesbeth unter dem dunklen Nachthimmel im Kahn gesessen, um mit Korb und „Kescher" die kleinen Krabben zu fangen. Wie die grauen, kaum erkennbaren Thierchen in der schwarzen Flut am Bollwerk dahinschwammen, um aus dem Fluß in die See zu gehen; und wie Liesbeth zuweilen durch die Nachtstille lachte. Damals lachte sie noch wie ein Mädchen, das

keinen eifersüchtigen Herrn über sich hat! — Der Jüngling seufzte; fing dann an — mit immer geschlossenen Augen — aufgeregt zu murmeln. Seine Empörung gegen Ohlerich wachte wieder auf. Es kitzelte ihn, dem Mann gefährlich zu werden. Ihm sehr ernst zu zeigen, wohin die Eifersucht führt; sich gegen ihn als Mann zu bewähren, — und wenn es auch tragisch ausginge. Liesbeth's rothe Lippen kamen ihm plötzlich so sonderbar nah, er brauchte sich nur ein wenig zu regen, um sie zu berühren. Ganz schwach, wie ein blasser Schatten, flatterte noch einmal sein erster Gedanke vorbei, wie er diese unglückselige Geschichte wieder gut machen könnte. Er flatterte vorüber, und gleich dahinter kam Liesbeth, lachend, Arm in Arm mit ihm selbst, während Johann Ohlerich in der Ferne die Hände ballte und sein wüthendes Gesicht wie ein Nebel zerfloß. Julius fühlte, wie Liesbeth ihn in ihre Arme drückte, lächelte triumphirend — und schlief ein.

Die Sonne weckte ihn endlich wieder auf, die inzwischen nach Westen zu gesunken war und sich bemühte, unter dem Strohhut weg in sein Gesicht zu sehen. Es erstaunte ihn sehr, daß er das Mittagessen verschlafen hatte; das begegnete ihm heut zum ersten Mal. Er stand auf, und von der Sonnenglut ermattet schlich er langsam nach Haus. Hier empfingen ihn die Seinen mit gerechter Verwunderung. Er fragte, wo Liesbeth sei; man wußte ihm nur zu sagen, daß sie sich wieder nach Hause begeben habe. Ein seltsames Gefühl ging ihm

durch die Brust; es gefiel ihm eigentlich nicht, daß sich die Beiden, wie es danach schien, wieder ausgesöhnt hatten. In sich gekehrt aß er, ließ sich zerstreut erzählen, daß am Abend eine „Stromfahrt“ mit Musik, bunten Lampen und Feuerwerk sein werde. Das berührte ihn nicht. Ihm schwebte fortwährend eine tragische Verwickelung vor, bei der er sich als Mann bewähren werde. Endlich ging er wieder aus, auf möglichst einsamen Umwegen dem Meere zu. Die große Wasserfläche war ihm zu still; statt der hohen Sturmwogen, die er sich wünschte, zitterten nur spielende Sonnenfunken auf den kleinen Strandwellen dem Ufer zu. Der schöne Sommertag war nicht für wilde Wallungen, nur für Liebe gemacht. Von der allgemeinen Zärtlichkeit der Natur um und um gewühlt, hielt er's zuletzt nicht mehr aus, so für sich allein dahinzuschlendern. Er kehrte wieder um, strich im Rücken des Orts über die Wiesen hin, und trat in Johann Ohlerich's kleinen Küchengarten ein, der an dessen Häuschen stieß. Er überließ es dem Schicksal, was daraus werden sollte. Klar vor dem Bewußtsein stand ihm nichts, als das Verlangen, Liesbeth wiederzusehen. Der Garten war leer, der Hof desgleichen. Er trat links in die Küche ein und fand hier die junge Frau am Herd, einen Winterstrumpf strickend; in einer sanften Dämmerung, denn der Tag ging schon dem Ende zu, und mit nachdenklichem, etwas finsterem Gesicht.

Guten Abend, Liesbeth! sagte er verlegen. Sitzen Sie hier allein?

Sie sah auf, erkannte ihn, und betrachtete ihn mit seltsamem Lächeln. Es schien fast, als wenn sie ihn erwartet hätte. Ja, ich sitze hier allein! sagte sie kurzweg, aber nicht unfreundlich.

Wo ist Johann Ohlerich?

Fort.

Wohin?

Nun, wohin? — Nach der Stadt hinauf; nach Rostock.

Julius machte ein überraschtes Gesicht. Da kommt er ja eben her! Was hat er in Rostock zu thun?

Nun, er wird's ja wohl wissen!

Liesbeth, haben Sie sich — — Sind Sie wieder gut mit ihm?

Die junge Frau schwieg eine Weile; dann antwortete sie: Nein. Ist er denn gekommen, hat er abgebeten?

Oh! — Sie haben ihn also noch nicht wiedergesehen?

Wann soll ich ihn denn gesehen haben? Durch die alte Rieke hat er mir sagen lassen, daß er in Rostock zu thun hätt' und mit dem letzten Schiff käm' er wieder zurück. Und nun sitz' ich hier und stricke Strümpfe für mich.

Nun, das ist auch eine Beschäftigung! sagte Julius, um etwas zu sagen. Darf ich Ihnen dabei etwas zuschauen, Liesbeth?

Da steht ja ein Stuhl! antwortete sie und ließ wieder dasselbe seltsame Lächeln sehn. Julius nahm den

Stuhl, der mit Leder gepolstert und schon tief eingesessen war, und streckte sich möglichst unbefangen darin aus. Das war eine sonderbare Geschichte heute Morgen! fing er endlich mit verlegener Heiterkeit an. Ich hoffe, Sie sind wieder guter Laune, Liesbeth?

Da fehlt's nicht dran, antwortete sie.

Sie haben sich einen etwas wilden Mann ausgesucht, Liesbeth!

Der wird noch zahm werden, sagte sie ganz ruhig. Dann lief ihr irgend ein trotziger Gedanke über das Gesicht; sie ließ die Unterlippe sinken und schien in Bedenken zu stehen. Plötzlich griff sie neben sich nach der Kommode, auf der ein Buch und ein Kärtchen lag, nahm das Kärtchen und hielt es ihm hin. — Wenn Sie meine Photographie noch haben wollen, — da ist sie.

Ich danke Ihnen, Liesbeth! sagte er verwirrt. Damit nahm er die Photographie etwas zaghaft zwischen zwei Finger, wie wenn es ein gefährliches Ding wäre, das in seiner Hand explodiren könnte. Doch gleich darauf sah er die junge Frau wieder um so muthiger an. Sie hatte ihren Strickstrumpf in den Schooß fallen lassen und ihre Augen leuchteten in der Dämmerung so aufgeregt, daß er nicht umhin konnte, es zu bemerken. Sie murmelte etwas vor sich hin, das er nicht verstand. Er soll sich wundern! sagte sie endlich halblaut.

Wer soll sich wundern? fragte Julius.

Sie antwortete nicht.

Sprechen Sie von Ihrem Haustyrannen, Liesbeth?

Sie warf die Lippen zu einem gereizten, herausfordernden Lächeln auf. Ach was! sagte sie. Warum haben Sie sich noch keine Cigarre angesteckt? Sie rauchen ja so gern.

Ja, das könnte ich thun! Ich dachte nur — — Er sah sich um, als mache es ihn um ihretwillen bedenklich, daß Johann Ohlerich bei seiner Heimkehr hier den Tabaksdunst finden und sich nicht daran freuen werde. Sie errieth seine Gedanken und lachte kurz auf. Was thut das? Wenn ich's nun so will. Ich könnte mir ja ein Dutzend Mannsleut' hier zusammenbitten, kein Mensch sollte mich hindern.

Nun, ein Dutzend sind nicht so schlimm wie Einer! dachte Julius, doch er sprach es nicht aus. Er zog sein Feuerzeug aus der Tasche und setzte eine Cigarre in Brand. Der rothe Schein glühte dabei über sein junges, blühendes, angenehmes Gesicht.

Sie kriegen ja nachgerade einen wirklichen, ordentlichen Mannsbart! sagte Liesbeth in aufgeregter Munterkeit. Sie werden noch ein schmucker Mensch, Julius; wer hätte das gedacht! — Warum sind Sie eigentlich so ein Stubenhocker und Gelehrter geworden? Das paßt gar nicht zu Ihnen.

Ein „Gelehrter"! wiederholte Julius lachend. Mit der Gelehrsamkeit sieht es noch traurig aus. Ich bin so faul, Liesbeth; ich thue ja nichts.

Nun, da werden Sie Ihren Eltern viele Freude machen! Warum thun Sie denn nichts?

Weil Sie Recht haben: weil ich zum Stubenhocker nicht geschaffen bin. Da sitz' ich bei meinen schweinsledernen, kalbsledernen Scharteken und krieg' sie nicht in den Kopf, — denke an's Segeln, an die See — an Liesbeth Ohlerich. Ich glaube, ich bin eigentlich als Wasserratte auf die Welt gekommen, aber man hat dann künstlich eine Landratte aus mir gemacht! Das ist der tragische Humor meines Lebens, Liesbeth.

Das verstehe ich nicht; — aber Ihre Cigarre geht aus.

Ja, allerdings; weil ich sie nicht in den Mund stecke.

Weil Sie mich ansehen!

Er lachte. Ja, allerdings: weil ich Sie ansehe, Liesbeth. Doch ich sehe eigentlich nichts mehr, als die beiden Abendsterne in Ihrem Gesicht: sonst ist Alles Nacht. Hören Sie da etwas? Das klingt, wie wenn eine Rakete in die Höhe prasselt. Das Feuerwerk, Liesbeth! Feuerwerk und Stromfahrt! — Wollen wir wieder mit einander spazieren gehen, wie fünf Sommer früher, und die Komödie mit anschauen?

Er sah ihr nach den Augen, doch in der Erwartung, daß sie ihn auslachen, ihn an die veränderte Zeit erinnern werde. Statt dessen stand sie auf, nahm ein Tuch und schlang es sich um den Kopf. Ja, das wollen wir thun! sagte sie hastig. Alles wollen wir thun! — Oh! — — Sie sprach den Gedanken nicht aus, der in diesem Ausruf lag. Eine zweite Rakete ließ sich von Weitem hören, und es war, als elektrisire sie das. Einen

Augenblick stand sie noch und horchte; — mein Junge ist still, murmelte sie, und die alte Rieke ist da. Warum haben Sie die Thür noch nicht aufgemacht, Julius? Gehn Sie doch voran!

Der Jüngling öffnete und sie traten hinaus. Liesbeth fing an, leise ein Lied zu singen, ein Schifferlied, das aus ihrem Mund sonderbar übermüthig klang. Ihr ganzes Wesen erschien ihm verwandelt. Sie ging so frei neben ihm her, als gehöre es sich so, als kenne sie es nicht anders. Draußen am Strom empfing sie die laue, schwüle Nachtluft, nur durch den Wasserdunst ein wenig gekühlt; die junge Frau öffnete die Lippen, wie um diese Schwüle eifriger einzuathmen. Hier und da stand ein Stern am Himmel, doch mit gedämpftem Schein zwischen losem Gewölk. Weiter unten am Strom aber, den man von diesen Häusern aus in seiner ganzen Biegung übersah, nicht weit von der Mündung, stiegen die Feuerpfeile lang in die Höhe, lösten sich oben am Himmelsgewölbe auf und fielen als blaue, grüne, rothe Sterne geräuschlos wieder herab. Schwärmer prasselten hinter ihnen her, Feuerräder schienen sich unten am Ufer zu drehen; man konnte sie von hier aus wegen der dunkeln Schiffe im Strom, wegen der auf und ab schwimmenden Kähne nur undeutlich erkennen. Plötzlich entflammte sich dann irgend ein bengalisches Licht und warf seine phantastische Farbe über den gekrümmten Strom, die Ufer, die Menschenmassen, die sich in den Böten und am Lande drängten. Die ganze Bevölkerung, Einheimische und Fremde, schien

dort unten, wie die Motten um's Licht, versammelt zu sein. Liesbeth und Julius standen nicht weit von Johann Ohlerich's Haus am Bollwerk, neben einer Yacht, die hier vor Anker lag, ganz mit sich allein und wie in den Mantel der Nacht eingehüllt, aus dessen Kapuze sie in den künstlichen Tag hineinstarrten, ohne von den Tageskindern gesehen zu werden.

Wollen wir auch näher gehen? fragte Julius.

Sie schüttelte den Kopf. Eine gewisse Furcht vor den Menschen, vor der Helligkeit schien sie doch zu befallen. Ohne etwas zu sagen, setzte sie sich auf der hölzernen Einfassung des Bollwerks nieder, die sich nur wenig über den Boden erhob. Julius folgte ihr, setzte sich neben sie. Während sie den farbigen Sternen der Raketen nachstarrte, sah er auf ihr Profil, das sich in seiner ganzen scharfen Kühnheit in den Nachthimmel hineinzeichnete, und freute sich, daß sie so friedlich und so romantisch ihm zur Seite saß. Nach einer Weile horchte sie plötzlich auf; ein dumpfes Schüttern in der Luft weckte ihr scharfes Ohr. Es wuchs heran; nun erkannte auch Julius, daß es Räderschlag auf dem Wasser war. Eine dunkle Masse wälzte sich hinter ihnen stromabwärts, oben auf dem Verdeck schwach erhellt. Sie rauschte an ihnen vorbei und dem Landungsplatz zu.

Der Dampfer! sagte Liesbeth vor sich hin.

Johann Ohlerich! dachte Julius, blieb aber still. Es war das letzte Schiff, das heute von Rostock kam, also brachte es Johann Ohlerich zurück. Unwillkürlich nahm

der junge Mann eine andere, stolzere, fast drohende Stellung ein, als müsse er sich rüsten, seine Rolle als Liesbeth's Beschützer durchzuführen. Er zog den Hut ein wenig tiefer in die Stirn herein und legte die Beine, lang ausgestreckt, über einander. Dann hörte er, wie Liesbeth's Athem rascher und schwerer ging. Es ward ihm sehr zärtlich und heroisch zu Muth; er legte sanft einen Arm auf ihre Schulter, wie um sie seiner Nähe zu versichern. Sie zuckte etwas zusammen, ließ es aber ruhig geschehn.

Liesbeth! Liesbeth! sagte er nach einer Weile und drückte sie in seiner Aufregung leise an sich heran. Sie schien es nicht zu bemerken, denn mit gespanntem Blick starrte sie in die Dunkelheit hinein, und auf einmal hörte er, wie ihre Zähne heftig zusammenschlugen. Auf der unbeleuchteten Uferstraße schritt eine Gestalt daher, die Julius nicht erkannte; er sah nur den breiten Umriß und vernahm den festen, schallenden Schritt. In der Nähe der Beiden blieb die Gestalt einen Augenblick stehen, als suche sie etwas; dann ging sie eben so festen Schrittes vorüber. Liesbeth hatte fast das ganze Gesicht in ihr Tuch gehüllt. Nach einer Weile murmelte sie dumpf vor sich hin: Das ist mein Mann! — Julius hörte, daß sie etwas sagte, die Worte verstand er nicht. Er sah ihr fragend in die Augen, doch sie war wieder still. Ihr Gesicht war blaß geworden und eine fast wilde Aufregung flog darüber hin.

Der Beginn der Musik, die sich in der Ferne auf

dem Wasserspiegel in einem der Kähne erhob, zog seine Augen wieder den Strom hinab. Mit phantastischer Schnelligkeit tauchten überall Schiffchen mit bunten Lampen, mit hin und her schwankenden Fackeln auf, die in die dunkle Flut feurig hinuntertrieften. Die kleinen Fahrzeuge, mit halb beleuchteten Menschen angefüllt, schienen in lustiger Unordnung durcheinander zu fahren. Lachen, Rufen, Schreien tönte bis hier herauf; dazwischen die ernsthaft gleichmäßige Musik der Trompeten. Liesbeth that, als höre sie dem Allem so andächtig wie ihr Begleiter zu; sie ließ ein Lachen vernehmen, das indessen nicht lustig klang. Ihr Ohr horchte in Wirklichkeit nur hinter sich. An ihrem Haus ging die Thür; sie hörte Johann Ohlerich auf die Schwelle treten, in den Flur hinein. Dann nach einer Weile klang die Thür von Neuem, derselbe männliche Schritt tönte über das Holz, über die Steine, kam wieder auf die Straße und ging den Weg an den Häusern hin zurück, den er gekommen war. Sie hörte Johann Ohlerich dumpf mit sich selber sprechen, als er in ihrer Nähe vorüberschritt. Diesmal schien er nichts von den Beiden zu sehen. Zuletzt versank seine Gestalt in die allgemeine Nacht, und nur die bunten Lichter auf dem Strom füllten ihr noch die Augen.

Was haben Sie, Liesbeth? fragte Julius, da die Schulter der jungen Frau unter seiner Hand leise zu zittern anfing. Wie, Sie frieren doch nicht?

O, mir ist warm genug! antwortete sie mit Dop-

pelsinn, der aus dem herben Ton ihrer Stimme wiederklang. Ich finde es sehr schön hier draußen, und hier will ich bleiben.

Die ganze Nacht, Liesbeth?

Warum nicht? antwortete sie kurz. Was soll ich zu Hause thun?

Sie fürchten sich vor Ihrem Tyrannen!

Ich mich fürchten! sagte sie mit einer stolzen Bewegung. Aber er soll mich nicht wiedersehn, bis er mir mein Recht gegeben hat. Er soll's erleben, daß ich noch bin wie damals.

Sie haben Recht, Liesbeth! sagte Julius jetzt feurig aufgeregt. Bleiben Sie hier; ich beschütze Sie!

Sie antwortete nichts.

Wie kann man so ein Unmensch sein, Ihnen Unrecht zu thun! Sie haben ihn verwöhnt. Sie sind zu gut gegen ihn. Wenn Sie nur auch einmal gegen mich so gut sein wollten — gegen mich, Liesbeth.

Sie sind ein Narr, Julius! sagte sie sanft.

Wenn ich einer wäre, so sind Sie selbst daran schuld! — Hören Sie doch die Musik — diese schöne Musik! murmelte er mit aufgelöster Stimme. Die ganze Flotte der beleuchteten Schiffchen schwamm stromauf, nahe an sie heran, und die Hornisten bliesen: „Ich weiß nicht, was soll es bedeuten" in die Nacht hinaus. Dann kehrten Musik und Lampen wieder um, und in langsamem Verklingen zog sich die weichherzige Melodie in die Ferne zurück, nach dem Meere zu. Liesbeth's Wan-

gen fingen an zu glühen, die starre Blässe hatte sie verlassen. Julius nahm ihre Hand; sie ließ sie ihm. Er fühlte, wie rasch ihr Puls auf und nieder zuckte. Ach, Liesbeth! ich wollte, ich könnte Sie entführen! flüsterte er mit einem scherzenden Seufzer.

Wohin? fragte sie.

Wohin? — In eine Gegend, wo es immer so schön ist, wie heute. Wo es keine Johann Ohlerichs und keine Tyrannen giebt.

Sie antwortete nur durch ein bitteres Lachen.

Sie sollen nicht mehr unglücklich sein; ich geb' es nicht zu! — Ich will Ihnen zeigen, daß ich auch ein Mann bin! — Liesbeth, sagte er dann weich und drückte ihre Hand, — ich bin in Sie verliebt!

Ach Gott! murmelte sie mit kaum vernehmlichem Lächeln.

Und ich halt' es nicht länger aus! flüsterte er, plötzlich vor Aufregung zitternd. Liesbeth! — — Er drückte sie an sich, seine beiden Hände hatten sie auf einmal umschlungen. Ich beschütze Sie! — Indem er das sagte, suchte er ihren Mund und küßte sie so ungestüm, daß er ihr den Schrei zwischen den Lippen erstickte. Ich muß es thun, Liesbeth! ich muß es thun! flüsterte er, ohne mehr zu wissen, was er sagte. Und damit drückte er wieder seine Lippen auf ihren Mund.

Herr mein Gott! sagte sie endlich und machte sich von ihm los. Nun sah er erst ihr Gesicht und erschrak. Sie war aufgesprungen, eine plötzliche Angst hatte sie

entfärbt, ihr einen verzweifelten Ausdruck gegeben, der sie entstellte. Ihr Blick flog umher, sie rang heftig nach Luft. Herr mein Gott! wiederholte sie dann und trat zurück. Julius! Lassen Sie mich gehn!

Nein! flüsterte er, sprang in die Höhe und streckte die Hände nach ihr aus, um sie zu halten. Doch sie war zu schnell. Das Kopftuch war ihr bei seiner Umarmung in den Nacken geglitten; in der Aufregung riß sie es sich vom Halse, schlug damit nach seiner Hand und lief davon. Er wollte sie noch bei ihrem Namen rufen, aber Stimmen und Schritte, die sich näherten, brachten ihn zur Besinnung. Mit halb geöffneten Lippen blieb er stehen. Liesbeth, wie wenn er sie verfolgte, lief durch die Nacht weiter bis an ihr Haus, riß die Thür auf und warf sie hinter sich zu. Dann hörte er, wie der Schlüssel sich im Schlosse drehte. Er sah ihr nach wie einem Nachtgespenst, das vor seinen Augen zerflattert war, und glaubte sie doch noch in seinen Armen, an seinen Lippen zu fühlen.

III.

Die junge Frau athmete erst wieder auf, als sie in ihrem Zimmer neben der Lampe stand. Sie hatte sie angezündet, die angstvolle Dunkelheit erhellte sich, sie sah wieder alle die gewohnten Dinge um sich her. Das Bettchen ihres Knaben stand neben dem ihren. Sie hörte den Kleinen in ruhigem Schlummer athmen, und das

Blut stieg ihr vor innerer Verwirrung in's Gesicht. Die Musik von vorhin klang ihr wieder im Ohr, sie sah sich in Julius' Armen, fuhr von Neuem zusammen, und fühlte doch die Aufregung aller ihrer Sinne. Es war etwas in ihr erwacht, vor dem sie sich fürchtete. Sie hatte sich nie so gekannt. Ein Gesangbuch lag neben ihr, — das Buch, von dem sie vorhin ihre Photographie genommen, in dem die alte Rieke inzwischen gelesen hatte, die nun still auf dem Hof in der warmen Nachtluft saß. Sie schickte die Alte fort, nahm das Buch und fing an mit halblauten Lippen darin zu lesen, indeß ihre Gedanken um den unverstandenen Sinn der Worte herumflatterten. Sie konnte sich nicht fassen, es rührte sich so fieberhaft in ihrem Blut. Endlich legte sie das Buch auf den Stuhl, kleidete sich aus und ging zu Bett. Durch die Fenster drang eine wachsende Helligkeit herein: der Mond war aufgegangen und beschien ihren Hof. Aber sie konnte sich dennoch nicht entschließen, die Lampe auf dem Nachttisch auszulöschen. Es verlangte sie so sehr nach hellem Licht. Die Musik summte ihr noch fort und fort im Ohr, und sie fühlte doch, daß es eine Täuschung ihrer Sinne war. Sie glaubte sogar Julius neben sich flüstern zu hören, — aufgeregte, verführerische Worte. Als könne sie diesen Einbildungen so besser ein Ende machen, richtete sie sich auf. Nun klang die Thür, die durch den Durchgang nach dem Hofe führte, und deutliche Schritte — keine Einbildung mehr — kamen laut heran. Es war Johann Ohlerich's Schritt.

Sie legte sich wieder in ihr Kissen zurück, in tiefer Beklemmung. Die Thür nach dem Hof ging auf — sie hatte nicht daran gedacht, sie zuzuschließen — und nicht lange darauf trat die hohe Gestalt ihres Mannes herein, den Hut auf dem Kopf.

Das ist heut ein böses Wiedersehen, nach so langer Trennung! dachte sie.

Johann Ohlerich sagte nichts, ging in dem kleinen Zimmer mehrmals auf und ab, blieb vor dem Bett seines Jungen stehen, der ruhig fortschlief, und murmelte nur etwas vor sich hin. Sie blickte ihn von der Seite an, er hatte ein geröthetes Gesicht; sie errieth, daß ihn irgend ein heißes Getränk so geröthet hatte. Denn seine Haut färbte sich allemal, wenn er hastig trank. Die Brauen hatten sich über der Nase stark zusammengezogen, auch sah sie die blaue Ader auf seiner Stirn. Dieser Anblick machte ihr Furcht; doch sowie sie das fühlte, erwachte der alte Trotz, der die Furcht vor ihm nicht dulden wollte. Er hat es so gewollt! dachte sie, obwohl ihr noch die Beklemmung auf dem Herzen lag. Er hat es selber gewollt!

Es verging noch eine Weile, bis er sich zu ihr wandte. Liesbeth! sagte er dann und blieb vor ihr stehen. Wo bist du gewesen, als ich nach Hause kam?

Sein Ton war ruhig, und sogleich regte sich auch ein weiches Gefühl in ihr. Wo ich gewesen bin? antwortete sie sanft. Das Feuerwerk und die Stromfahrt hab' ich mir angesehen.

Mit wem?

Sie war einen Augenblick stumm. Mit dem Herrn Julius, sagte sie dann und erröthete wider ihren Willen.

Ihr zwei Beide allein?

Nun ja; wir Beide allein.

Es war natürlich noch helllichter Tag?

Ihr Gesicht wurde bei dieser stachelig bösen Frage flammendroth. Sie sah ihn erbittert an und schwieg.

Antwort! rief er plötzlich mit losgelassener, jähzorniger Stimme. Antwort, oder ich weiß nicht, was ich thue! — Was ist zwischen euch geschehn?

Wenn du so schreist, sage ich kein Wort. Ich bin auch ein Mensch, wie du; du sollst mich nicht anfahren wie einen Hund, ich krieche auch nicht vor dir. Heute Morgen hab' ich dir's gesagt, daß ich etwas thun würde was dich nicht freut —

Was ist zwischen euch geschehn? schrie er sie wieder an. Herr Gott Sakrament — was ist zwischen euch geschehn? — Er ergriff ihren Arm und drückte ihn so heftig, daß sie einen Schrei ausstieß. Durch diesen Laut wieder ein wenig zur Besinnung gebracht — denn er war außer sich — ließ er nach zu drücken, aber er behielt ihren Arm in seiner Hand. Ich sag' dir, ich will die Wahrheit wissen, oder ich bring' dich um!

Liesbeth richtete sich mit ihrem freien Arm im Bette auf. Ihr ganzer Widerstand war durch seine Mißhandlung entflammt. Du weckst das Kind auf! sagte sie mit wilder Kälte. Laß meinen Arm los, oder kein

Wort geht mehr über meine Lippen. Ich fürchte mich nicht vor dir!

Er ließ sie los. Was habt ihr mit einander zu thun gehabt, draußen in der Nacht? rief er wieder aus.

Nichts, daß ich dir drum nicht mehr in's Gesicht sehen könnte! sagte sie und blickte ihn ruhig an. Ich weiß, was ich mir selber schuldig bin; brauch's von Niemand zu lernen. Aber nun sag' ich nichts mehr. Mit Gewalt zwingst du mir nichts ab! Zieh' doch dein Messer und bring' mich um; so fühl' ich's wenigstens nicht mehr, wenn du mir den Arm zerbrichst und mir in's Gesicht schreist.

Liesbeth! sagte er mit gedämpfterer Stimme, durch ihre Worte in Verwirrung gebracht. Wer ist Schuld daran, als du? Warum machst du mich toll?

Ich mache Niemand toll, der's nicht von sich selber wird! — — Sie hörte das Kind weinen, das aus dem Schlaf geschreckt war, stand auf und setzte sich neben ihren Knaben an's Bett. Ihr Gesicht, ihr wenn auch erzwungenes Lächeln wirkte beruhigend auf den Kleinen. Er hielt zwar die Augen noch offen, lag aber wieder still, mit einer von seinen Händen die der Mutter streichelnd.

Johann Ohlerich ging von Neuem im Zimmer auf und ab, mit gedämpftem Schritt. Endlich stand er vor Liesbeth, die auf den Knaben sah, und murmelte ihren Namen. Sie wandte ein wenig den Kopf. Du willst mir also nicht sagen, Liesbeth, fing er halblaut wieder an, was heut Abend geschehen ist.

Was du zu wissen brauchtest, hab' ich dir gesagt! Nun ist's aus.

Das ist dein letztes Wort?

Sie gab keine andere Antwort als ein kurzes Nicken. Darüber ließ das Kind die Augen wieder zufallen und schlief ein. Johann Ohlerich sah diesem Vorgang zu, als sei es das Wichtigste, was er jetzt zu thun hätte. Dann warf er auf Liesbeth einen leidenschaftlichen, zornig zärtlichen Blick. Sie erwiederte ihn nicht. Nun, so hab' ich auch noch ein letztes Wort! sagte er nach einem langen Schweigen.

Sie that, als hörte sie nicht.

Ich bin der Herr im Haus! — Morgen fahr' ich nach Hamburg zurück, Liesbeth — und du fährst mit mir.

Ueberrascht sah sie ihn an. Was soll das heißen? fragte sie nach einer Weile.

Das soll heißen, daß ich der Geschichte hier ein Ende machen will! daß ich es satt habe, dich mit deinem jungen Herrn allein zu lassen! daß ich dir nicht traue — verstehst du! Und daß du mir gehorchen sollst, oder es giebt ein Unglück!

Er sagte das mit wachsender Leidenschaft, sie hörte aus jedem Wort, wie es ihn durchwühlte. Er stand still und sprach nicht laut, um das Kind nicht zu wecken, aber der Ton, die Augen sprachen Alles aus. Es kam sie ein Zittern an; doch sie überwand es. Ohlerich! sagte sie dann aufgeregt. Du weißt, daß ich meinen Willen

habe, so gut wie du. Ich lasse mich nicht länger von dir behandeln wie ein schlechtes Weib! Wenn du mich zwingen willst, so lauf' ich davon, so bin ich dein Weib nicht mehr, und mit aller Lieb' ist's vorbei.

Ich traue dir nicht! knirschte er zwischen den Zähnen.

Wann hättst du's auch je gethan? sagte sie mit aller Bitterkeit. Was Vertrauen heißt, das weißt du ja nicht. Jetzt laß mich schlafen gehen! — Sie trat wieder an ihr Bett.

Liesbeth! sagte er außer sich, doch mit immer verhaltener Stimme; — sie sprachen Beide kein lautes Wort. Liesbeth! du fährst morgen früh mit mir nach Hamburg, oder es giebt ein Unglück, so wahr ich lebe.

Ich bleibe hier bei dem Kind! antwortete sie.

Du sollst diesen Menschen nicht wiedersehen — jetzt nicht! Ich will's nicht! Morgen früh um Vier stehst du auf, wir segeln nach Rostock hinauf. Du giebst mir jetzt dein Wort, daß du mit mir gehst, oder ich thue was, das mich reut, — das ich nicht lassen kann.

Thu's! — Sie sollen hier nicht mit Fingern auf mich zeigen, wie auf eine nichtsnutzige Frau, der ihr Mann nicht traut, die er wie ein havarirtes Schiff hinter sich her schleppen muß! Noch bin ich ein ehrliches Weib — sie sah ihn finster drohend an: treib's nicht so weit, daß mir's leid wird! Treib's nicht so weit, Ohlerich! Es weiß kein Mensch, was aus ihm werden kann!

Nun, da hör' ich ja, wie es steht! sagte er mit

Was du zu wissen brauchtest, hab' ich dir gesagt! Nun ist's aus.

Das ist dein letztes Wort?

Sie gab keine andere Antwort als ein kurzes Nicken. Darüber ließ das Kind die Augen wieder zufallen und schlief ein. Johann Ohlerich sah diesem Vorgang zu, als sei es das Wichtigste, was er jetzt zu thun hätte. Dann warf er auf Liesbeth einen leidenschaftlichen, zornig zärtlichen Blick. Sie erwiederte ihn nicht. Nun, so hab' ich auch noch ein letztes Wort! sagte er nach einem langen Schweigen.

Sie that, als hörte sie nicht.

Ich bin der Herr im Haus! — Morgen fahr' ich nach Hamburg zurück, Liesbeth — und du fährst mit mir.

Ueberrascht sah sie ihn an. Was soll das heißen? fragte sie nach einer Weile.

Das soll heißen, daß ich der Geschichte hier ein Ende machen will! daß ich es satt habe, dich mit deinem jungen Herrn allein zu lassen! daß ich dir nicht traue — verstehst du! Und daß du mir gehorchen sollst, oder es giebt ein Unglück!

Er sagte das mit wachsender Leidenschaft, sie hörte aus jedem Wort, wie es ihn durchwühlte. Er stand still und sprach nicht laut, um das Kind nicht zu wecken, aber der Ton, die Augen sprachen Alles aus. Es kam sie ein Zittern an; doch sie überwand es. Ohlerich! sagte sie dann aufgeregt. Du weißt, daß ich meinen Willen

habe, so gut wie du. Ich lasse mich nicht länger von dir behandeln wie ein schlechtes Weib! Wenn du mich zwingen willst, so lauf' ich davon, so bin ich dein Weib nicht mehr, und mit aller Lieb' ist's vorbei.

Ich traue dir nicht! knirschte er zwischen den Zähnen.

Wann hättst du's auch je gethan? sagte sie mit aller Bitterkeit. Was Vertrauen heißt, das weißt du ja nicht. Jetzt laß mich schlafen gehen! — Sie trat wieder an ihr Bett.

Liesbeth! sagte er außer sich, doch mit immer verhaltener Stimme; — sie sprachen Beide kein lautes Wort. Liesbeth! du fährst morgen früh mit mir nach Hamburg, oder es giebt ein Unglück, so wahr ich lebe.

Ich bleibe hier bei dem Kind! antwortete sie.

Du sollst diesen Menschen nicht wiedersehen — jetzt nicht! Ich will's nicht! Morgen früh um Vier stehst du auf, wir segeln nach Rostock hinauf. Du giebst mir jetzt dein Wort, daß du mit mir gehst, oder ich thue was, das mich reut, — das ich nicht lassen kann.

Thu's! — Sie sollen hier nicht mit Fingern auf mich zeigen, wie auf eine nichtsnutzige Frau, der ihr Mann nicht traut, die er wie ein havarirtes Schiff hinter sich her schleppen muß! Noch bin ich ein ehrliches Weib — sie sah ihn finster drohend an: treib's nicht so weit, daß mir's leid wird! Treib's nicht so weit, Ohlerich! Es weiß kein Mensch, was aus ihm werden kann!

Nun, da hör' ich ja, wie es steht! sagte er mit

einer Art von Lachen. So weit verlaufen sich deine Gedanken schon! — Goddam, da muß ich ein Ende machen, oder ich fahr' auf den Grund. Du segelst morgen früh mit mir nach Hamburg ab: gieb Acht, Liesbeth, jetzt sag's ich's zum letzten Mal.

Ich bleibe hier! antwortete sie kurz.

Ich thue, was mich reut! — Er oder ich! — Liesbeth, ich mach' ein Ende!

Sie sah ihn plötzlich angstvoll an, richtete sich etwas auf, aber sie schwieg. Johann Ohlerich wartete auch nicht mehr, ob sie noch etwas sagen werde. Seine Augen sahen offenbar verstört umher, dann griff er mit der geballten Faust in seine Tasche, in der er das Dolchmesser trug, rückte seinen Hut und ging mit raschen Schritten zur Thür hinaus. Sie rief seinen Namen, doch er hörte nicht. Er war schon draußen im Mondschein. Durch den Durchgang trat er auf die Straße, so hastig, wie wenn hier keine Zeit mehr zu versäumen sei. Dann schloß er die Thür von außen wieder zu, murmelte ein paar verstörte Worte — er war fassungslos in seiner Wuth — und ging an den Häusern fort, still vor sich hin.

Die nächtliche Beleuchtung auf dem Strom war mittlerweile erloschen, Musik und Gondelfahrt hatten aufgehört. Doch am Ufer entlang war noch nicht Alles still. Die warme Mondnacht schien die Menschen länger als gewöhnlich festzuhalten; aus dem nächsten Wirthshaus lärmte es hervor. Matrosen von den Schiffen, die an

beiden Stromufern lagen, hatten sich dort unter dem luftigen Vordach angesiedelt, sangen ein ausländisches Lied, während Andere dazwischen lachten und schrieen. Johann Ohlerich hörte es mit dumpfem Ohr, indem er dem Geräusch näher und näher kam. Doch er war noch nicht weit gegangen, als ein anderer Lärm ihm die Straße kreuzte. Eine junge Dirne aus dem Ort, die ein trunkener schwedischer Matrose um den Leib gefaßt hatte, machte sich schreiend von ihm los und lief davon; der Andre hinter ihr her. Sie wollte in das nächste Haus hinein; in demselben Augenblick trat aus der Thür ihr Vater, ein eisgrauer alter Lootse, hervor, eine lange Stange in der Hand, mit zornrothem Gesicht, um den frechen Menschen niederzuschlagen. Doch da seine altersschwachen, zitternden Arme die schwere Stange nicht regieren konnten, hatte der Schwede schnell das andere Ende gepackt, zog den Lootsen sammt der Stange an sich heran und holte mit seinem langen Matrosenmesser gegen ihn aus. Es war für Ohlerich schon zu spät, zu Hülfe zu eilen. Der Alte schien verloren, als plötzlich ein junger Mann herzusprang, den man bisher nicht gesehen hatte, und sich mit seinen unbewaffneten Händen vor den Bedrohten hinstellte. Das Messer des Matrosen fuhr nun nach dessen Hand. Doch gleich darauf hatte der junge Mann seinen Gegner an der Brust gepackt, und während das Blut aus der Wunde lief, warf er ihn so heftig zurück, daß der trunkene Mensch zu Boden fiel. Der Boden schütterte, so schwer fiel er hin. Auf seinen

Ruf sprangen sogleich ein paar seiner Landsleute aus dem Wirthshaus hervor, schrieen dem jungen Mann in gebrochenem Deutsch drohende Worte zu und traten ihm mit ihren Dolchmessern entgegen.

Nichts da! rief nun Johann Ohlerich dazwischen, der mittlerweile auch herangekommen war. Steckt eure alten Käsemesser wieder ein; hier wird nicht so zugestochen! Wenn ihr nicht eben so betrunken seid, wie der Lump da auf der Erde, so hebt ihn auf und bringt ihn wieder an Bord, oder es geht ihm schlecht! Und wenn all' seine Rippen noch heil sind, so kann er sich Glück wünschen, daß er so davon kommt. Bringt ihn an Bord, sag' ich!

Die fremden Matrosen, durch Ohlerich's wildes Gesicht eingeschüchtert, vielleicht auch in dem Glauben, daß er hier am Ort zu befehlen habe, murmelten nur noch etwas vor sich hin, hoben ihren Kameraden vom Boden auf und trugen ihn in ein Boot, das unten am Bollwerk lag. Der Betrunkene suchte sich von ihnen loszumachen, drohte bald mit dem einen, bald mit dem andern Arm nach der Straße herauf. Doch die Matrosen setzten ihn auf eine Bank, stießen vom Lande ab und ruderten nach einem der dunklen Schiffe am andern Ufer hinüber. Im Mondschein sah man noch das aufgeregte Gesicht des Schweden, der mit seinem Messer in ohnmächtiger Wuth in's Wasser schlug, daß die Tropfen versilbert aufspritzten. Er stieß mit unsicherem Arm so heftig zu, wie wenn er dem Fluß den Bauch aufschlitzen wollte.

Endlich landete das Boot drüben am Schiff, und man sah ihn nicht mehr.

Pfui, es sieht häßlich aus, — so ein wüthiger Mensch! murmelte Johann Ohlerich vor sich hin.

Hat der Hundsfott tüchtig zugestoßen? fragte er dann und wandte sich zu dem jungen Mann, dessen Gesicht er noch nicht gesehen hatte. Doch jetzt fuhr ihm ein unwillkürlicher Laut der Ueberraschung aus der Kehle. Es war Julius, der neben ihm stand. Der Jüngling hatte sein Taschentuch gezogen und fing das Blut damit auf, das ihm noch tropfenweise zwischen den Fingern hervorquoll. Zugleich betrachtete er die Wunde aufmerksam, — weil ihm wenig daran lag, Johann Ohlerich in's Gesicht zu sehen.

Ah, Sie sind es also! sagte dieser endlich sehr gedehnt und nicht ohne Mühe.

Ja, ich bin es, antwortete Julius.

Wie kamen Sie denn hierher?

Ich wollte noch einen Spaziergang machen, — in der schönen Nacht! sagte Julius in unverhehlbarer Verwirrung.

Was für einen Spaziergang Der wohl machen wollte! dachte Ohlerich und blickte den Jüngling äußerst argwöhnisch an. Dann sah er wieder das Blut und fragte mit einer Gutmüthigkeit, die er beim besten Willen nicht unterdrücken konnte: Hat er gut getroffen?

O nein; herzlich schlecht! sagte Julius lachend. Es that ihm sehr wohl, daß er einen Anlaß hatte, zu lachen.

Dabei schwenkte er die Hand geringschätzig und ließ den nächsten Tropfen den Finger hinunterlaufen. Es ist ein elender Schmiß! Mit einem kleinen Stück Heftpflaster macht man der Sache ein Ende.

Nun, so ein paar Blutstropfen kann man zur Noth entbehren, wenn man so viel davon im Vorrath hat, sagte Ohlerich gutmüthig, mit einem Blick auf Julius' blühendes Gesicht. Es fiel ihm auf einmal in die Sinne, wie hübsch und stattlich dieser junge Mensch aussah. Die schönen braunen Augen regten ihn auf. Dazu der junge, kriegerische Bart, wie er selbst ihn nicht hatte. Es ward ihm wieder heiß in der Brust. Er dachte an Liesbeth, und wie natürlich es sei, sich in so einen Menschen zu verlieben, — Alles in ihm bäumte sich wieder auf. Unterdessen zog Julius ein Stück Heftpflaster aus seiner Brusttasche hervor und klebte es auf den langen, aber schmalen Riß. Dann fragte er, um nicht länger stumm zu sein: Und Sie — wo wollten Sie hin?

Wo ich hin wollte? — Nun, in's Wirthshaus! antwortete Johann Ohlerich.

In das nächste da?

Wahrscheinlich!

Man hat da gutes bayrisches Bier! fiel Julius ein zu bemerken.

Und guten Porter, setzte Ohlerich hinzu. Ich für meine Person ziehe Porter vor; er hat mehr Gewalt, er geht besser in's Blut.

Wenn ich ihn mit Ale mischen kann, ist er mir noch

lieber! warf Julius möglichst behaglich hin. Indem er das sagte, bekam er lebhaften Durst. Er sah Johann Ohlerich zuversichtlicher an, und unfähig, seine menschenfreundlichen Wallungen länger zu unterdrücken, setzte er hinzu: Ich habe Ihnen übrigens noch nicht einmal gedankt, Ohlerich, daß Sie mir einen zweiten Messerstich erspart haben. Kommen Sie, lassen Sie uns etwas Porter mit Ale trinken!

Johann Ohlerich wollte den Kopf schütteln, aber seine Gefühle mischten sich sonderbar durch einander. Danken! — Sie haben mir nichts zu danken, antwortete er.

Doch, ich hab' Ihnen zu danken. Womit hätt' ich mich gegen die Kerle wehren sollen? Ich hatte ja nichts, als die beiden Hände.

Warum liefen Sie denn mit Ihren nackten Händen so auf das Messer los?

Nun, da besinnt man sich doch nicht lange, wenn man helfen muß? antwortete Julius.

Johann Ohlerich ließ ein beifälliges Murmeln hören. Dann ärgerte er sich wieder über dieses Murmeln und suchte nach irgend einer unfreundlicheren Wendung, die seine feindselige Stimmung ausdrücken sollte. Doch über dem Anblick von Julius' blutiger Hand fiel ihm keine ein. Endlich sagte er nur: Porter mit Ale ist gut.

Ja, Porter mit Ale ist gut! wiederholte Julius. In so 'ner warmen Sommernacht hab' ich immer Durst. Und wenn einem das Wirthshaus so vor der Nase

liegt — — Und damit ging er vorwärts, um die letzten Schritte bis zum Wirthshaus zu machen. Johann Ohlerich ging in demselben gemessenen Tempo neben ihm her. Er hatte Lust, stehen zu bleiben oder umzukehren, aber es fiel ihm nicht ein, was für einen Beweggrund er dafür angeben sollte.

O ja, Porter mit Ale ist gut! sagte er endlich noch einmal und trat unter das Vordach, wo noch etwa ein halbes Dutzend Gäste an den Tischen saß. Peter Jungmann, der Wirth, kam sogleich auf ihn zu. Hier steht ja ein leerer Tisch! sagte Julius, dem nun auf einmal etwas beklommen ward. Ja, der Tisch ist leer, bestätigte Ohlerich. So setzten sie sich und fingen an, Porter mit Ale zu trinken.

IV.

Als Liesbeth in der nächsten Morgenfrühe, nach kurzem Schlaf und qualvollem Wachen, mit schwerem Herzen erwachte, wunderte sie sich sehr, daß sie an der verschlossenen Hausthür klopfen hörte. Sie stand auf und sah nach der Uhr; es war zwischen Vier und Fünf. Das Klopfen wiederholte sich im Takt, wie nach einer lustigen Melodie. Sie verwunderte sich noch mehr, fuhr in ihre Kleider und ging über den Flur, um zu öffnen. Draußen standen die Beiden, an die sie die ganze Nacht, im Traum und im Wachen, gedacht hatte; aber nicht als Gegner mit gezogenen Messern, sondern äußerst

friedlich, Jeder gegen einen der Thürpfosten gelehnt. Sie schienen etwas zu frieren, ein frischer Morgenwind ging ihnen durch die wirren Haare. Aber sie summten Beide ein Lied vor sich hin und warfen heitere Blicke aus ihren überwachten, großen Augen. Bei diesem gänzlich unerwarteten Anblick fuhr Liesbeth zurück, und da sie nicht begriff, was sie dazu sagen sollte, sagte sie kein Wort.

Du könntest uns einen Kaffee machen, Liesbeth! fing Ohlerich an, als wäre nichts zwischen ihnen vorgefallen, mit einem eigenthümlich humoristischen Ausdruck um die Lippen. Mit dem Kaffee muß man allemal abschließen; und du machst ihn ja gut, sagt der Herr Julius. Das ist ein Mann, der es wissen muß! Also Kaffee, vom besten.

Ja du mein Gott, wo kommt ihr denn aber her? fragte die junge Frau immer noch fassungslos.

Weißt du denn nicht mehr, wer Peter Jungmann ist? antwortete Ohlerich.

Liesbeth griff sich vor Verwunderung an den Kopf. Wie, seid ihr denn die ganze Nacht im Wirthshaus gewesen?

Julius nickte ihr heiter zu, schlug dann aber auf einmal die Augen verwirrt vor ihr nieder und sah sie nicht wieder an.

Ja, die ganze Nacht, erwiederte Ohlerich.

Und habt immerfort —?

Getrunken? Nein, immerfort getrunken haben wir nicht. Erst haben wir uns in Porter und Ale versucht;

die waren beide gut. Dann sind wir der Nacht näher auf den Leib gerückt, und als die „Abendwache" aus war, haben wir während der „Hundewache" mit dem Schiffer Albrecht schwarzen Peter gespielt. Und zwischen der Hundewache und der Morgenwache sind wir auf den Bänken eingeschlafen.

Was! Unter dem Vordach, in der freien Luft?

Peter Jungmann, der junge — nicht der alte — hat uns Decken über den Leib gelegt. Und jetzt sind wir hergekommen, um hier Kaffee zu trinken.

Herr du mein Gott! — Liesbeth sah bald den Einen, bald den Andern an, sie verstand von alledem noch immer kein Wort. Es fiel ihr auf, wie sonderbar vergnügt Johann Ohlerich wieder lächelte; dann spitzte er die Lippen und pfiff eine echte Schiffermelodie in den Morgen hinaus. Sie sah wohl, daß er nicht betrunken war; ein viel zu sicherer, überlegener Humor blickte ihm aus den Augen. Endlich hielt sie es nicht mehr aus, diesen räthselhaften Menschen anzusehen, und ging in die Küche an den Herd.

Von Zeit zu Zeit hörte sie ihren Mann etwas vor sich hin summen; der Andre war still. Als sie mit dem fertigen Kaffee wiederkam, fand sie die Beiden auf der Bank vor der Thür, Julius fröstelnd und mit zugeknöpftem Rock in eine Ecke gedrückt, einstweilen bemüht, sich durch eine Cigarre zu erwärmen und munter und zuversichtlich dreinzusehen. Ein runder Tisch stand vor ihnen, den Ohlerich aus dem Wohnzimmer herausge-

tragen hatte. Die frische Morgenluft ist gut! sagte er und warf sich behaglich auf die Bank, in die andere Ecke.

Liesbeth stellte den Kaffee auf den Tisch; nun bemerkte sie, wie scharf beobachtend Ohlerich's Augen in aller Stille auf ihr und Julius ruhten. Es ward ihr unheimlich zu Muth. Ohlerich! nahm sie endlich das Wort und ward dabei feuerroth: warum bist du die ganze Nacht im Wirthshaus gewesen?

Warum? — Wenn etwas Besonderes vom Stapel läuft, Liesbeth, so wird allemal der Kiel heiß und fängt an zu brennen: da muß viel Feuchtigkeit aufgegossen werden. Das hab' ich heut Nacht gethan! setzte er lachend hinzu.

Ich versteh' dich nicht! murmelte Liesbeth verwirrt. Ohlerich antwortete nicht. Er nahm den Kaffee und schenkte seinem Gast und sich selber ein. Julius dankte und trank hastig aus. Sein morgenbleiches Gesicht fing wieder an sich zu färben, gleichsam aufzuthauen. Mein Alter wird sich wundern, wenn ich erst heute Morgen nach Hause komme! sagte er mit unwillkürlicher Heiterkeit vor sich hin.

Er wird sich wohl noch ganz anders wundern! brummte Ohlerich leise.

Es war mittlerweile voller, sonniger Tag geworden, und auf der Yacht, die ihnen zunächst am Bollwerk lag, entstand Geräusch und Bewegung. Zuerst steckte ein Schiffsjunge seinen Kopf aus der Luke vorn am Bug, neben dem Anker, hervor; dann stieg der Schiffer, ein

die waren beide gut. Dann sind wir der Nacht näher auf den Leib gerückt, und als die „Abendwache" aus war, haben wir während der „Hundewache" mit dem Schiffer Albrecht schwarzen Peter gespielt. Und zwischen der Hundewache und der Morgenwache sind wir auf den Bänken eingeschlafen.

Was! Unter dem Vordach, in der freien Luft?

Peter Jungmann, der junge — nicht der alte — hat uns Decken über den Leib gelegt. Und jetzt sind wir hergekommen, um hier Kaffee zu trinken.

Herr du mein Gott! — Liesbeth sah bald den Einen, bald den Andern an, sie verstand von alledem noch immer kein Wort. Es fiel ihr auf, wie sonderbar vergnügt Johann Ohlerich wieder lächelte; dann spitzte er die Lippen und pfiff eine echte Schiffermelodie in den Morgen hinaus. Sie sah wohl, daß er nicht betrunken war; ein viel zu sicherer, überlegener Humor blickte ihm aus den Augen. Endlich hielt sie es nicht mehr aus, diesen räthselhaften Menschen anzusehen, und ging in die Küche an den Herd.

Von Zeit zu Zeit hörte sie ihren Mann etwas vor sich hin summen; der Andre war still. Als sie mit dem fertigen Kaffee wiederkam, fand sie die Beiden auf der Bank vor der Thür, Julius fröstelnd und mit zugeknöpftem Rock in eine Ecke gedrückt, einstweilen bemüht, sich durch eine Cigarre zu erwärmen und munter und zuversichtlich dreinzusehen. Ein runder Tisch stand vor ihnen, den Ohlerich aus dem Wohnzimmer herausge-

tragen hatte. Die frische Morgenluft ist gut! sagte er und warf sich behaglich auf die Bank, in die andere Ecke.

Liesbeth stellte den Kaffee auf den Tisch; nun bemerkte sie, wie scharf beobachtend Ohlerich's Augen in aller Stille auf ihr und Julius ruhten. Es ward ihr unheimlich zu Muth. Ohlerich! nahm sie endlich das Wort und ward dabei feuerroth: warum bist du die ganze Nacht im Wirthshaus gewesen?

Warum? — Wenn etwas Besonderes vom Stapel läuft, Liesbeth, so wird allemal der Kiel heiß und fängt an zu brennen: da muß viel Feuchtigkeit aufgegossen werden. Das hab' ich heut Nacht gethan! setzte er lachend hinzu.

Ich versteh' dich nicht! murmelte Liesbeth verwirrt. Ohlerich antwortete nicht. Er nahm den Kaffee und schenkte seinem Gast und sich selber ein. Julius dankte und trank hastig aus. Sein morgenbleiches Gesicht fing wieder an sich zu färben, gleichsam aufzuthauen. Mein Alter wird sich wundern, wenn ich erst heute Morgen nach Hause komme! sagte er mit unwillkürlicher Heiterkeit vor sich hin.

Er wird sich wohl noch ganz *anders* wundern! brummte Ohlerich leise.

Es war mittlerweile voller, sonniger Tag geworden, und auf der Yacht, die ihnen zunächst am Bollwerk lag, entstand Geräusch und Bewegung. Zuerst steckte ein Schiffsjunge seinen Kopf aus der Luke vorn am Bug, neben dem Anker, hervor; dann stieg der Schiffer, ein

etwas beleibter, jovial aussehender Mann, aus dem Mittelraum auf's Verdeck und hielt sich die Hand vor die Augen, um nach der Wind- und Sonnenseite zu sehn.

Sieh da, das ist der Schiffer Albrecht, mit dem wir heute Nacht Karten gespielt haben! sagte Julius, der es noch immer vermied, Liesbeth anzublicken.

Ein lustiger Kamerad! bemerkte Ohlerich mit seinem heimlichen Lächeln.

O ja! Er erzählt sehr gute Geschichten; rechte Seemannsschnurren.

Nun, er war auch nicht immer Ostseefahrer; als Matrose ist er zweimal um die Welt gesegelt, erwiederte Ohlerich.

Plötzlich wandte sich der Schiffer Albrecht herüber, machte ein sonderbar pfiffiges Gesicht, winkte mit der Hand und rief aus: Guter Wind, Johann Ohlerich!

Guter Wind, ho! rief dieser sogleich zurück. Der laute Ton durchfuhr Liesbeth, als höre sie irgend einen geheimen Sinn heraus, den sie nicht verstand. Sie wollte auf ihres Mannes Gesicht zu lesen suchen; aber Julius' Nähe und Ohlerich's Heiterkeit beklemmten sie allzu sehr. Es lief ihr heiß und kalt über die Haut. Hör' ich da nicht etwas? sagte sie endlich. Ich glaube, mein Junge ist schon aufgewacht! — Sie ging scheinbar horchend in das Haus hinein und machte die Thüre zu.

Johann Ohlerich sah ihr nach. O ja! fing er dann gemüthlich wieder an, er erzählt gute Geschichten, der Schiffer Albrecht! Und er trägt sie gut vor. Aber nun

sollten Sie nur mal die Bilder sehen, die er aus China und Japan mitgebracht hat; — die spaßhaften Bilder, wissen Sie, wovon er heut Nacht bei Peter Jungmann erzählte. Für Frauensleut' ist das nichts; aber für Mannsleut' ist es sehr possirlich anzusehn.

Kann man die Sachen einmal zu Gesicht bekommen? warf Julius nachlässig hin.

Warum nicht? Er hat sie immer an Bord, — der alte Schwede. Albrecht! rief er zu dem Schiffer hinüber, der auf seinem Verdeck auf und ab schlenderte, während der Schiffsjunge sich an den Segeln zu schaffen machte, — hast du eine halbe Stunde Zeit, kannst du uns deine japanesischen Kunstschätze zeigen?

Ich hab' 'ne ganze Stunde Zeit und dann noch 'ne halbe! rief der Schiffer zurück. Es wird mir eine große Ehre sein, — das versteht sich! — Johann Ohlerich stand sogleich auf und winkte seinem Gast mit den Augen, das Gleiche zu thun. Indessen Julius sich reckte und in die Sonne trat, um an's Schiff zu gehen, zog Ohlerich seine Brieftasche hervor, riß ein Blatt heraus und fing an, am Kaffeetisch ein paar Worte zu schreiben. Nur so 'ne kleine Geschäftssache! rief er Julius zu, als dieser stehen blieb und fragend zurücksah. Gehen Sie nur an Bord, ich komme! — Damit schrieb er hastig fort. Julius stieg vom Bollwerk auf's Verdeck hinauf, begrüßte den Schiffer, und sie waren eben erst auf der kleinen Treppe, die zur Kajüte führte, als auch Ohlerich hinter ihnen erschien.

Ein nicht sehr einladender Geruch und eine dumpfe Luft kam dem hinuntersteigenden Julius entgegen; doch er war von früheren Schiffsbesuchen, seit seinen Knabenjahren, an diese Luft gewöhnt. Unten sah er sich in einem höchst bescheidenen, engen, leidlich reinlichen Raum, mit zwei Kojen über einander, einem in die Holzwand eingelassenen Schrank, einem kleinen Tisch und den einfachsten Sesseln. Etwas blauer Dampf zog noch die Treppe hinauf und zeigte, daß Schiffer Albrecht hier unten schon eine erste Morgenpfeife geraucht hatte. Das ist meine Kabuse! sagte der Schiffer mit Humor. Die Welt ist groß, Herr, und die Kajüte ist klein! — Er schloß seinen Wandschrank auf und holte eine uralte Ledermappe hervor, in der er seine „Kunstschätze" verwahrte. Dann zog er bedächtig einen Haufen einzelner Blätter und einige lange Papierrollen aus der Mappe, legte sie auf den Tisch, ersuchte seine Gäste, Platz zu nehmen, und stieg nach einer nachdenklichen Pause wieder das Treppchen hinauf.

Die Beiden hatten sich mittlerweile schon in die burlesken Zeichnungen aus Yeddo und Kanagawa vertieft, die Ohlerich, so gut er es verstand, zu erklären suchte; von Zeit zu Zeit erscholl ein herzhaftes Lachen. Nicht wahr, das ist lustiges Zeug? fragte Ohlerich mit Genugthuung. Hin und wieder sah er von den Blättern auf und warf durch den Dampf, mit dem ihre Cigarren die Kajüte durchwölkten, einen halben Blick zum Fenster hinaus. Endlich stand er unruhig auf und ging, so gut

es möglich war, in der Kabuse umher. Er qualmte immer gewaltiger. Julius saß noch eine Weile still, sein Humor hatte sich ganz in diese tollen asiatischen Phantasieen vertieft. Doch zuletzt fühlte er die dicke Luft vor seinen gereizten Augen, erhob sich auch, wandte sich um und sah nun Johann Ohlerich mit einem eigenen, unbeschreiblichen Lächeln hinter sich stehen. Es fiel ihm zugleich auf, wie unsicher seinen Beinen zu Muthe war. Der Boden bewegte sich unter ihm hin und her. Er mußte sich an dem Brett der Koje halten, um nicht zu fallen, und hörte ein dumpfes, schluchzendes Geräusch, das von außen gegen die Schiffswand schlug.

Was ist das für Wellenschlag? fragte er erstaunt. Fährt eben ein Dampfer vorbei?

Kann wohl sein! erwiederte Ohlerich. Kann wohl sein!

Nun, jedenfalls muß ich endlich nach Hause! sagte Julius und griff nach seinem Hut. Meine Leute werden Augen machen! Und ich werde gleich in mein Zimmer gehen und ein Bischen nachschlafen; denn ich werde jetzt höllisch müde.

Das wird wohl das Beste sein! entgegnete Ohlerich.

Der junge Mann stieg die Treppe hinauf, klammerte sich oben an den Mastbaum an, weil ihn eine plötzliche Bewegung des Schiffes taumeln machte, und stieß einen Schrei aus. Seine Ueberraschung war zu groß. Die Yacht fuhr eben mit vollen Segeln in das Meer hinaus. Sie hatte schon die beiden Hafendämme hinter sich, und

breite Seewellen, von der frischen Brise aufgewühlt, rollten heran, während das große Segel sich bauschte und das Bugspriet mit dem dreieckigen Klüver sich nach Westen drehte. Julius sah die Einfahrtthürme noch so nah, daß ein Flintenschuß sie erreicht hätte, die Häuser am Strom entlang, den Leuchthurm auf der Anhöhe, die Badehütten am Ufer. Es faßte ihn eine Art von Schwindel an, diese tollste Phantasie — wofür er das Alles zu halten Lust hatte — leibhaftig vor sich zu sehen. Was soll das heißen? stieß er endlich hervor.

Johann Ohlerich kam hinter ihm die Treppe herauf, stellte sich an den Schiffsbord und sah ihm mit ehrlich triumphirendem Lächeln in's Gesicht. Sehn Sie, es läßt sich nun nicht mehr ändern! sagte er so gemüthlich, als ihm bei der zitternden Aufregung seiner Stimme möglich war. Daß ich's nur ganz kurz sage, Herr Julius: es ging wirklich nicht an, daß ich Sie und meine — meine Liesbeth noch länger zusammenließ. Ich hab' mit ihr zu Land nach Hamburg fahren wollen; aber sie hat nicht gewollt. Nun müssen Sie mit mir zu Wasser nach Hamburg; — so oder so.

Julius starrte dem Steuermann so verwirrt in's Gesicht, daß ihm alle Worte versagten.

Sehn Sie — lassen Sie mich ausreden! fing Ohlerich wieder an. Es mußte etwas geschehen, Herr Julius, — oder es gab ein Unglück. Ich hielt's so nicht mehr aus! Ich bin ein wilder, hitzköpfiger Kerl! Da hab' ich gestern Abend gesehen — an dem Schweden

da, mein' ich — wie häßlich so ein nichtswürdig wüthiger Mensch ist, der wie ein blindes Unwetter dreinfährt, ohne zu wissen, wie es enden wird. Und dann haben wir Porter mit Ale getrunken — und danach ist mir etwas besser geworden. Lassen Sie mich ausreden; es dauert ja nicht mehr lange. Sehn Sie, da ist mir ein Gedanke gekommen — er lächelte wieder — wie ich Sie so unter der Hand aus meiner Bucht hinausbugsiren könnte! Während Sie bei Peter Jungmann auf der Bank geschnarcht haben, hab' ich's mit dem Schiffer Albrecht ausgemacht, daß er uns heute Morgen mitnehmen sollte, — weil er grade nach Hamburg fährt. Das ist so eine kleine unfreiwillige Seereise, Herr Julius; — Sie sind ein junger Kerl von zwanzig Jahren, Sie verstehen ja Spaß! Nehmen Sie's Johann Ohlerich nicht übel, daß die Sache so gekommen ist: ich hab' selber keine Freud' d'ran — ich laß Weib und Kind zu Haus, um mit Ihnen auf der Ostsee herumzusegeln — Goddam! Sie haben's nicht anders gewollt!

Er setzte diese letzten Schlußworte eifriger und etwas zornig hinzu, da er Julius bleich und bleicher werden und auf dessen Gesicht gar keine Neigung sah, die Sache heiter zu fassen. Doch der Jüngling blieb still. Er hielt sich nur immer am Mastbaum fest und sah starr vor sich hin, auf Schiffer Albrecht's Rücken, der breit und unbeweglich vorne am Bugspriet stand. Johann Ohlerich wartete eine Weile, ob der Sturm, der im Anzug schien, ausbrechen werde. Es erfolgte nichts. Sehen

Sie, Herr Julius, fing er dann langsam wieder an — wenn so ein Teifun weht! so ein Teufels-Wirbelwind, der Einem das Herz im Leibe durch einander wirbelt! Ist da der Schiffer gescheidt, hat er was gelernt, so weiß er, wo der Teifun hinaus will, und segelt ihm aus dem Weg. So, dacht' ich, sollst du's auch machen! Hast du 'nen Sturm im Haus, so nimm einen andern Kurs und segle ab! Und so hab' ich's gemacht. Und da schwimmen wir nun herum, immer westwärts fort, — und wer dabei den Humor verliert, dem ist nicht zu helfen.

Aber was ist Ihnen? setzte er auf einmal lauter hinzu. Julius war grün geworden, wie junges Gras, und statt den klugen Gedanken seines Reisegefährten zu folgen, versuchte er nur noch durch ein mattes Lächeln gegen die sonderbare Verstörung seiner Züge anzukämpfen. Fehlt Ihnen etwas? rief Ohlerich und trat auf ihn zu.

O nein — mir ist nur sehr übel, antwortete Julius. Dabei sah er nach der Kajütentreppe zurück, wie um dort unten gegen seine Haltlosigkeit Schutz zu suchen. Der kräftige, gesalzene Wind, der ihm um die Ohren blies, das Wühlen der Wellen, der immer auf und ab schwankende Mastbaum hatten schnell ihr Werk an ihm gethan. Johann Ohlerich begriff nun endlich die Sachlage und nahm Julius' Arm, um ihn hinunterzuführen. Goddam! rief er aus, warum sagten Sie das nicht früher?

Ich mochte nicht sprechen, antwortete Julius. Er ka'm unten an, streckte sich auf Ohlerich's Wink in der unteren Koje aus und überließ sich nun wortlos seinen unaussprechlichen Gefühlen.

Das Schiff schwankte stark. Johann Ohlerich schien es nicht zu spüren. Er ging in der Kajüte umher, setzte sich seinem Kranken gegenüber, sah ihn bald kopfschüttelnd, bald ermuthigend an und suchte sich durch alle möglichen Handreichungen nützlich zu machen. Von Zeit zu Zeit stieg er die Treppe hinauf, um seinen Kopf einen Augenblick in den Wind zu stecken, kam aber gleich wieder zurück und setzte sich in irgend eine Ecke. Dann saß er da, wie eine Mutter, die ihr Kind bewacht. Er schien keinen anderen Gedanken mehr zu haben, als seinen Kranken zu hüten. Wird Ihnen schon besser? fragte er in gemessenen Pausen, als ginge es nach der Uhr. Ich glaube, antwortete Julius, es scheint so, — und ward dann durch einen neuen Anfall seiner Leiden zum Verstummen gebracht. Auch Johann Ohlerich war dann eine Weile still. Zu gebührender Zeit fing er wieder an zu lächeln und murmelte irgend ein aufmunterndes Wort: Ja, bei so einem steifen Ostnordost! — Wenn man seine erste Seefahrt macht! — Die Ostsee ist nur klein, aber sie ist ein schlimmes Wasser, Herr Julius! — — Unterdessen lag Julius mit grünem Gesicht und heroischem Schweigen da. Er fand es zu schwer, sich der Ereignisse, die ihn in diese Koje geführt hatten, genau zu erinnern. Er nahm die Thatsache hin. Er wun=

derte sich nur, wie viel Kopfschmerzen und wie wenig Gemüth er hatte. Es war ihm unendlich gleichgültig, ob eine Frau hübsch oder häßlich sei, ob sie Amalie oder Liesbeth heiße. Alles lag hinter ihm. Nur hin und wieder wandte er sich auf die Seite und sah dann immer wieder Johann Ohlerich's wetterbraunes, theilnehmend lächelndes Gesicht. Es tröstete ihn. Trotz seiner Schwäche fühlte er sich gerührt, versuchte zu lächeln, — und fiel dann wieder mit starrem Gesicht in sein Elend zurück.

Gegen Abend ward es endlich stiller, die See ging nicht mehr hohl. Er versank in den Schlaf, den er sich den ganzen Tag vergebens gewünscht hatte. Als er wieder zu sich kam — er hatte nicht lange geschlummert — fand er zu seinem Erstaunen, er sei wunderbar wohl. Es hungerte ihn, aber es war ihm nicht mehr weh und übel zu Muth. Die Yacht schwankte nur noch gelind. In der Dämmerung, die sich inzwischen um ihn her verbreitet hatte, erkannte er Ohlerich und den Schiffer Albrecht, die ihm mit Vergnügen in die aufgefrischten Augen sahen und sein erstes gesundes Wort zu erwarten schienen. Der genesene Patient richtete sich auf. Johann Ohlerich lachte, als er ihn in der Kajüte noch etwas herumtaumeln sah; drückte ihm dann die Hand mit einem strahlenden Blick, und fragte, ob er schon Sinn dafür habe, Speck zu essen. Julius schüttelte wehmüthig den Kopf. Ob es ihm dann vielleicht Vergnügen machen werde, sich einstweilen mit englischem Zwieback und

rostocker Weißbier zu vernüchtern; es sei auch Stockfisch zu haben. Bei diesen Worten fühlte Julius, daß ihm die ganze Welt der Genüsse wieder aufging. Aber er sehnte sich sehr nach frischer Luft. Sowie er ein halbes Wort darüber gesprochen hatte, nahm Johann Ohlerich ihn unter den Arm und führte ihn wie einen jüngeren Bruder der Treppe zu. Sie kamen hinauf; Julius erstaunte, wie die Welt sich während seiner Leidenszeit verändert hatte. Das Meer hob und senkte sich nur noch in langen, schaumlosen, nichtsbedeutenden Wellen, wie wenn es regelmäßige, gesunde Athemzüge thäte. Der Himmel war rein gefegt, vom Wind nichts mehr zu spüren als ein erfrischender Hauch, der die Dünste des Meeres über das Verdeck hinüberwehte. Hier und da blinkte schon ein Stern in der helldunklen Höhe auf, und die niedrige Küste dämmerte in der Ferne.

Was für eine wundervolle Reise das ist! sagte Julius in seiner überfließenden Lebensfreude, um Johann Ohlerich etwas Angenehmes zu sagen.

Nun, wie man's nimmt! sagte dieser und lachte.

Der Schiffsjunge erschien auf des Schiffers Ruf, und in zwei Minuten stand ein gedeckter Tisch mitten auf dem Verdeck, drei Stühle herum, eine Reihe von Bierflaschen in geschützter Lage gegen den Bord gelehnt. Wir haben ja wieder festes Land unter uns! sagte der Schiffer heiter, und die Luft geht mild! Jetzt möcht' ich doch auch dabei sein und sehen, was Ihr Magen wieder leisten kann! — Julius saß schon und griff nach

den Wunderwerken menschlicher Erfindung, die man ihm aufgetischt hatte. Alles erschien ihm neu und wunderbar. Sie setzten sich zu Dritt (der Schiffsmaat stand am Steuer), und Johann Ohlerich, in seiner besten Laune, warf die Korkstöpsel, die er aus den Flaschen zog, rechts und links über Bord. Dann wurden die Flaschen mit seltener Geschwindigkeit leer, und Schiffer Albrecht mußte den Steuermann mit sanfter Gewalt verhindern, sie gleichfalls den Stöpseln nachzuwerfen. Es dauerte nicht lange, so fing Julius, vom Essen und Trinken begeistert, zu singen an, daß der Maat am Steuer und der Schiffsjunge am Klüverbaum herüberhorchten. Herr Gott, es geht nichts über's Schifferleben! rief er endlich aus.

Nun das versteht sich! sagte Ohlerich lachend. Wie's im Liede heißt:

Matrosenleben,
Und das heißt lustig sein!
Wenn andre Leute schlafen,
Da muß ich wachen,
Am Steuer stehn,
Am Steuer stehn!

Das ist Alles Eins! seufzte Julius. Ich hab' meine schöne Jugend verlumpt, — hätt' ein Seemann werden sollen, statt mich hinter den Büchern festzusetzen! Alle Seeleute sollen leben! — Er hob sein Glas mit etwas elegischem Ausdruck und stieß mit den Beiden an.

Nun, Sie sind ein junger Kerl — und was für ein strammer junger Kerl! — und Ohlerich sah ihn mit

herzhaftem Wohlbehagen an; — 's könnt' ja Alles noch werden! Mit der Seekrankheit, das nimmt auch ein Ende — wie Alles auf dieser Welt! So ein richtiger Matrose, das ist doch etwas: das weiß doch, wozu es seine Arme und Beine hat, und wozu die Erde rund ist. Denn nach der einen Seite fährt er ab und von der anderen kommt er wieder zurück! Und dann hat er mittlerweile was gesehen, — Goddam! — und er fing an, Seemannsgeschichten zu erzählen. Julius hörte zu, Schiffer Albrecht trank. Endlich begannen sie alle Drei lustige Schifferlieder durch die Nacht zu singen.

Es war tief dunkel geworden, aber der späte Mond ging nun auf und wanderte über die kleinen Wasserkämme, indem überall von seinem Silber etwas hängen blieb, zum Verdeck herüber. Sein elegisches Licht hatte noch nicht lange geleuchtet, als Julius stille ward und der Einfluß des Nachtgestirns auf ihn zu wirken schien. Er legte seine erloschene Cigarre auf den Tisch, fing an zu träumen und starrte in's Meer hinaus. Das Sonderbare seiner Lage ward ihm plötzlich bewußt. Auch Johann Ohlerich neben ihm verstummte. Schiffer Albrecht sang allein noch eine Weile fort; dann hörte er gleichfalls auf, klopfte am Bord seine Pfeife aus, sah nachdenklich in den Mond, wie auf eine Uhr, und ging an's Steuer, um Peter Jürß, den Schiffsmaat, abzulösen. Auf dem ganzen Verdeck war Alles stumm. Eine Weile starrten Julius und Ohlerich beide still vor sich hin.

Endlich nahm Julius seine Cigarre wieder in die Hand, steckte sie aber nicht an, sondern sagte nur: Das ist eine merkwürdige Nacht! — — Ich wollte mich noch über etwas zu Ihnen aussprechen, Johann Ohlerich.

Da bin ich gerne dabei! murmelte Ohlerich, ohne seinen Blick zu verändern.

Ich wollte Ihnen nur sagen, Johann Ohlerich: Sie sind ein ganzer Kerl, und ich habe alle Achtung vor Ihnen.

Nun, das kann mich freuen! brummte Ohlerich vor sich hin.

Ich möchte gern, daß wir uns wie gute Freunde verständigten, Johann Ohlerich! Was meine Person betrifft, — so hab' ich mich in dieser Sache nicht so gut benommen, wie Sie. Ich habe Ihrer Frau — — Die Zunge stockte ihm eine Weile. Ich habe Ihrer Frau mehr dummes Zeug gesagt, als ich verantworten kann.

Ach was! Davon reden wir ja nicht mehr. Das ist abgemacht.

Doch; ich rede davon. Ich fühle das dringende Bedürfniß, davon zu reden. Johann Ohlerich, — ich bin nun einmal ein verliebter Kerl! Und so kam die ganze verwünschte Geschichte — — Aber jetzt bin ich kurirt.

Sie sind noch ein junges Blut, Herr Julius! Da kommt Allerlei vor. Und wenn Sie kurirt sind — doch er sah dem jungen Mann etwas ungläubig in's Gesicht — nun so ist's ja gut.

Ja; Sie haben mich kurirt, Johann Ohlerich! — Aber sagen Sie nicht mehr „Herr Julius", das hat keinen Sinn. Sagen Sie meinetwegen „Julius!" — So wahr ich hier sitze, ich nehm' es Ihnen nicht übel, daß Sie mir diese — diese Vergnügungsreise arrangirt haben. Ich weiß nun, daß Sie ein ganzer Kerl sind, Johann Ohlerich. Sie haben sich selbst überwunden; — nun, das ist leicht gesagt, aber schwer gethan. Es ist jetzt an mir, daß ich dasselbe thue! Und ich wollte Ihnen nur noch mein Ehrenwort geben, daß das geschehen soll.

Nun, das wird mich freuen! sagte Ohlerich, doch ohne ein besonders kräftiges Zutrauen zu verrathen. Er sah dabei vor sich nieder auf den Tisch.

Sie meinen, mit dem Ehrenwort ist's noch nicht gethan! Wenn der Geist auch willig ist, das Fleisch ist schwach! — Sehn Sie, Johann Ohlerich, ich verstehe sehr gut, was Sie eben denken. Sie haben mich in dieses „Rettungsboot" gelootst — er lächelte unwillkürlich — um über einen sehr kritischen Moment hinüberzukommen: denn es war ein kritischer Moment, das gebe ich zu. Ich war ein verrückter Narr! Aber wenn wir nun morgen oder übermorgen nach Hamburg kommen, und ich von da als guter Sohn nach Warnemünde zurückfahre, — so kann ich wieder verrückt werden. Nicht wahr, das haben Sie eben bei sich gedacht.

Es wär' wohl möglich! murmelte Ohlerich; konnte dabei nicht umhin, zu lächeln und dem treuherzigen

jungen Menschen mit einem ehrlichen Wohlgefallen in's Gesicht zu sehen.

Johann Ohlerich! Ich könnte Ihnen einen Vorschlag machen — — Julius erröthete über das ganze Gesicht, indem er das sagte. Ich könnte Ihnen einen Vorschlag machen, mit dem die Sache wohl zu Ende käme. Jeder Mensch hat doch irgend einen Ehrenpunkt, von dem er nicht losläßt! Wenn ich zum Beispiel mit Jemand verbrüdert bin, wenn ich ihm Freundschaft zugeschworen habe, so kann ich doch unmöglich mit seiner Frau — — das sehen Sie ein. So kann ich doch gar nicht mehr daran denken, wieder verrückt zu werden! — Ich habe gestern und heut mit Ihnen getrunken, Johann Ohlerich; — doch das bedeutet noch nicht viel. Ich habe alle Achtung vor Ihnen gewonnen; ich habe — — Wär' ich nicht ein Mann, so würd' ich gradheraus sagen, daß ich mich in Sie verliebt habe. Wenn's nur auf mich ankäme, ich könnte gleich dieses Glas nehmen und — und mit Ihnen Brüderschaft trinken; — und dann sollte kein Mensch auf der Welt mehr sagen, Johann Ohlerich, daß ich mich je wieder an Ihrem Lebensglück vergreifen könnte! —

Er wartete eine Weile auf Antwort. Johann Ohlerich nickte mit dem Kopf, stand dann auf und sah dem jungen Redner gerührt in's Gesicht. Julius! fing er endlich an; ich hab' doch nicht Unrecht gehabt! Sehn Sie, ein richtiger Seemann muß aus einem einzigen Stück Rundholz errathen können, wie groß das ganze

Schiff ist. So hab' ich mir gestern Abend gleich gedacht, Sie sind ein Kerl auf dem Platz! und mit dem muß ich in Frieden fertig werden! — — Stoß an, Junge; warum sollen wir nicht Brüderschaft trinken, und warum soll ich mir nicht den letzten Span, der da drin noch steckt, aus dem Herzen reißen! —

V.

Es war wohl Mitternacht geworden, als Julius endlich, trotz aller Aufregung und Freudigkeit zum Sterben müde, in seine Koje schlich. Ueber sich hörte er Musik; Johann Ohlerich saß noch auf dem Verdeck, hatte die Handharmonika des Schiffers Albrecht genommen und spielte allerlei Weisen darauf, so gut er's gelernt hatte. Es waren weichherzige Melodieen, sie klangen sehr heimwehmüthig und verliebt in die Nacht hinaus. Darüber schlief Julius ein, und schlief bald so fest, als wollte er nie wieder erwachen.

Gegen Morgen fing er endlich zu träumen an; ein Traum immer glücklicher als der andere, Alles ging ihm gut aus. Er sah sich mit zwei großen schweinsledernen Büchern unter dem Arm, die er in den warnemünder Strom warf und mit herzlichem Vergnügen untersinken sah. Dann donnerten auf einmal alle Kanonen, und die norddeutsche Flotte — denn der Strom hatte sich unvermerkt in den kieler Hafen verwandelt — zog in Schlachtordnung auf. Er befand sich unter den Offizieren,

gleich ihnen den dreieckigen Hut auf dem Kopf, im dunkelblauen Frack mit den großen, zweireihigen Ankerknöpfen; der breite Goldstreifen blitzte an seiner Hose hinunter. Es verwunderte und freute ihn, daß doch noch ein Seemann aus ihm geworden sei. Gleich darauf sah er, wie alle Schiffe im Hafen ihre Flaggen strichen und unter Kanonendonner und Musik die Admiralsflagge am großen Topp in die Höhe ging. Er hörte die Leute in seiner Nähe sagen, das geschehe, weil der Admiral Julius das Kommando übernommen habe. Indem ihm das noch schmeichelte, ward der Traum undeutlich und verlor sich in eine Schlacht, wie man sie noch nie gesehen hatte. Der Sieg war errungen, der Admiral Julius kam zurück und fuhr mit der ganzen Flotte, er selbst auf „Wilhelm I.“ voran, den Strom hinauf und an Johann Ohlerich's kleinem Hause vorbei. Liesbeth stand auf dem Bollwerk, grüßte ihn mit einem Kopfnicken und legte ein Brett, auf dem er an's Ufer stieg. Er reichte ihr die Hand und wollte sie auf den Mund küssen; aber sie gab ihm eine Ohrfeige, — und indem er eben einige Worte der Entschuldigung stammeln wollte, wachte er auf.

Johann Ohlerich stand vor ihm, mit lächelndem Gesicht. Willst du nicht aufstehen, Junge? Du hast ja einen prächtigen Schlaf! Aber ich muß dem Vergnügen doch ein Ende machen. Gegen Morgen zu hat der Wind wieder ein Bischen nachgeholfen, und nun liegen wir hier in der kieler Bucht. Der Schiffer Albrecht hat hier etwas zu thun, — und ich denke, wir beide lassen ihn

allein mit seiner alten Yacht und fahren per Dampf nach Hamburg und Altona! Es wird dir wohl nicht viel daran liegen, den Eiderkanal und die schwarzen und weißen Elb-Tonnen zu sehen, — und vielleicht noch einmal in hohle See zu kommen, wie am gestrigen Tag.

O, das thäte mir nichts! sagte Julius, der noch etwas von dem Admiralsgefühl seines Traums verspürte. Aber es ist freilich besser, bald nach Hamburg und nach Hause zu kommen! Es giebt eine Familie, die sich schon sehr über mich verwundern wird.

Nun, dann arbeite dich aus der Koje heraus! Gleich nach sieben geht der Zug. Eine halbe Stunde haben wir noch. Dann können wir in Hamburg ein paar Beefsteaks zu Mittag essen! — Damit stieg Johann Ohlerich wieder die Treppe hinauf. Julius warf sich in seine Kleider und folgte ihm bald. Er sah sich hart am Bollwerk des kieler Hafens, allerlei Masten und Flaggen um sich her. Weiter abwärts lag ein gewaltiges, schwarzes Ungeheuer von der deutschen Flotte, in dessen Nähe die schlanken Kanonenboote dampften, — wie es schien, um sich zu einer Uebungsfahrt seefertig zu machen.

Nun, das ist doch schon etwas! murmelte Ohlerich bei diesem Anblick mit halb zurückgedrängtem schmunzelndem Wohlbehagen. So weit haben wir's doch endlich einmal gebracht! — Wie der große Kerl daliegt; wie eine alte Eule, um die die Schwalben herumsitzen.

Julius erwiederte nichts. Es war ihm sonderbar

ernst zu Muth geworden; seine wachen Gedanken gingen hinter seinen Träumen her und dachten daran herum. Er sah still auf die Schiffe, zählte mechanisch ihre Kanonen, so viele er sehen konnte. Endlich trieb Johann Ohlerich zum Aufbruch an. Sie nahmen vom Schiffer Abschied, der behaglich neben dem Steuer saß und rauchte; wanderten zum Bahnhof und rollten in der Morgenfrische nach Hamburg zu.

Ein Jeder von ihnen hatte sich bald in seine Gedanken vertieft. Johann Ohlerich schien mit jeder Stunde melancholischer und stiller zu werden; sein Heimweh nach Warnemünde war erwacht, Alles, was er dort zurückgelassen hatte, lag ihm auf der Seele. Doch er sagte nichts. Sie kamen in Hamburg an, Ohlerich führte seinen Gast — denn als das erschien ihm Julius hier in der Seestadt, in der er zu Hause war, wie in seiner eigenen Seele — durch allerlei enge Straßen vor Allem dem Hafen zu. Ihr Weg führte sie zuerst am Binnenhafen entlang. Hunderte von Elbkähnen lagen hier so wunderbar in einander gedrängt, daß es unmöglich schien, den hölzernen Knäuel auseinander zu wickeln. Julius starrte das Phänomen mit weit aufgerissenen Augen an. Das ist noch nichts! sagte Ohlerich stolz und zugleich geringschätzig und zog seinen Freund vorbei, nach dem Elbufer zu. Wenn wir erst an den Rummel-Hafen kommen, und so weiter!

Sie wanderten Arm in Arm, ein ungeheurer Mastenwald ragte jetzt näher und näher vor ihnen auf. Das

ist freilich etwas Anderes, als bei uns zu Hause! sagte Julius von einer Art schiffsjungenhafter Ehrfurcht ergriffen. Aber was für eine hübsche Figur dieses Weibchen hat! — Seine Bewunderung für die hohen Mastenspitzen hinderte ihn nicht, auch das Schöne zu ebener Erde zu sehen. Eine stattliche, jugendliche Gestalt in ehrbarem schwarzem Kleid, aber von höchst angenehmem Wuchs, ging vor ihnen auf, ein wenig rascher als sie. Julius fing an größere Schritte zu machen und seinen Kameraden mit sich fortzuziehen. Nun, wozu laufen wir so? fragte dieser endlich, als er merkte, daß er im Schlepptau war. Denkst du, mein Junge, daß uns die Indienfahrer da so plötzlich davonsegeln?

Wir sollten der jungen Person ein wenig nachgehen! antwortete Julius und zeigte auf die, die er meinte.

Wozu?

Wozu? Wenn man in fremden Städten ist, muß man auch die Menschen betrachten, Ohlerich. Ich will wetten, sie hat ein hübsches Gesicht!

Nun, das kann sie wohl haben; aber da hätten wir in Hamburg viel zu thun. Und da geht sie ja eben rechts um die Ecke.

Eben um diese Ecke sollten wir auch gehen! entgegnete Julius. Ich bin doch neugierig — — Und er zog den Andern um die Ecke herum.

Johann Ohlerich lachte. Du bist ja wohl 'ne rechte Magnetnadel, sagte er, die immer nach der Windrichtung Frauenzimmer zeigt! Ich hab' mir die Dirne

noch nicht einmal angesehen. Oho! da geht sie eben in das Wirthshaus hinein.

Eben in das Wirthshaus sollten wir auch hineingehen! setzte Julius sogleich hinzu. Abgesehen davon, daß ich nachgerade höllischen Appetit verspüre — — Und damit zog er Ohlerich nach der Wirthshausthür.

Wenn das meine Frau wüßte, murmelte Ohlerich lachend, daß ich hier dem ersten besten Unterrock nachlaufe! — Sie traten ein; das Gastzimmer lag gleich links neben dem Flur. Es schien eine stille, unbesuchte Wirthschaft zu sein. Das ganze, mit Tischen und Stühlen angefüllte Zimmer war leer, auch nicht sehr von Tabaksdünsten heimgesucht. Nur die junge Person hatte sich eben gesetzt, ein zusammengeknüpftes Bündelchen auf den Tisch gelegt, und sah, ihnen den Rücken zuwendend, zum Fenster hinaus.

Nehmen wir nur vor Allem Platz! sagte Julius und warf sich auf einen Stuhl am nächsten Tisch. Du mußt ohnehin noch eine Flasche Rothspohn mit mir trinken, Ohlerich; heut Nacht haben wir die Brüderschaft nur mit rostocker Weißbier begossen!

In diesem Augenblick sah die junge Frau verwundert zu ihm herüber, und die beiden Männer zu ihr. Alle Drei starrten einander an. Liesbeth — nicht in ihrer warnemünder, sondern in städtischer Tracht — zeigte ihr Gesicht, auf das sich mehr Erstaunen drängte, als es fassen wollte, während Ohlerich die Farbe wechselte

und Julius endlich in ein verlegenes, lautes Lachen ausbrach.

Hatt' ich nicht Recht, Ohlerich, rief er aus, dich hereinzuschleppen? Hatt' ich nicht Recht? — Plötzlich aber besann er sich, wie es hier noch stand, glaubte sehr zur Unzeit gelacht zu haben und ward feuerroth. Guten Tag, Liesbeth! stammelte er, mit einem Blick auf Ohlerich's ernstes Gesicht. Ich will — — ich will etwas zu essen bestellen! — Das ist gut! Das wird das Beste sein! setzte er hinzu, indem er seinen stillen Gedankengang verrieth. Niemand antwortete ihm etwas. Er nahm seinen Strohhut wieder auf, den er hingelegt hatte, suchte die Thür nach der Küche und ging schweigend hinaus.

Die beiden Eheleute sahen sich allein. Guten Tag, Ohlerich! sagte Liesbeth nach einer Weile, mehr erstaunt als beklommen. Ich höre ja, daß ihr euch duzt!

Ja, wir duzen uns, entgegnete Ohlerich sanft.

Daß ihr heut Nacht bei rostocker Weißbier Brüderschaft mit einander getrunken habt!

Ja; da hast du ganz richtig gehört, Liesbeth: das ist geschehen. Warum sollten wir Beide auch nicht Brüderschaft trinken? Das kommt zwischen Mannsleuten vor, wenn sie lustig sind.

Ohlerich! rief die junge Frau aus und sah ihm wie einem Räthsel in's Gesicht.

Johann Ohlerich, ohne eine Miene zu verziehen, gab ihr den Blick zurück. Uebrigens, wo kommst du her, Liesbeth? fragte er möglichst ernsthaft.

Ich? — Von Hause! antwortete sie kurz.

Du willst dir wohl Hamburg ein Bischen ansehen?

Ja, das will ich. Und dann — — Sie blickte mit verlegener Liebe zu ihm auf, schlug aber die Augen sogleich wieder nieder und bohrte sie in den Tisch. Und dann hatt' ich auch am Fenster, auf meinem Nähtisch, einen Zettel gefunden; einen Zettel mit etwas Geschriebenem drauf.

So! — Ih was!

Ja. Und weil auf dem Zettel stand, daß Johann Ohlerich, mein Mann, mit einem jungen Menschen aus meiner Bekanntschaft, Umstände halber, nach Hamburg abgesegelt wäre — — Sie zog den Zettel aus ihrem Busen hervor.

Das Alles stand auf dem Zettel! sagte Ohlerich in tiefster Verwunderung.

Ja; und da steht's auch noch! Und weil ich dann Schiffer Albrecht's Yacht draußen beim Mol um die Ecke segeln sah — so dacht' ich, Ohlerich, daß ich mich aufmachen und auch ein Bischen nach Hamburg fahren sollte.

Um es dir anzusehen!

Ja, um es mir anzusehen. Und um mich an Bord, bei unserm Kapitain, zu erkundigen, ob der Steuermann Johann Ohlerich schon da wäre — sie stockte — und ob er wirklich von seiner Frau nichts mehr wissen wollte.

Und was haben sie dir denn an Bord gesagt? fragte Ohlerich, der nun einen ersten zärtlichen, verstohlenen Blick nicht länger zurückhalten konnte.

Daß, wenn er nicht bei seiner Frau in Warnemünde wäre, — so wüßten sie nichts von ihm und könnten mir auch nichts sagen. Und da hab' ich mich entschlossen, auf ihn zu warten — und vorläufig hier etwas zu essen, denn vom Reisen wird man nicht satt.

Nein, das wird man wohl nicht! — Aber was ist das, Liesbeth? Dein Herr Julius ist ja ein ganz treuloser Mensch? Vorgestern will er dich noch heirathen, und heut läuft er hier in Hamburg hinter dem ersten hübschen Mädchen her, das über die Straße geht? Und wenn dieses hübsche Mädchen nicht zufällig Liesbeth Ohlerich gewesen wäre —

Ohlerich! fiel sie ihm in's Wort, roth bis an die Schläfen. Ich — ich hab's nicht besser verdient! setzte sie dann nach einer Pause hinzu. Ich hab's dir schlimm genug getrieben, Ohlerich! Du mußt dich recht schämen, daß du so eine Frau hast.

Nun, es trägt Jeder seinen Packen! antwortete er mit ernsthaftem Humor. Mir thut's nur leid, daß ich dir von dem Herrn Julius überhaupt gar nichts Angenehmes berichten kann! Heute Nacht hat er mir gesagt, er wäre in mich verliebt; aber von Madame Ohlerich wollte er nichts mehr wissen.

Hat er das wirklich gesagt? — Liesbeth fing auf einmal an, glückselig zu lächeln, und hob ihre leuchtenden Augen zu Ohlerich auf. Das ist — — Es wundert mich gar nicht, daß er in dich verliebt ist!

So? — Es kommt sonst nicht alle Tage vor, daß

so ein junger Mensch den Mann lieb hat statt der Frau. Es ist ja auch wohl nicht immer so gewesen — Er sah sie mit humoristischem Mißtrauen von der Seite an.

Ohlerich! fiel sie ihm wieder in die Rede. Sie ging auf ihn zu, ganz aufgelöst, und wollte sich ihm an den Hals werfen, aber ein verlegenes Schamgefühl hielt sie noch zurück. Was für ein Mensch du bist! Kein Andrer auf der Welt hätte das so gemacht wie du! — Ohlerich, so gut hast du mir im Leben noch nicht gefallen; — wenn ich nur das Eine wüßte, ob du mich noch lieb haben kannst!

Sie war so nahe an ihn herangetreten, er brauchte nur die Arme auszustrecken, wenn er sie wieder an sein Herz drücken wollte. Sanftmüthig und geduldig wartend, wie ein Kind, blickte sie ihn an. Ohlerich suchte noch nach einem Wort, das er ihr auf dieses verliebte Bekenntniß erwiedern wollte. Aber da ihm keines einfiel, das ihm die Hälfte von Dem zu sagen schien, was er zu sagen wünschte, zog er sie einfach auf seinen Schooß, hüllte sie ganz in seine beiden Arme und küßte sie stumm, mit einem Kuß ohne Ende, auf den Mund. — —

Der Wirth trat, als es im Zimmer so still geworden war, nach einer tiefen Pause behutsam herein, lächelte, und ging endlich auf das zärtliche Paar stillschweigend zu. Er hatte ein Billet in der Hand, das mit einer Oblate verklebt war. Indem er Johann Ohlerich sanft auf die Schulter klopfte, hielt er ihm das

Billet vor die Augen; dann legte er es ihm auf die flache Hand, wie auf einen Teller.

Was soll ich damit? fragte Ohlerich.

Lesen! antwortete der Wirth. Ein hübscher junger Mensch hat es draußen bei mir in der Küche geschrieben. Ich sollte Sie die erste Viertelstunde lang nicht stören, hat er gesagt; aber nach Verlauf dieser Viertelstunde sollte ich hereingehen — seine Hand klimperte unwillkürlich mit Julius' Trinkgeld in der Hosentasche — und Ihnen das Stück Papier da in die Hand drücken.

Siehst du, es ist an mich und nicht an dich! sagte Ohlerich mit spaßhafter Heiterkeit zu seiner Frau, indem er die Aufschrift las. Er öffnete das Billet. Der Wirth stand noch auf demselben Fleck; er schickte ihn hinaus, das Mittagessen zu bringen, und hielt ihr dann das Blatt so von der Seite zu, daß sie mit hineinsehen konnte. Sie lasen stumm zu gleicher Zeit, Liesbeth mit den Lippen.

„Ich kann nicht mit euch zu Mittag essen, Ohlerich; es geht mir gegen die Natur; — lebe wohl! Noch heute Nachmittag fahr' ich nach Kiel zurück, um von da meinem Vater zu schreiben, daß ich ihm nicht helfen kann, — ich trete in unsre Marine. In diesen zwei Tagen hat sich viel entpuppt: ich bin eine Art von Mann geworden, Ohlerich! Ich will Admiral werden oder Kajütenjunge, mir ist Alles gleich, aber die Wasserratte will schwimmen, und ich werde schwimmen.

Leben Sie wohl, Liesbeth! — Ich muß Dir noch

einmal sagen, Ohlerich, daß Du ein ganzer Kerl bist. Machen Sie ihn glücklich, Liesbeth — machen Sie ihn glücklich! Ich werde mich fassen wie ein alter Philosoph; es wird schon gehen; — nur kann ich nicht heute Mittag mit euch Beefsteak essen! Auf Wiedersehen über's Jahr, — wenn wir ein Jahr älter sind, einen Backenbart tragen und keine Gefühle mehr haben.

Ohlerich, ich achte Dich! — Leben Sie wohl!" — —

Sie hatten zu Ende gelesen, Ohlerich legte das Blatt wieder zusammen. Ein stilles Lächeln ging ihm über's Gesicht. Und vorgestern Abend — murmelte er — überlegte ich mir's noch, wie ich ihm am besten das Lebenslicht ausblasen könnte, und mir hinterdrein! — Wo kein Humor mehr ist, da ist keine Vernunft! — Liesbeth, ich sollte mich einen ganzen Tag lang wundern, was für ein Narr ich war.

Mein Liebster, mein Schatz bist du, Ohlerich, und weiter nichts! sagte die junge Frau und legte ihre Lippen wieder auf seinen Mund, um ihn nicht reden zu lassen. Sie dachte an ihre eigene Narrheit, und er an die seine; und so saßen sie ganz stille da und hielten sich umschlungen.

Die Reise nach Freienwalde.

Ich war lange nicht in Freienwalde; warum fahre ich eigentlich nicht einmal hin? Warum fahre ich heute nicht nach Freienwalde? Warum nehm' ich nicht diese Droschke da, die eben langsam vorbeifährt, und lasse mich, wie ich gehe und stehe, zum Stettiner Bahnhof transportiren? — Herr Valentin Weinberg, indem er dies bei sich dachte, sah nach seiner Uhr — der nächste Zug ging in fünfunddreißig Minuten — fühlte nach seiner Geldbörse, und rief die Droschke heran. Er stand eben in der Wilhelmsstraße in Berlin, nicht weit von den Linden, wo ihn die unnatürlich warme Aprilsonne beschien, und kämpfte schon seit einer Viertelstunde mit dem dunklen Gefühl, daß ihm ein kleiner Ausflug recht ersprießlich sein würde. Er stellte sich das alte Pfarrhaus seines Freienwalder Gastfreundes, die hohen, kühlen, halbdunklen Zimmer hinter den Kastanienbäumen, die Todtenstille in dem kleinen Städtchen äußerst einladend vor. Ein idyllischer Abendspaziergang nach der Oder zu, Fräulein Gretchen an seiner Seite — denn Valentin Weinberg war unverheirathet, dreißig Jahre alt und von unbestimmten, aber starken Gefühlen; —

frischer Wiesengeruch und die schönen Saaten bei diesem heißen Frühjahr — denn Valentin Weinberg war mit Leidenschaft Landmann. Indem er in seiner Droschke durch die lärmenden Straßen rollte, triumphirte er im Stillen, daß er von den drei Wochen, die um seiner Geschäfte willen noch in Berlin zugebracht werden mußten, wenigstens ein Zehntel vor's Thor hinaustrage. So rollte er endlich in den Stettiner Bahnhof ein, sprang vom Wagen, kaufte sich ein Billet dritter Classe nach Freienwalde — denn bei warmem Wetter war es sein Grundsatz, dritter Classe zu fahren — und ging nun mit dem ganzen Sonnabend-Gefühl eines fahrenden Schülers, ein gedachtes Ränzelchen auf dem Rücken, eine wirkliche Cigarre im Munde, in die Einsteig-Halle hinaus.

Wahrhaftig, bei dieser Hitze, dachte er, ist es eine wahre Thorheit, sich in die heißen Polster zweiter Classe zu setzen! — Indem er das noch dachte, sah er eine junge Dame, die eben im Begriff war, in einen Wagen zweiter Classe zu steigen, und bei diesem Unternehmen das Täschchen, das ihr am Arm hing, auf den Perron fallen ließ. Valentin sprang hinzu, hob es mit einer raschen Bewegung auf, und indem er mit der einen Hand seinen Hut lüftete, gab er mit der andern der Dame das Ledertäschchen zurück. Er blickte dabei in ihre blauen Augen, die ihm durch einen recht warmen Strahl liebenswürdig dankten. Ich danke Ihnen, mein Herr! setzte gleich darauf ihre feine, helle Stimme hinzu, wie

wenn der Blitz der Augen vorangegangen und dann, nach einem Naturgesetz, das dazu gehörige Geräusch gefolgt wäre. Sie sagte es, wollte in demselben Augenblick vom Tritt in den Wagen steigen, that aber einen unsicheren Schritt und schwankte wieder zurück. Sie versuchte zu lächeln — ein ganz allerliebstes Lächeln —, griff aber doch ängstlich nach einem Halt und ließ sich, ohne es zu wollen, gegen Valentin's Schulter sinken. Oh! sagte sie sehr verwirrt. Dann richtete sie sich geschwind wieder auf, bekam eine nachträgliche Blässe und hinterher ein lebhaftes Erröthen, ließ sich von den kräftigen Armen ihres Ritters in das Coupé hineinheben, stammelte einige Dankesworte, die man nicht hören konnte, und sank dann in ihren Eckplatz, hinter dessen Lehne ihr Gesicht verschwand.

Das ist ein Mädchen — oh —! dachte Valentin, als er nach dieser kurzen Begegnung zurückgetreten war und nun auf dem Perron auf- und niederging. Er fühlte sich in eine angenehme Wallung versetzt, die ihn wundervoll aufregte. Die Bahnhofsuhr zeigte noch zehn Minuten bis zur Abfahrt; eine Weile konnte er sich also ruhig seinem Gefühl überlassen. Es war ihm, als müßte er ihr reizendes Lächeln nachmachen; seine Mundwinkel versuchten es auch, ohne daß er es wußte, doch gelang es nicht ganz. Aus einiger Entfernung sah er nach ihrem Coupé zurück: an ihrem grauen Kleid, das zum Theil sichtbar war, und den braunen Stiefelchen konnte er es erkennen. Doch ihr Gesicht blieb versteckt.

Er sah nur ihre Wagennummer, 875. Könnte es etwas Angenehmeres geben, dachte er, als wenigstens eine Stunde — bis bei Neustadt-Eberswalde meine Zweigbahn kommt — zweiter Classe neben dieser Dame zu sitzen und noch einige Male ihr Lächeln zu studiren? Statt daß ich nun in meinen Plebejerkasten steigen soll — es war auch eine ganz einfältige Idee, dritter Classe fahren zu wollen! — um dieses liebenswürdige Mädchen in aller Ewigkeit nicht wiederzusehen? So — also deswegen fährt man mit demselben Zug in die Welt hinaus — dazu hat man Eisenbahnen und Perron-Abenteuer? — Wenn ich nur ein Billet zweiter Classe genommen hätte — — Ueber diesen Gedanken hatte er sich dem Billet-Schalter, wo sich die Reisenden drängten, ganz langsam genähert; schob auf einmal sein Kärtchen „Berlin-Freienwalde", das er in der Hand hielt, in die Westentasche, zog seine Geldbörse und drängte sich gleichfalls vor. Nach Freienwalde, zweiter Classe! rief er entschlossen in den Schalter hinein. Es kostet sehr wenig, setzte er in Gedanken hinzu, und freute sich über diese kleine Verschwendung. Gleich darauf hatte er sein Billet; lief zu dem Wagen Nr. 875 zurück, suchte seine Leitsterne, die kleinen braunen Stiefelchen, und stieg dann zart über sie weg in das Coupé hinein.

Ich hoffe, Sie haben sich vorhin nicht wehe gethan! sagte er, sobald er der jungen Dame gegenüber Platz genommen hatte, denn dieser Platz war noch leer.

O ganz und gar nicht! antwortete dieselbe silberne

Stimme, die ihn vorhin schon entzückt hatte. Ich war ja in so guten Händen, setzte sie lächelnd hinzu.

Valentin mußte unwillkürlich seine großen und nicht sehr weißen Hände betrachten (er hatte bei der Hitze die Handschuhe ausgezogen); durch eine sonderbare Ideenverbindung kamen sie ihm gegen früher verschönert vor, und unvermerkt streichelte er die eine mit der andern. Er fühlte ein ganz außerordentliches Wohlbehagen, der Dame nun wirklich gegenüberzusitzen, ein richtiges Billet in der Hand und ein unbrauchbares in der Tasche. Als hätte er sie durch diese Handlung in Besitz genommen, sah er das Fräulein — denn für eine Frau konnte er sie nicht halten — nun mit einem freundlich triumphirenden Blick von oben bis unten an. Sie war zu seinem großen Vergnügen äußerst einfach gekleidet, und doch stand ihr Alles gut. Ein gewöhnlicher Regenmantel, den sie trotz der Wärme noch nicht abgelegt hatte, fiel über ihr graues Kleid; auf dem Köpfchen — denn ihr Kopf war nicht groß — saß ein schwarzes Hütchen, über das ein künstlicher Zweig von weißen Rosen in den Nacken fiel. Darunter dunkelblondes Haar, nicht sehr lang und einfach heruntergekämmt, aber von reizendem Fall und unten ein wenig gelockt. Eine sehr offene Stirn, die blauen Augen, die Valentin schon kannte (doch sah er sie wieder an), und eine zierliche Nase, über die er sich ganz besonders freute. Eben war er im Begriff, sich auch ihren Mund zum Bewußtsein zu bringen, als sie ihn öffnete und mit etwas ver-

legener Heiterkeit fragte: Sie rauchen wohl gern, mein Herr?

Wie meinen Sie? fragte er zurück. Statt der Antwort warf die junge Dame einen Blick nach rechts, dem er folgte, und nun bemerkte er, daß noch zwei andere Frauenzimmer in demselben Coupé saßen, die mit vorwurfsvollen Augen zu ihm herüberstarrten. Er sah nicht viel mehr von ihnen, als die Augen, weil er eben eine große Dampfwolke in dieser Richtung ausgesendet hatte. Doch plötzlich erschrocken nahm er die Cigarre zwischen die Finger, sah wieder das Fräulein an und fragte möglichst gefaßt: Ich bin — ich bin wohl in ein „Coupé für Nichtraucher" gerathen?

Sie haben es errathen, mein Herr! sagte sie unschuldig lachend. Es scheint, daß Sie das erschreckt. Uebrigens glaube ich, Sie haben noch Zeit, in ein anderes Coupé zu steigen, wenn Sie die Cigarre nicht entbehren können.

Ganz im Gegentheil, mein Fräulein! erwiederte er und warf seine Cigarre zum Fenster hinaus. Ich bitte nur um Entschuldigung wegen meines Irrthums. Am Rauchen selbst liegt mir nichts! — Er wurde roth, indem er das sagte, denn er hatte die häßliche Gewohnheit, bei einer Lüge allemal zu erröthen. Es gab keinen leidenschaftlicheren Raucher, als ihn. Zum ersten Mal in seinem Leben sah er sich auf einer Reise ohne Cigarre im Munde. Die kluge junge Dame schien auch sein Rothwerden richtig zu verstehen; denn sie lächelte vor

sich hin, zog ihre feinen Brauen etwas in die Höhe und schwieg.

Der Schaffner trat in die Thür, bat sich die Billette aus und verschwand dann wieder. Die Glocke ward zum letzten Mal geläutet, der Betriebsinspector pfiff, die Locomotive antwortete, und langsam rollte der Zug in den hellen Nachmittag hinein. Zuerst durch den endlosen Bahnhof, dann an der Vorstadt hin, zwischen hohen Häusern, die nach und nach immer einzelner, immer kleiner, immer ländlicher wurden, bis das freie Feld zu beiden Seiten ergrünte. Das Fräulein sah zum Fenster hinaus; sie schien von der großen Stadt ernsthaften Abschied zu nehmen. Ein ganz leiser Seufzer kam ihr über die Lippen; und nun betrachtete Valentin ihren Mund. Er war zusammengepreßt, eher schmal als voll, eher klein als groß; auch von etwas bläßlicher Farbe. Er schien im ganzen Gesicht das Nachdenklichste und — was freilich für einen Mund sonderbar drollig klingt — das Verschwiegenste zu sein. Valentin hielt es für seine Pflicht, auch das Kinn zu betrachten. Es war recht mädchenhaft rundlich, aber stark und groß, wie wenn die Willenskraft der kleinen Dame es hervorgetrieben und sich dann, wie in einem Gipsabguß, darin abgeformt hätte. Auf einmal zuckte es; — die junge Dame schien über die physiognomischen Studien ihres Nachbars ungeduldig zu werden. Sie zog ihren Kopf zurück, lehnte sich in ihre Ecke und machte die Augen zu.

Dieser Entschluß kam ihr offenbar aus dem Kinn!

dachte Valentin, der sich ganz in ihren Charakter zu versenken suchte — er wußte selbst nicht, warum — und mußte innerlich lachen. Es fiel ihm nun auf, wie reizend das Mädchen mit geschlossenen Augen war, zumal da ihre Wangen von der Wärme sich rötheten. Sie schob den geöffneten Regenmantel, ohne aufzusehen, mit der Hand zurück, und ein allerliebstes graues Jäckchen erschien, das sich mit jedem Athemzug senkte und hob, und von dessen drittem Knopfloch — aus einem Veilchenstrauß — nun ein starker, süßer Duft zu ihm herüberdrang. Das muß mich für die Cigarre entschädigen! seufzte er vor sich hin. Mein Gott, was für Opfer der Mensch seiner Neugierde bringt! — Das Bild einer langen, braunen, schlanken Cigarre tanzte ihm fortwährend vor den Augen. Um sich zu zerstreuen, zu beschäftigen, griff er endlich in die linke Rocktasche, in der er einige Täfelchen Chocolade aufzubewahren pflegte. Er zog ein Packet in grünem Papier heraus, brach eine Tafel durch und fing an zu essen. Die Thätigkeit that ihm wohl. Sie beschwichtigte seine Phantasie und stillte zugleich den erwachenden Hunger — denn er hatte noch nicht zu Mittag gespeist, und vor zwei Stunden keine Aussicht dazu. So sah er eine Weile in seinen Schooß und zerdrückte die Chocolade. Als er dann wieder aufblickte, trafen ihn die blauen Augen, die sich mittlerweile geöffnet hatten und die kleinen Täfelchen aufmerksam zu betrachten schienen.

Darf ich Ihnen anbieten? fragte er zuvorkommend.

Das Mädchen nickte anmuthig mit dem Kopf und antwortete ohne alle Ziererei, sie nehme es dankbar an. Er hielt ihr ein Täfelchen hin. Sie ließ es sich zwischen die kleinen Finger stecken und sagte munter: Nicht wahr, mein Herr, die Chocolade ist gut?

Ja gewiß, das ist sie! Aber Sie urtheilen ja, mein Fräulein, ehe Sie kosten?

O, ich brauche nicht erst zu kosten, ich kenne sie! — Ein eigenthümliches Lächeln flog ihr über's Gesicht. Wo kaufen Sie sie, mein Herr?

Sie können mich tödten, mein liebes Fräulein, aber ich weiß es nicht. Wo ich so einen Laden sehe, da geh' ich einfach hinein.

Nun, die Chocolade ist aus unserer Fabrik! sagte sie und blickte ihn ruhig an.

Valentin starrte ihr überrascht in's Gesicht. Sie schien sich daran zu weiden. Ja wohl, aus unserer Fabrik! wiederholte sie nach einer Weile, wie wenn er sie ersucht hätte, es noch einmal zu sagen. Schmeckt sie Ihnen nun nicht mehr, mein Herr? setzte sie mit scherzhafter Koketterie hinzu. Vielleicht habe ich Ihnen dieses Päckchen da eigenhändig verkauft, ohne daß wir Beide es wissen.

Sie besitzen also eine Chocoladefabrik? fragte Valentin.

O nicht doch, nicht doch! So eine Potentatin bin ich nicht. Alles, was ich besitze, ist im Packwagen, in meinem Koffer. Ich habe nur — für wenig Geld und

noch weniger gute Worte — verkauft, Buch geführt, verwaltet. Uebrigens nur bis gestern; seit heute Morgen nicht mehr.

Ganz unwillkürlich sah Valentin an ihrem Anzug herunter, dessen Einfachheit er nun verstand. Sie bemerkte es und konnte nicht umhin, einen Augenblick zu erröthen. Was hilft es! sagte sie dann wieder heiter; ich habe mir alle Mühe gegeben, Millionärin zu werden, aber es wollte nicht gehn. Es fehlte am Geld dazu! Jetzt hab' ich mich mit der Armuth begnügt, die leichter zu haben ist; und — sie sah ihn reizend an — Armuth schändet ja nicht.

Nein, gewiß nicht, mein Fräulein! Mich wundert nur — — Er suchte eine Weile nach den rechten Worten.

Was wundert Sie, mein Herr? fragte sie neugierig.

Daß ich — daß Ihr Gesicht so gar nicht danach aussieht, hinter einem Ladentisch — — Sie sehen so distinguirt aus! — Er hatte kaum dieses Wort gefunden, so mußte er über die Anstrengung und über ihren Erfolg innerlich lachen.

Das Fräulein lachte mit, aber äußerlich. Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie darunter verstehen: ob es für mich ehrenvoll ist, oder nicht! Uebrigens habe ich bis zu meinem siebzehnten Jahr nie daran gedacht, daß ich einmal Chocolade verkaufen und Rechnungen schreiben würde. Ich hätte gewiß darauf geschworen, ich wäre zu gut dafür! Aber all' mein Französisch und Englisch — Sie sehen, wie schlecht es mich davor geschützt hat,

hinter einem simplen Ladentisch — „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb" —

Sie citiren Schiller! fiel Valentin ihr in komischem Erstaunen in's Wort.

So —? Woher wissen Sie das? fragte sie und sah ihm klug in's Gesicht.

Nun, weil dieser Vers der Anfang der Braut von Messina ist!

Ei, ei, mein Herr, diese Kenntnisse! — Indem sie das sagte, flog ein so feiner Zug über ihr Gesicht, daß es unmöglich war, den stillen Sinn ihrer Worte nicht zu errathen. Valentin errieth ihn, und sein bräunliches Gesicht ward dunkelroth. Verzeihen Sie! sagte er. Sie haben Recht: der Eine kann sich so gut verwundern, wie der Andere. Und ich sollte nur ganz besonders stille sein. Ich sehe nicht danach aus — er lächelte bescheiden und liebenswürdig — als ob ich Schiller und Goethe in der Tasche hätte.

Mein Gott, wie sehen wir alle aus! fiel sie ihm höchst drollig in's Wort. Ich kenne kein Gesicht, das nicht viel geistreicher sein könnte! „Behandelt Jeden nach Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?" — Aber ich citire schon wieder. Ach Gott! Ich werde nun bald irgendwo am Ende der Welt sein, wo ich Schiller und Shakespeare noch weniger brauchen kann, als in der Chocoladefabrik in der Mohrenstraße.

Wandern Sie auch aus, mein Fräulein? fragte jetzt eines der beiden Frauenzimmer, die mit Valentin auf

dachte Valentin, der sich ganz in ihren Charakter zu versenken suchte — er wußte selbst nicht, warum — und mußte innerlich lachen. Es fiel ihm nun auf, wie reizend das Mädchen mit geschlossenen Augen war, zumal da ihre Wangen von der Wärme sich rötheten. Sie schob den geöffneten Regenmantel, ohne aufzusehen, mit der Hand zurück, und ein allerliebstes graues Jäckchen erschien, das sich mit jedem Athemzug senkte und hob, und von dessen drittem Knopfloch — aus einem Veilchenstrauß — nun ein starker, süßer Duft zu ihm herüberdrang. Das muß mich für die Cigarre entschädigen! seufzte er vor sich hin. Mein Gott, was für Opfer der Mensch seiner Neugierde bringt! — Das Bild einer langen, braunen, schlanken Cigarre tanzte ihm fortwährend vor den Augen. Um sich zu zerstreuen, zu beschäftigen, griff er endlich in die linke Rocktasche, in der er einige Täfelchen Chocolade aufzubewahren pflegte. Er zog ein Packet in grünem Papier heraus, brach eine Tafel durch und fing an zu essen. Die Thätigkeit that ihm wohl. Sie beschwichtigte seine Phantasie und stillte zugleich den erwachenden Hunger — denn er hatte noch nicht zu Mittag gespeist, und vor zwei Stunden keine Aussicht dazu. So sah er eine Weile in seinen Schooß und zerdrückte die Chocolade. Als er dann wieder aufblickte, trafen ihn die blauen Augen, die sich mittlerweile geöffnet hatten und die kleinen Täfelchen aufmerksam zu betrachten schienen.

Darf ich Ihnen anbieten? fragte er zuvorkommend.

Das Mädchen nickte anmuthig mit dem Kopf und antwortete ohne alle Ziererei, sie nehme es dankbar an. Er hielt ihr ein Täfelchen hin. Sie ließ es sich zwischen die kleinen Finger stecken und sagte munter: Nicht wahr, mein Herr, die Chocolade ist gut?

Ja gewiß, das ist sie! Aber Sie urtheilen ja, mein Fräulein, ehe Sie kosten?

O, ich brauche nicht erst zu kosten, ich kenne sie! — Ein eigenthümliches Lächeln flog ihr über's Gesicht. Wo kaufen Sie sie, mein Herr?

Sie können mich tödten, mein liebes Fräulein, aber ich weiß es nicht. Wo ich so einen Laden sehe, da geh' ich einfach hinein.

Nun, die Chocolade ist aus unserer Fabrik! sagte sie und blickte ihn ruhig an.

Valentin starrte ihr überrascht in's Gesicht. Sie schien sich daran zu weiden. Ja wohl, aus unserer Fabrik! wiederholte sie nach einer Weile, wie wenn er sie ersucht hätte, es noch einmal zu sagen. Schmeckt sie Ihnen nun nicht mehr, mein Herr? setzte sie mit scherzhafter Koketterie hinzu. Vielleicht habe ich Ihnen dieses Päckchen da eigenhändig verkauft, ohne daß wir Beide es wissen.

Sie besitzen also eine Chocoladefabrik? fragte Valentin.

O nicht doch, nicht doch! So eine Potentatin bin ich nicht. Alles, was ich besitze, ist im Packwagen, in meinem Koffer. Ich habe nur — für wenig Geld und

noch weniger gute Worte — verkauft, Buch geführt, verwaltet. Uebrigens nur bis gestern; seit heute Morgen nicht mehr.

Ganz unwillkürlich sah Valentin an ihrem Anzug herunter, dessen Einfachheit er nun verstand. Sie bemerkte es und konnte nicht umhin, einen Augenblick zu erröthen. Was hilft es! sagte sie dann wieder heiter; ich habe mir alle Mühe gegeben, Millionärin zu werden, aber es wollte nicht gehn. Es fehlte am Geld dazu! Jetzt hab' ich mich mit der Armuth begnügt, die leichter zu haben ist; und — sie sah ihn reizend an — Armuth schändet ja nicht.

Nein, gewiß nicht, mein Fräulein! Mich wundert nur — — Er suchte eine Weile nach den rechten Worten.

Was wundert Sie, mein Herr? fragte sie neugierig.

Daß ich — daß Ihr Gesicht so gar nicht danach aussieht, hinter einem Ladentisch — — Sie sehen so distinguirt aus! — Er hatte kaum dieses Wort gefunden, so mußte er über die Anstrengung und über ihren Erfolg innerlich lachen.

Das Fräulein lachte mit, aber äußerlich. Ich weiß nicht, mein Herr, was Sie darunter verstehen: ob es für mich ehrenvoll ist, oder nicht! Uebrigens habe ich bis zu meinem siebzehnten Jahr nie daran gedacht, daß ich einmal Chocolade verkaufen und Rechnungen schreiben würde. Ich hätte gewiß darauf geschworen, ich wäre zu gut dafür! Aber all' mein Französisch und Englisch — Sie sehen, wie schlecht es mich davor geschützt hat,

hinter einem simplen Ladentisch — „der Noth gehorchend, nicht dem eignen Trieb" —

Sie citiren Schiller! fiel Valentin ihr in komischem Erstaunen in's Wort.

So —? Woher wissen Sie das? fragte sie und sah ihm klug in's Gesicht.

Nun, weil dieser Vers der Anfang der Braut von Messina ist!

Ei, ei, mein Herr, diese Kenntnisse! — Indem sie das sagte, flog ein so feiner Zug über ihr Gesicht, daß es unmöglich war, den stillen Sinn ihrer Worte nicht zu errathen. Valentin errieth ihn, und sein bräunliches Gesicht ward dunkelroth. Verzeihen Sie! sagte er. Sie haben Recht: der Eine kann sich so gut verwundern, wie der Andere. Und ich sollte nur ganz besonders stille sein. Ich sehe nicht danach aus — er lächelte bescheiden und liebenswürdig — als ob ich Schiller und Goethe in der Tasche hätte.

Mein Gott, wie sehen wir alle aus! fiel sie ihm höchst drollig in's Wort. Ich kenne kein Gesicht, das nicht viel geistreicher sein könnte! „Behandelt Jeden nach Verdienst, und wer ist vor Schlägen sicher?" — Aber ich citire schon wieder. Ach Gott! Ich werde nun bald irgendwo am Ende der Welt sein, wo ich Schiller und Shakespeare noch weniger brauchen kann, als in der Chocoladefabrik in der Mohrenstraße.

Wandern Sie auch aus, mein Fräulein? fragte jetzt eines der beiden Frauenzimmer, die mit Valentin auf

derselben Seite saßen — sonst war das Coupé leer — und rückte etwas näher, um sich besser in das Gespräch einmischen zu können. Valentin fuhr förmlich zusammen, als er die scharfe Stimme plötzlich wie aus dem Hinterhalt hervorbrechen hörte. Es war ihm zu Muth, wie wenn zwischen zwei Menschen, die behaglich plaudernd auf der Straße stehen, auf einmal ein Dachziegel niederprasselt. Mit einer hastigen Bewegung wandte er sich um und sah die Sprecherin an. Sie war, gleich ihrer Nachbarin, geschmacklos bunt und überladen gekleidet, das kleine Hütchen voll Federn, die Stirn in die Höhe gerunzelt, was sie um zehn Jahre älter erscheinen ließ, als sie war; über den jugendlich vollen, aufgeworfenen Lippen ein fast unweibliches Bärtchen. Ein riesiger Chignon zog ihren Kopf, der ohnehin nicht in die Höhe strebte, ganz nach hinten. Man sah ihrem Aufputz, ihrem Mienenspiel an, daß sie von Hause aus nicht häßlich, aber durch einen unwiderstehlichen Naturtrieb genöthigt war, sich auf jede Weise zu entstellen.

Wandern Sie auch aus, mein Fräulein? wiederholte sie, da das junge Mädchen auf die erste Frage nicht Acht gegeben, sondern sich in seine Gedanken vertieft hatte. Ich meine nur, weil Sie sagen, daß Sie an's Ende der Welt wollen?

Ja, so ungefähr! gab die Andre zur Antwort.

Auch nach Amerika?

So etwas könnte es sein!

Valentin horchte hoch auf. Er hatte sich bisher noch

nicht vorgestellt, daß seine reizende Reisegefährtin auch einen Reisezweck haben werde. Nach Amerika! dachte er und sah sie erschrocken an, wie wenn sie im nächsten Augenblick zwölfhundert Meilen von ihm entfernt in New-York landen könnte. Was haben Sie in Amerika zu suchen, mein Fräulein? fragte er aufgeregt und beinahe vorwurfsvoll.

Mein Glück! sagte sie mit einem elegischen Lächeln.

Wollen Sie drüben heirathen? fing die scharfe Stimme neben Valentin wieder an. Gehen Sie auch zu den Mormonen, mein Fräulein?

Das Mädchen starrte der Fragerin sprachlos in's Gesicht. Erst nach einer längern Pause sagte sie: Was soll ich bei den Mormonen?

Um Vergebung — ich fragte nur. Sie wollen es also nicht. Sie gehören also nicht zu dieser Secte; wollen auch wahrscheinlich nicht zu ihr gehören.

Nein, sagte sie kurz.

Valentin, den das sonderbare Gespräch zu interessiren anfing, sah das Frauenzimmer mit den Stirnrunzeln aufmerksamer an. Erlauben Sie, fragte er: Sie wollen also hin?

Wohin?

Nach dem großen Salzsee, zu den Mormonen?

Ja, mein Herr; ich und diese meine Freundin hier; wir wollen's drüben versuchen.

Sie wollen dort Männer heirathen, die schon andere Frauen haben?

Wahrscheinlich. Das ist nicht das größte Unglück, mein Herr.

Valentin lachte. Und Sie kennen wahrscheinlich Ihre Männer noch ganz und gar nicht? Sie reisen ihnen so auf's Gerathewohl in die Arme?

Ich habe einen Bruder bei den Mormonen, sagte das junge Frauenzimmer unbefangen; der wird uns drüben verheirathen. O, es ist ein recht hübsches Leben in Utah! Es sind reiche Leute dort — und sehr gebildet. Unsere Eltern haben uns nichts zu geben; mein Vater — ach Gott, es ist ein armer Schneider in der Chausséestraße, der selbst nichts zu beißen hat; und Elisen ihr Vater — — Sie sah ihre Freundin an, die ein etwas verlegenes, einfältiges Gesicht machte; dann sagte sie nach einer kleinen Pause: Sie weiß nicht einmal, ob sie einen hat. Na, und wenn drüben auch nichts los ist — sie lachte — so haben Europa und Amerika sich nichts vorzuwerfen.

Sie sind offenbar eine Berlinerin! sagte Valentin.

Das wollte ich meinen: eine rechte, echte! — Sie wandte jetzt lebhaft den Kopf und sah zum Fenster hinaus. Da kommen wir schon an das große „Odergebirge", nun kann Neustadt-Eberswalde nicht mehr weit sein! Elise, sieh dir das noch einmal an, bei den Mormonen siehst du solche Gletscher nicht wieder.

Neustadt-Eberswalde! — Das Wort fuhr Valentin auf einmal durch Mark und Bein. Ein niedriger, sanfter Höhenzug näherte sich der Bahn, und der Zug brauste

mit abscheulicher Geschwindigkeit daran entlang. Noch ein paar Minuten, dachte er, und ich soll aussteigen und dieses reizende Mädchen „an's Ende der Welt" fahren lassen! — Er blickte sie an; sie hatte sich, offenbar durch die Reden der „Mormonin" abgestoßen, an's Fenster vorgeneigt, als wolle sie die Gegend betrachten, und zu Valentin's größter Ueberraschung traten ihr langsam ein paar Thränen in die Augen. Das ganze seltsame Gespräch schien irgend etwas Trauriges, Peinliches in ihr aufgeweckt zu haben, denn sie hielt die Lippen fest zusammengepreßt — was ihr reizend stand — und wurde blasser und blasser. Valentin ward ganz elend zu Muth. Ihr Profil gefiel ihm so sehr, und sie schien so versteckten Kummer zu haben, und er sollte aussteigen. Mein Fräulein! sagte er plötzlich. Sie sah ihn von der Seite an. — Mein Fräulein! Sie wollen also auch unser Europa verlassen?

Ja, erwiederte sie. Was liegt Europa daran?

Das ist eine complicirte Frage, mein Fräulein! Warum wollen Sie uns verlassen?

Der warme Ton seiner Stimme schien sie etwas zu verwirren. Warum? wiederholte sie. Warum? Weil es so sein muß. Doch das kann Sie ja nicht interessiren, mein Herr. Jeder hat sein Schicksal.

Mich nicht interessiren! — — Warum sagen Sie das so traurig, daß Jeder sein Schicksal hat? Gewiß — schütteln Sie nicht den Kopf! — Sie sagten es traurig. Warum wollen Sie nach Amerika?

Um mich zu verbessern! erwiederte sie mit einem liebenswürdig melancholischen Lächeln.

Die Locomotive that einen langen Pfiff, der Zug fing an langsamer zu fahren. Ein freundliches Städtchen, anmuthig eingehügelt, trat rechts hervor; die zum Theil bewaldeten, zum Theil besäeten Anhöhen glänzten in der Sonne. Weiter hinaus konnte man ein sich abzweigendes Bahngeleise erkennen, das sich hinter den Hügeln verlor. Valentin bemerkte es und fühlte plötzlich eine ganz sonderbare Beklemmung, eine heftige Angst, wie wenn ihm ein großes Unglück begegnen sollte. Das da ist die Bahn nach Freienwalde! murmelte er verstört vor sich hin. Auf einmal war ihm, als ob er das junge Mädchen seufzen hörte. Man darf nicht wissen, fragte er nun laut, in großer Aufregung, warum Sie sich drüben zu „verbessern" wünschen?

Sie that, als hörte sie nicht.

Mein Fräulein — —

Sie unterbrach ihn hastig, um zu fragen: Dies ist wohl die Station Neustadt-Eberswalde, mein Herr?

Ja, ohne Zweifel, das ist sie! — Und wohin reisen Sie heute? fragte er mit plötzlichem Entschluß.

Ich? Nach Pasewalk! — Und Sie?

Ich auch.

Auch nach Pasewalk?

Auch nach Pasewalk — allerdings!

Sowie er das heraus hatte, fühlte er sich wie von einem Alpdruck befreit und griff mit triumphirendem

Gesicht nach seinem Hut, der neben ihm lag. Der Zug hielt, die Bahnhofsglocke ward zum ersten Mal geläutet. Im nächsten Augenblick öffnete sich die Wagenthür und Valentin sprang hinaus. Er lief auf den Schalter zu: Nach Pasewalk, zweiter Classe!

Er kam auf den Perron zurück, ein anderer Mensch als zuvor. In Pasewalk wird übernachtet, sprach er halblaut vor sich hin; bis dahin fahren wir noch drei Stunden zusammen, das Andre findet sich — morgen! — Indem er dies sehr vergnügt in seinen Bart murmelte, rannte er gegen einen mittelgroßen, breitschultrigen Menschen an, der, einen mächtigen Strohhut über dem verbrannten Gesicht, ihm grade entgegenkam und mit einem kräftigen englischen Fluch und aufgebrachter Miene stehen blieb. Valentin griff an seinen Hut und entschuldigte sich. Der Andre schien Lust zu haben, noch ein kleines Gewitter loszulassen; aber das gutmüthige Gesicht seines Gegners entwaffnete ihn. Indem sie so an einander vorbeigingen, fiel es Valentin auf, daß der Mann mit dem Strohhut, der gleichfalls die Stirn ganz gewaltig runzelte, auffallende Aehnlichkeit mit der stirnrunzelnden Mormonin hatte. Gleich darauf sah er diese junge Dame sammt ihrer Begleiterin aus dem Waggon Nr. 875 aussteigen, mit den Augen umherforschen und schnell auf den Strohhut zugehen. Einige Ausrufungen, die er nicht verstand, Händeschütteln, eine Art von Umarmung — dann ward die Glocke zum zweiten Mal geläutet, die Schaffner trieben zum Ein-

steigen, Valentin sah nur noch, wie die Drei in einen andern Wagen hinaufkletterten, und kehrte in sein eigenes Coupé zurück.

Die junge Dame schien seine Rückkehr mit einiger Neugier abgewartet zu haben; wenigstens stand sie in der Thür, als er kam, und sah ihn mit einem gewissen Lächeln herantreten. Als er einstieg, fand er sich mit ihr allein — das that ihm unendlich wohl. Es war ihm, als hätten sie miteinander dasselbe Zimmer gemiethet und wollten nun die Reise durch das Leben gemeinschaftlich antreten. Ein Kind, das hinter die Schule geht, um Veilchen zu pflücken, kann nicht glücklicher sein, als Valentin war, wie nun der Zug sich in Bewegung setzte und nach und nach das ganze Neustadt-Eberswalde und die Bahn nach Freienwalde ihm aus den Augen kam. Er freute sich, daß Fräulein Gretchen nun gewiß mit einem anderen Verehrer spazieren gehn und sein Freund, der Pastor, ungestört über seiner Morgenpredigt brüten würde. Das Reisen war ihm noch nie so besonderlich, so sonntäglich, so romantisch vorgekommen. Um das Gefühl, daß er auf der Reise sei, ganz auszukosten, legte er seinen Hut — als sein einziges Gepäck — oben auf das Drahtnetz, hängte seinen rechten Arm in den Fenstergurt, und lehnte sich, so tief er konnte, in seine Ecke zurück, seiner Reisegefährtin gegenüber.

Wie schön die Saaten hier stehen! sagte er recht behaglich, da er das Fräulein wieder heiter und unbefangen in's Land hinausblicken sah.

Und besonders der Weizen hier zunächst an der Bahn! erwiederte sie und wies mit dem kleinen Zeigefinger hinaus.

Der Weizen? Wie, mein Fräulein — den erkennen Sie? so jung wie er noch ist?

Sie wollen sich schon wieder verwundern! fiel sie scherzend ein. Ich bin keine Städterin, mein Herr. Bin auf dem Lande aufgewachsen, draußen in der Lausitz — ein richtiges Landmannskind. Ich wußte noch keine Silbe von Schiller und Goethe, als ich schon Weizen und Roggen, anderthalb Zoll hoch über dem Boden, unterscheiden konnte.

Mein Gott, das ist ja sehr merkwürdig! sagte er ganz außer sich und starrte sie wie ein Jahrmarktswunder an. Da passen wir ja — — ich will sagen, da treffen wir ja eigenthümlich zusammen. Sehen Sie mir's nicht an, mein Fräulein, daß ich ein Landmann bin?

Ich dachte wohl so etwas! antwortete sie mit einem munteren Blick. Seine fast elegante großstädtische Kleidung, sein militärischer Schnurrbart sahen nicht eigentlich nach Landwirthschaft aus; aber das luftbraune Gesicht, die treuherzigen blauen Augen, die ganze kräftige, etwas schwere Gestalt ließen etwas davon errathen. Sie scheinen furchtbar gesund zu sein! setzte sie heiter hinzu.

Ja, das bin ich, bei Gott! Die Masern und das Zahnen abgerechnet, hab' ich noch wenig Lebensgefahren durchgemacht: zwei bis drei Schnupfen im Ganzen.

Arbeiten kann ich für Zwei! — Nicht wahr, der Weizen hier gefällt Ihnen, mein Fräulein; aber wenn Sie erst meinen sehen würden —

Sie haben ein Gut?

Ich habe ein recht hübsches Gut, — ja, mein Fräulein. Strenger Weizenboden, etwas zu viel Weideland; aber das macht sich! Das Gut liegt in — in Hinterpommern, setzte er etwas verschämt hinzu. Kennen Sie Hinterpommern?

Ich habe nicht die Ehre.

Hinterpommern — man spricht gewöhnlich etwas boshaft davon! Ein Onkel von mir pflegte, wenn er in der Unterhaltung auf Hinterpommern kam, immer hinzuzusetzen: „mit Respect zu sagen." Aber lassen Sie sich dadurch nicht irre machen; es ist doch ein nettes Land! Auch viel guter Boden! O, es ist Schade, daß wir jetzt nicht auf der Bahn von Stargard nach Belgard fahren: da könnte ich's Ihnen zeigen.

Hinterpommern?

Mein Gut, liebes Fräulein, meinen Weizen. Hier steht er ja auch recht hübsch; aber nicht so fett, nicht so fett! — — Ja, das wäre reizend, sagte er dann in einem neuen Gedanken und mit zutraulichem Lächeln, wenn wir jetzt, statt nach Angermünde, mit einander auf meinen Hof führen!

Sie sind verheirathet? fragte sie, ohne auf diesen Gedanken einzugehn.

O nein! Ganz im Gegentheil! — Er seufzte ein

wenig. — Ich lebe da sehr allein. Das ist die Schattenseite. Man wirthschaftet doch auch nicht den ganzen Tag! Verkehr — Verkehr hab' ich nicht viel. Mit meinen Nachbarn spiel' ich zuweilen Whist, — zuweilen auch etwas Beethoven, vierhändig. Sonst les' ich in meinen Büchern. Volkswirthschaft ist meine Liebhaberei; besonders der Carey, den hab' ich nun schon dreimal von vorn bis hinten gelesen — kennen Sie Carey, mein Fräulein?

Ich habe nicht die Ehre! sagte sie lächelnd. Aber warum heirathen Sie nicht?

Ja — das ist eine sehr natürliche Frage. Warum heirathe ich nicht? — Es scheint, die Rechte hat sich noch nicht gefunden.

Wahrscheinlich wird es Ihnen zu schwer, sich zu verlieben! warf sie neckisch ein.

O Gott, Sie irren! antwortete er mit einem kleinen Anflug von Selbstverspottung. Früher wohl — da haben Sie Recht; aber jetzt gar nicht mehr. Ich bin wie die Pappeln, mein Fräulein.

Was verstehn Sie darunter?

Sehen Sie, die Bäume sind grade so verschieden wie die Menschen, mein Fräulein! Geben Sie einmal im Frühling Acht: zuerst schlagen die Kastanien aus, dann werden auch die Birken grün, dann die Eschen, und nun können's auch die Buchen und Linden nicht mehr lassen; — aber die Pappeln sind die schwerfälligsten, die kommen zuletzt. Doch nun sehen Sie einmal

steigen, Valentin sah nur noch, wie die Drei in einen andern Wagen hinaufkletterten, und kehrte in sein eigenes Coupé zurück.

Die junge Dame schien seine Rückkehr mit einiger Neugier abgewartet zu haben; wenigstens stand sie in der Thür, als er kam, und sah ihn mit einem gewissen Lächeln herantreten. Als er einstieg, fand er sich mit ihr allein — das that ihm unendlich wohl. Es war ihm, als hätten sie miteinander dasselbe Zimmer gemiethet und wollten nun die Reise durch das Leben gemeinschaftlich antreten. Ein Kind, das hinter die Schule geht, um Veilchen zu pflücken, kann nicht glücklicher sein, als Valentin war, wie nun der Zug sich in Bewegung setzte und nach und nach das ganze Neustadt-Eberswalde und die Bahn nach Freienwalde ihm aus den Augen kam. Er freute sich, daß Fräulein Gretchen nun gewiß mit einem anderen Verehrer spazieren gehn und sein Freund, der Pastor, ungestört über seiner Morgenpredigt brüten würde. Das Reisen war ihm noch nie so besonderlich, so sonntäglich, so romantisch vorgekommen. Um das Gefühl, daß er auf der Reise sei, ganz auszukosten, legte er seinen Hut — als sein einziges Gepäck — oben auf das Drahtnetz, hängte seinen rechten Arm in den Fenstergurt, und lehnte sich, so tief er konnte, in seine Ecke zurück, seiner Reisegefährtin gegenüber.

Wie schön die Saaten hier stehen! sagte er recht behaglich, da er das Fräulein wieder heiter und unbefangen in's Land hinausblicken sah.

Und besonders der Weizen hier zunächst an der Bahn! erwiederte sie und wies mit dem kleinen Zeigefinger hinaus.

Der Weizen? Wie, mein Fräulein — den erkennen Sie? so jung wie er noch ist?

Sie wollen sich schon wieder verwundern! fiel sie scherzend ein. Ich bin keine Städterin, mein Herr. Bin auf dem Lande aufgewachsen, draußen in der Lausitz — ein richtiges Landmannskind. Ich wußte noch keine Silbe von Schiller und Goethe, als ich schon Weizen und Roggen, anderthalb Zoll hoch über dem Boden, unterscheiden konnte.

Mein Gott, das ist ja sehr merkwürdig! sagte er ganz außer sich und starrte sie wie ein Jahrmarktswunder an. Da passen wir ja — — ich will sagen, da treffen wir ja eigenthümlich zusammen. Sehen Sie mir's nicht an, mein Fräulein, daß ich ein Landmann bin?

Ich dachte wohl so etwas! antwortete sie mit einem munteren Blick. Seine fast elegante großstädtische Kleidung, sein militärischer Schnurrbart sahen nicht eigentlich nach Landwirthschaft aus; aber das luftbraune Gesicht, die treuherzigen blauen Augen, die ganze kräftige, etwas schwere Gestalt ließen etwas davon errathen. Sie scheinen furchtbar gesund zu sein! setzte sie heiter hinzu.

Ja, das bin ich, bei Gott! Die Masern und das Zahnen abgerechnet, hab' ich noch wenig Lebensgefahren durchgemacht: zwei bis drei Schnupfen im Ganzen.

Arbeiten kann ich für Zwei! — Nicht wahr, der Weizen hier gefällt Ihnen, mein Fräulein; aber wenn Sie erst meinen sehen würden —

Sie haben ein Gut?

Ich habe ein recht hübsches Gut, — ja, mein Fräulein. Strenger Weizenboden, etwas zu viel Weideland; aber das macht sich! Das Gut liegt in — in Hinterpommern, setzte er etwas verschämt hinzu. Kennen Sie Hinterpommern?

Ich habe nicht die Ehre.

Hinterpommern — man spricht gewöhnlich etwas boshaft davon! Ein Onkel von mir pflegte, wenn er in der Unterhaltung auf Hinterpommern kam, immer hinzuzusetzen: „mit Respect zu sagen.“ Aber lassen Sie sich dadurch nicht irre machen; es ist doch ein nettes Land! Auch viel guter Boden! O, es ist Schade, daß wir jetzt nicht auf der Bahn von Stargard nach Belgard fahren: da könnte ich's Ihnen zeigen.

Hinterpommern?

Mein Gut, liebes Fräulein, meinen Weizen. Hier steht er ja auch recht hübsch; aber nicht so fett, nicht so fett! — — Ja, das wäre reizend, sagte er dann in einem neuen Gedanken und mit zutraulichem Lächeln, wenn wir jetzt, statt nach Angermünde, mit einander auf meinen Hof führen!

Sie sind verheirathet? fragte sie, ohne auf diesen Gedanken einzugehn.

O nein! Ganz im Gegentheil! — Er seufzte ein

wenig. — Ich lebe da sehr allein. Das ist die Schattenseite. Man wirthschaftet doch auch nicht den ganzen Tag! Verkehr — Verkehr hab' ich nicht viel. Mit meinen Nachbarn spiel' ich zuweilen Whist, — zuweilen auch etwas Beethoven, vierhändig. Sonst les' ich in meinen Büchern. Volkswirthschaft ist meine Liebhaberei; besonders der Carey, den hab' ich nun schon dreimal von vorn bis hinten gelesen — kennen Sie Carey, mein Fräulein?

Ich habe nicht die Ehre! sagte sie lächelnd. Aber warum heirathen Sie nicht?

Ja — das ist eine sehr natürliche Frage. Warum heirathe ich nicht? — Es scheint, die Rechte hat sich noch nicht gefunden.

Wahrscheinlich wird es Ihnen zu schwer, sich zu verlieben! warf sie neckisch ein.

O Gott, Sie irren! antwortete er mit einem kleinen Anflug von Selbstverspottung. Früher wohl — da haben Sie Recht; aber jetzt gar nicht mehr. Ich bin wie die Pappeln, mein Fräulein.

Was verstehn Sie darunter?

Sehen Sie, die Bäume sind grade so verschieden wie die Menschen, mein Fräulein! Geben Sie einmal im Frühling Acht: zuerst schlagen die Kastanien aus, dann werden auch die Birken grün, dann die Eschen, und nun können's auch die Buchen und Linden nicht mehr lassen; — aber die Pappeln sind die schwerfälligsten, die kommen zuletzt. Doch nun sehen Sie einmal

die Pappeln an, was für ein unruhiges, zitteriges, gefühlvolles Laub die bekommen! Wenn nur das leiseste Lüftchen geht, so fangen ihre Blätter an, sich fieberhaft zu bewegen.

Und damit vergleichen Sie sich? fragte das Mädchen und lachte.

Ich habe auch erst so spät Blätter bekommen! sagte er mit Humor, und dabei zeigte er auf sein Herz.

Und auch so gefühlvolle?

Er nickte.

Und doch heirathen Sie nicht?

Sobald die Rechte mich will!

Indem er das sagte, blickte er das Mädchen mit herzlich verliebten Augen an; — doch sie gab nicht Acht darauf, denn sie sah vor sich nieder. Seine letzten Worte schienen sie auf einmal wieder nachdenklich, schienen sie traurig zu machen. Der Zug hielt eben an. Sie wandte ihr Gesicht nach dem Fenster. Sind wir schon in Angermünde? fragte sie, um sich in ihren Gedanken zu unterbrechen.

Nein, mein Fräulein, noch nicht. Das ist nur so eine Nebenstation; sehen Sie, es geht gleich wieder weiter. Wie hübsch hier auf dem kleinen Bahnhof die eingesetzten Levkoien blühen! — Sie sind also auch ein richtiges Landmannskind, liebes Fräulein?

Ja, und von ganzem Herzen!

Und sind zwischen Wies' und Acker aufgewachsen?

Bis ich erwachsen war. Wir hatten damals auch

ein Gut, mein Herr; — doch das ist lange vorbei! Mit der Mutter wirthschaften, das war meine ganze Lust. Um neun bei der Uebersetzung aus dem Shakespeare, um zehn in der Milchkammer, um elf in der Küche.

Valentin starrte sie mit strahlenden Augen an. Und Sie verstehen also die ganze Wirthschaft, mein Fräulein?

Ich fürchte, ich bin nicht ganz mit der Zeit fortgeschritten, sagte sie lächelnd; denn das Alles ist schon eine Weile her, mein Herr! Und die Zeit marschirt heutzutage so schnell. Und wozu auch — es ist ja nun vorbei! setzte sie schwermüthig hinzu.

Sie würden also gern wieder auf dem Lande leben? fragte Valentin. Sie würden lieber —

Ja, das würde ich thun, unterbrach sie ihn halb zerstreut und müde, die Augen in ihrem Schooß.

Und es würde Ihnen Vergnügen machen, eine Landfrau zu werden?

Ueberrascht sah sie auf, überflog ihn mit einem Blick. Ach, Sie fragen so viel! sagte sie dann mit einem elegischen Verziehen der Mundwinkel und blickte wieder auf das Täschchen in ihrem Schooß. Es kommt ja nicht darauf an, was mir Vergnügen macht oder nicht! Das Schicksal — Sie brach ab, und aus wirklicher Ermüdung oder aus Vorsatz fielen ihr die schon halb verschleierten Augen zu. Nehmen Sie mir's nicht übel, fragte sie nach einer Pause mit ihrem freundlichsten

die Pappeln an, was für ein unruhiges, zitteriges, gefühlvolles Laub die bekommen! Wenn nur das leiseste Lüftchen geht, so fangen ihre Blätter an, sich fieberhaft zu bewegen.

Und damit vergleichen Sie sich? fragte das Mädchen und lachte.

Ich habe auch erst so spät Blätter bekommen! sagte er mit Humor, und dabei zeigte er auf sein Herz.

Und auch so gefühlvolle?

Er nickte.

Und doch heirathen Sie nicht?

Sobald die Rechte mich will!

Indem er das sagte, blickte er das Mädchen mit herzlich verliebten Augen an; — doch sie gab nicht Acht darauf, denn sie sah vor sich nieder. Seine letzten Worte schienen sie auf einmal wieder nachdenklich, schienen sie traurig zu machen. Der Zug hielt eben an. Sie wandte ihr Gesicht nach dem Fenster. Sind wir schon in Angermünde? fragte sie, um sich in ihren Gedanken zu unterbrechen.

Nein, mein Fräulein, noch nicht. Das ist nur so eine Nebenstation; sehen Sie, es geht gleich wieder weiter. Wie hübsch hier auf dem kleinen Bahnhof die eingesetzten Levkoien blühen! — Sie sind also auch ein richtiges Landmannskind, liebes Fräulein?

Ja, und von ganzem Herzen!

Und sind zwischen Wies' und Acker aufgewachsen?

Bis ich erwachsen war. Wir hatten damals auch

ein Gut, mein Herr; — doch das ist lange vorbei! Mit der Mutter wirthschaften, das war meine ganze Lust. Um neun bei der Uebersetzung aus dem Shakespeare, um zehn in der Milchkammer, um elf in der Küche.

Valentin starrte sie mit strahlenden Augen an. Und Sie verstehen also die ganze Wirthschaft, mein Fräulein?

Ich fürchte, ich bin nicht ganz mit der Zeit fortgeschritten, sagte sie lächelnd; denn das Alles ist schon eine Weile her, mein Herr! Und die Zeit marschirt heutzutage so schnell. Und wozu auch — es ist ja nun vorbei! setzte sie schwermüthig hinzu.

Sie würden also gern wieder auf dem Lande leben? fragte Valentin. Sie würden lieber —

Ja, das würde ich thun, unterbrach sie ihn halb zerstreut und müde, die Augen in ihrem Schooß.

Und es würde Ihnen Vergnügen machen, eine Landfrau zu werden?

Ueberrascht sah sie auf, überflog ihn mit einem Blick. Ach, Sie fragen so viel! sagte sie dann mit einem elegischen Verziehen der Mundwinkel und blickte wieder auf das Täschchen in ihrem Schooß. Es kommt ja nicht darauf an, was mir Vergnügen macht oder nicht! Das Schicksal — Sie brach ab, und aus wirklicher Ermüdung oder aus Vorsatz fielen ihr die schon halb verschleierten Augen zu. Nehmen Sie mir's nicht übel, fragte sie nach einer Pause mit ihrem freundlichsten

Ton, wenn ich ein bischen einschlafe? Ich habe diese letzten Nächte so außerordentlich wenig — Zeit dazu gehabt — und die Nachmittagssonne — die Frühlingsluft —

Um Gottes willen, mein Fräulein, ich bitte Sie! Am Ende bin ich daran Schuld, daß Sie nicht schon längst schlafen. Ich muß um Verzeihung bitten —

Sie hatte sich in ihre Ecke zurückgelehnt, schüttelte jetzt freundlich verneinend den Kopf; dann drückte sie die dunklen Wimpern noch fester an und fing an, lange tiefe Athemzüge zu thun. Die Sonne fiel schräg in den Wagen herein und auf ihren Platz, über ihr graues Jäckchen. Valentin stand leise auf, um an's andere Fenster zu treten und den blauen Vorhang niederzulassen. Dann ging er ebenso leise an seinen Platz zurück, setzte sich wieder dem Mädchen gegenüber. Etwas vorgebeugt saß er da, horchte auf ihren Athem, und hatte so ein wohlthuend sicheres Gefühl, zu hören, wie das Leben in ihr aus- und einging. Sie schien bald zu entschlafen. Im ganzen Coupé rührte sich nun nichts mehr als eine summende Fliege, die nach einiger Zeit zum Fenster hinausflog. Auch in den Nachbar-Coupés war Alles still. Nur ein einziges Mal bewegte sich der Schaffner draußen am Wagen entlang, warf im Vorbeigehen einen zweideutig lachenden Blick zum Fenster herein und verschwand wieder wie ein Schatten. Von den Feldern stieg hier und da eine einzelne Vogelstimme auf, oder ein Dorfhund bellte in der Ferne. Sonst war es weit

und breit nachmittagsstill, und es hörte sich an, wie wenn die ganze Ukermark schliefe.

Nur desto wachsamer saß Valentin da, die Augen auf das graue Jäckchen und den stummen Mund ihm gegenüber geheftet und in seine Gedanken versunken. Er sagte sich, daß er allerdings so eine Pappel sei, wie er sich vorhin beschrieben, und daß jetzt ein außerordentlich starker Wind durch seine Blätter gehe. Dann stellte er sich seine Zimmer auf dem Gutshof vor, ging in Gedanken einsam und melancholisch darin herum; ließ auf einmal das Fräulein durch die Gangthür eintreten und bekam bei diesem Anblick einen starken Ruck in der Brust. Dann sah er sie wieder in ihrer holden Wirklichkeit in der Wagen-Ecke liegen, die Arme so zierlich über der Brust gekreuzt, und gerieth außer sich vor Wohlgefallen an ihr. Er wiederholte sich alle ihre Worte über die Landwirthschaft, und daß sie so gern wieder da draußen leben würde. Es ist sonderbar, dachte er: ich kenne sie erst seit ein Uhr, aber mir ist zu Muth, als ob wir schon auf der Hochzeitsreise wären! Das ist eine Frau für's Land — eine Frau für mich! Sie versteht Alles; — ach Gott, und wenn sie nicht auch noch so reizend wäre; — aber sie ist es, sie ist es! — Er sah sie wieder darauf an; sie war es wirklich. Ihre blassen Lippen und Wangen rötheten sich im Schlaf, und lockten sehr, sie zu küssen. So sollten sie nun immer aussehen, dachte er, wenn er sie erst draußen auf dem Lande hätte. Wie sie da aufblühen sollte! —

Irgend einen stillen Kummer schien sie zu haben, einen Druck auf der Seele. Sein ehrliches Herz brannte, ihr den wegzufragen und wegzufangen. Sie sollte nicht auswandern, nein, nein! — Er dachte sie sich wieder erwacht — doch hatte er nicht den Muth, sie aufzuwecken — und dachte sich mit ihr in Pasewalk, und wie es ihm gelingen müsse — — Er wußte nicht wie, noch was. Es that auch nichts. Er war einstweilen froh, ihr gegenüberzusitzen, sie allein zu haben, und ließ sein Pappellaub zittern, wie es wollte.

So kamen sie nach Angermünde, wo der Zug eine Weile anhielt. Niemand stieg bei ihnen ein, das Fräulein schlief ruhig fort. Einen Augenblick dachte Valentin, wie nützlich es wäre, in die Restauration zu eilen und irgend etwas Eßbares zu holen: denn sein Hunger wuchs mittlerweile sehr bedrohlich heran, und das bischen Chocolade war aufgezehrt. Aber dann sah er wieder auf seinen „Schatz", fürchtete, daß irgend Jemand inzwischen einsteigen möchte, und fand nicht den Muth, seinen Wachtposten zu verlassen. Der Zug ging weiter, und die Bewegung hatte alsbald den unglücklichen Erfolg, auch seine Phantasie in rascheres Rollen zu bringen. Er sah sich bald vor einer langen Tafel, bald einem Büffet gegenüber, und eine solche Auswahl von kalten und warmen Speisen, daß ihm übel und weh wurde. Hätt' ich mich doch nicht so an's Mittagessen gewöhnt! dachte er sorgenvoll. Der Geruch seiner Cigarren in der Brusttasche stahl sich zu ihm herauf

und vermehrte seine Bedrängnisse. Wenn ich nur wenigstens rauchen dürfte, dachte er, um mir den nichtswürdigen Hunger zu vertreiben — das wäre wundervoll; — aber ich darf es nicht! — In alten Liebesgeschichten heißt es so oft (er sah dabei seine holde Schläferin mit melancholischem Vergnügen an): „er konnte sich nicht satt an ihr' sehen"; — ja, ich kann leider bezeugen, daß es buchstäblich wahr ist! — — Indessen schlief das Fräulein auf's allerfriedlichste fort. Sie schien angenehm zu träumen, wenigstens verzog zuweilen ein kleines Lächeln ihren ernsten Mund. Das Klingeln und Pfeifen auf den Stationen weckte sie nicht auf. Sie kamen an Prenzlau vorüber, rollten schon auf Pasewalk zu. Nun endlich packte Valentin eine bange, wachsende, rasende Ungeduld. Noch hatte er ihr ja nichts von dem gesagt, was er ihr sagen wollte. Es fiel ihm auf einmal ein, daß sie wahrscheinlich in Pasewalk auf dem Bahnhof erwartet werde; ein ganzes Dutzend harrender, zurufender, um den Hals fallender Tanten und Cousinen stieg vor ihm auf — und wie das Mädchen ihm dann ein letztes Nicken zuwerfen werde — — Und nur noch eine Viertelstunde bis dahin — —

Das Fräulein machte hastig die Augen auf, sah sich von ihrem Gegenüber am Arm gepackt und sein angstvolles Gesicht auf sie gerichtet. Was giebt's? fragte sie noch schlaftrunken, aber sichtlich erschreckt. Was ist geschehen — was giebt's?

Ich dachte — Sie haben — — Sie haben im

Schlaf um Hülfe geschrieen, mein Fräulein! sagte er schnell gefaßt. Und da weckte ich Sie denn auf. Nicht wahr, Sie hatten einen ängstlichen Traum?

Daß ich nicht wüßte! sagte sie verwundert.

Uebrigens, was ich noch fragen wollte: wo denken Sie in Pasewalk zu übernachten, mein Fräulein? Oder werden Sie — oder werden Sie von Ihren Verwandten erwartet?

Ich werde gar nicht in Pasewalk übernachten, mein Herr! antwortete sie müde. Ich fahre weiter.

Sie fahren weiter?

Ja. Nach Mecklenburg. In Berlin sagte man mir, ein directes Billet bis an mein Reiseziel würde ich nicht bekommen, darum nahm ich ein Billet bis Pasewalk, wo die Bahn nach links abgeht.

Und wollen dort noch heute ein neues nehmen?

Ja freilich.

Wohin?

Nach Güstrow, in Mecklenburg-Schwerin. Bei Nacht komm' ich dort an.

Nach Güstrow?

Ja, mein Herr!

So hätten Sie — sagte er, sich von seiner Ueberraschung erholend — So hätten Sie wohl auch in Berlin schon ein directes Billet bekommen, mein liebes Fräulein. Doch gleichviel. Ich werde Ihnen in Pasewalk Billet und Koffer besorgen, wenn Sie freundlichst erlauben.

Sie sind sehr gütig, mein Herr! — Und Sie bleiben in Pasewalk?

Ich? O nein! Ich reise gleichfalls nach Güstrow.

Ein Schimmer von freudiger Ueberraschung flog über ihr Gesicht. O, das ist schön! flüsterte sie. Aber Sie sagten doch, daß Sie nur bis Pasewalk reisten?

Ich? O nein! Ich bin ganz in demselben Fall, wie Sie. Aus reiner Laune — er erröthete wieder stark — hab' ich mein Billet nur bis Pasewalk genommen; und nun nehm' ich das zweite.

O, das trifft sich gut! — Sie sagte das sehr vergnügt; plötzlich aber sah sie verlegen weg, wurde gleichfalls dunkelroth übergossen und stand auf, um durch das Fenster zu sehen. Der Zug brauste unterdessen in großer Schnelligkeit fort, immer durch ebenes Land, das sich hier und da ein wenig hügelte; endlose Aecker, breite Wiesenstreifen, dunkle Nadelholz-Linien in der Ferne. Es fiel Valentin plötzlich wie ein Hammer auf's Herz, daß er so in die Welt hinausfahre, wie ein Narr. Dann starrte er wieder die weißen Rosen im Nacken des Mädchens an — und wie er unmöglich umkehren könne, ohne sein Schicksal diesen weißen Rosen gegenüber entschieden zu haben — und dieser zweite Hammer fiel ihm noch schwerer auf's Herz; und so stand er gleichfalls auf, griff nach seinem Hut und setzte sich wieder hin.

Mein Fräulein —! wollte er eben sagen, um seiner überladenen Seele Luft zu machen, als die Locomotive

langathmig pfiff und der Bahnhof von Pasewalk zu seiner Rechten erschien. Das Fräulein fuhr auf, setzte sich den verschobenen Hut zurecht und hängte sich das Ledertäschchen über den Arm. Wir müssen hier doch aussteigen? fragte sie. Valentin nickte. Geben Sie mir Ihren Gepäckschein, mein liebes Fräulein — geben Sie her, sagte er mit etwas gepreßter Stimme. Sie gab ihm den Schein und ihre Geldbörse dazu. Sie wollen also die Güte haben —? fragte sie und sah ihm mit reizender Müdigkeit in's Gesicht.

Ich besorge Alles, geben Sie ruhig her! — Der Zug fuhr langsam in den Bahnhof ein, der Schaffner kam und öffnete das Coupé. Valentin stieg vor seiner Dame aus und reichte ihr dann die Hand. Sie gingen auf die andere Seite hinüber, hier stand der Zug nach Strasburg und Mecklenburg schon bereit. Sobald Valentin ein leeres Coupé zweiter Classe sah, hob er seine Dame hinein und bat sie, ihn zu erwarten. Dann eilte er fort, für die Billette und den Koffer zu sorgen. Am Schalter erst fiel ihm ein, ob er auch Geld genug bei sich habe, um diesen wachsenden Reise-Bandwurm ernähren zu können. Seine Brieftasche war leer. Er suchte all' sein Silbergeld zusammen und fand, daß es eben für die Reise nach Güstrow ausreichte; fünf Silbergroschen blieben ihm noch übrig. Es wurde ihm seltsam zu Muth. Auch in der Geldbörse des Fräuleins blieb nur ein kleiner Rest, nachdem er Alles bezahlt hatte. Er ging durch das Bahnhofsgebäude zurück und

kam am Buffet vorbei. Sein Hunger saß ihm auf einmal wieder zwischen den Zähnen. Fünf Silbergroschen hätte ich noch für ihn! dachte er halb verstört. Aber im nächsten Augenblick siegte schon sein Gemüth über seinen Appetit; er dachte an das Fräulein, das gewiß auch ein kleines Vesper-Gelüst verspüren würde, und ritterlich griff er in die hohle Geldtasche, um für das letzte Silberstück ein Fleischbutterbrod und ein paar Apfelsinen zu kaufen. Der Duft war ihm allzu aufregend, er steckte sie in die Tasche. So kam er endlich, eben noch zur rechten Zeit, an den Zug zurück. Er erkannte sein Coupé an den braunen Stiefelchen, stürzte darauf zu, und als sich der Wagen eben in Bewegung setzte, hatte er sich hineingeschwungen und sah sich athemlos um.

Sein Glück hatte ihn nicht verlassen, Niemand war eingestiegen — aber das Fräulein lag schon wieder und schlief. Sie hatte das halbe Gesicht in ihre Ecke gedrückt und die Hände im Schooß, und athmete lebhaft. Oh! sagte Valentin unwillkürlich, mit einem bekümmerten Seufzer. Doch davon erwachte sie nicht. Eine Weile stand er und wartete, ob sein auf sie gehefteter Blick (nach einem alten Aberglauben) sie nicht aufwecken werde; aber die ihm zugekehrte rechte Wange war gegen diesen Blick so unempfindlich, daß die junge Dame nur in tieferen Schlaf versank. Valentin setzte sich, legte seine Rocktasche mit den Früchten und dem eingepackten Butterbrod vorsichtig bei Seite, und über dieser Be-

wegung wachte zwar nicht das Mädchen, aber sein Hunger auf. O Gott, wie verschieden die Romane und die Wirklichkeit sind! dachte er im Stillen. In den Romanen zeigt man seine Liebe durch großartige, ritterliche Thaten, die man für die Geliebte thut — in der Wirklichkeit hungert man für sie! Ich für meine Person wollte lieber drei Riesen umbringen, die es nicht giebt, als mit diesem Abendbrod in der Tasche den Tantalus spielen! — Im nächsten Augenblick dachte er, ob er nicht, da sie doch allen Appetit verschlafe, das Butterbrod und die Apfelsinen aufessen sollte; — aber diese Versuchung dauerte nur einen Augenblick. Er schüttelte unwillig den Kopf, um sich einzuschüchtern, dachte dann an den Moment, wo sie aufwachen und ihm für diese Opfergabe auf's freundlichste danken werde, und so zum Ausharren ermuthigt lehnte er sich gleichfalls in seine Ecke zurück.

Der Zug brauste nach Strasburg und bald darüber hinaus, verließ die Ukermark, schlängelte sich in's Strelitzische hinein und immer so fort, der Abendsonne entgegen. Die Betrachtung der Saatfelder rechts und links begann Valentin zu ermüden. Er pfiff einige Male eine Melodie vor sich hin, ob vielleicht ein bischen Musik das Fräulein aufwecken könnte; doch über dem gleichmäßigen Lärm der rollenden und aufstoßenden Wagen gingen diese Töne verloren, denn ihr kleines unachtsames Ohr schlief ruhig fort. O Gott — wenn ich sie wenigstens küssen dürfte! dachte er endlich. Wenigstens diese eine Wange da, die mich so schlafroth anlächelt! — Er

beugte sich langsam vor, und wer weiß, was er in seinem chaotischen Gefühl von Hunger, Kummer und Verliebtheit gethan hätte, wenn ihr nicht eben das Täschchen aus den Fingern geglitten und über ihre Kniee weggerutscht und zu Boden gefallen wäre. Von diesem Fall sprang es auf und ein kleines Taschenbuch rollte daraus hervor. Valentin griff zu. Als er das Büchlein aufhob, das sich geöffnet hatte, blickten ihm die Augen einer Photographie entgegen, die Augen eines Mannes in Visitenkarten-Format, der in das kleine Taschenbuch eingelegt war. Unwillkürlich fuhr er bei dieser Entdeckung zusammen. Das Gesicht des photographirten Mannes sah sehr herausfordernd aus; war offenbar das Gesicht eines Dreißigers; schien keineswegs einen Bruder vorzustellen, denn es war nicht die mindeste Aehnlichkeit zwischen ihm und dem Fräulein zu entdecken; — dagegen hatte Valentin das sonderbare Gefühl, als müsse er diesem Menschen schon irgendwo, und zwar vor Kurzem erst, begegnet sein. Er suchte sich vergebens des Wie und Wann zu erinnern. Was hatte dieses Gesicht in des Fräuleins Taschenbuch zu thun? Wen und was stellte es vor? — Es überlief ihn heiß, und indem er sich mit Photographie, Büchlein und Tasche in die Höhe richtete —

Wie, mein Herr — was machen Sie da? sagte das Fräulein, das über einem plötzlichen, markdurchschneidenden Bremsen aufgewacht war und ihn nun befremdet anstarrte.

Verzeihen Sie! Mein bestes Fräulein —! stammelte er sehr verwirrt. Ich wollte nur — — Das Täschchen war Ihnen entfallen.

So? — fragte sie gedehnt.

Könnten Sie mir zutrauen, mein Fräulein, daß ich mich so unverschämt in Ihre Geheimnisse eindränge? oder daß ich wohl gar — — Dieses Taschenbuch lag offen auf der Erde, sagte er blutroth. So wie ich es da halte, hab' ich es aufgenommen — und hier haben Sie's wieder.

Um Gottes willen! sagte sie mit dem gutmüthigsten Lächeln. Ich habe Sie beleidigt! Nein, das wollte ich nicht. Bei Gott, nein; man sieht es Ihnen ja an — sie blickte ihm in die ehrlichen blauen Augen — daß Sie — — Seien Sie mir nicht böse, und haben Sie meinen Dank.

Ich brauche keinen Dank, sagte er wieder in guter Laune. Doch nun warf er noch einen letzten Blick auf die Photographie und zog unwillkürlich die Stirn in Runzeln zusammen.

Die junge Dame schien es zu bemerken. Sie wurde flüchtig blaß, suchte aber eine unbefangene Miene zu machen. Eine Weile hielt sie die Photographie, die er ihr zurückgegeben hatte, unschlüssig in der Hand; endlich drehte sie sie um, und ohne hinzusehen sagte sie: Diese Photographie — — dieser Mann da ist mein Verlobter, mein Herr.

Valentin fuhr zurück.

Sie blickte ihn ernsthaft an. Und ich fahre heute nach Güstrow, fügte sie hinzu, um dort morgen mit ihm getraut zu werden.

Das läßt sich denken! sagte er in seiner grenzenlosen Verstörtheit, um doch etwas zu sagen.

Und ich gehe dann — —

Sie brach ab, da er sie nicht mehr zu hören schien; denn er hatte das Gesicht zum Fenster hinaus gerichtet und beugte sich vor, um ihr auch seine Blässe zu verdecken. Es entstand eine Pause, die nicht beklommener sein konnte. Der Zug hielt an, es schien eine der größeren Stationen zu sein. Eine Menge Volks stand auf dem Bahnhof, drängte sich in der Abendsonne auf und ab, oder betrachtete müßig die Reisenden an den Fenstern und die Aussteigenden. Auch Valentin sah scheinbar die Menschen an, indeß er innerlich nach Fassung rang. Auf einmal wandte er sich nach dem Mädchen zurück, dessen Gesicht sich nun auch entfärbt und seltsam verdüstert hatte.

Sie wollten sagen, mein Fräulein, nahm er das Wort — Sie wollten sagen, daß Sie dann mit Ihrem Gemahl nach Amerika gehn?

Sie haben's errathen, sagte sie mühsam und nickte.

Und Sie lieben ihn?

Valentin hatte diese vier Worte kaum herausgestoßen, als er selbst erschrak. In seiner Verfassung war es ihm unmöglich, die Dinge anders zu sagen, als er sie empfand. Aber er erschrak über ihr Gesicht. Er sah nun erst die

Melancholie, die sich darüber ausgebreitet hatte, und die Anstrengung, ihre Gefühle zu verbergen. Endlich sagte sie mit einer Art von Ruhe:

Nein.

Wie — Sie lieben ihn nicht?

Ich sagte es schon, mein Herr.

Und Sie wollen ihn heirathen?

Das Mädchen sah ihm beklommen in's Gesicht. Doch seine guten, zuverlässigen Augen, seine aufgeregte Theilnahme löste sichtlich ihre ganze Seele auf: plötzlich liefen ihr die Thränen über die Wangen hinunter. Ich will ihn heirathen — ja! sagte sie wie in ihr Schicksal ergeben. Ich will ihn heirathen, weil es so sein muß — — O! unterbrach sie sich plötzlich, was werden Sie von mir denken?

Nichts, als daß Sie unglücklich sind — und daß ich das sehr traurig finde — sagte er kummervoll.

Der Ton seiner Stimme trieb ihr vollends die Thränen in die Augen. Sie müssen nicht schlecht von mir denken! fiel sie ihm in's Wort. Ich heirathe ihn — um meines Bruders willen. Ich kenne ihn nicht. Mein Bruder kennt ihn — und meinem Bruder und meiner Mutter zu Liebe — — Sehen Sie, das ist es! setzte sie weinend hinzu, als sei damit Alles gesagt.

Das ist ein sonderbares Schicksal, mein Fräulein! Warum heirathen Sie nicht sich selbst zu Liebe, sondern Andern? Warum —

Warum? Mein Bruder ist in Noth; Sie glauben

gar nicht, wie sehr! Meine Mutter nun auch. Und ich allein kann etwas für sie thun. Wenn ich den Mann da nehme — und sie zeigte mit einer unwillkürlich verächtlichen Bewegung auf die Photographie — so ist ja alle Noth vorbei, mein Herr! Er ist reich. Mein Bruder, meine Mutter können dann leben, ohne in Sorgen zu vergehn. Und das ist doch auch etwas! setzte sie weinend hinzu.

Ihr Vater lebt nicht mehr? fragte er gerührt.

Sie schüttelte den Kopf.

Und Alles, was er hatte, ist fort?

Sie nickte, und eine leise Handbewegung bestätigte es.

Und Sie kennen Ihren Verlobten nicht?

Wie soll ich ihn kennen — als Kind hab' ich ihn gesehen, seitdem nicht wieder! In Amerika war er. Jetzt ist er zurückgekommen, eine Frau zu suchen und Deutschland wiederzusehn. Und ist zu meiner Mutter gegangen und zu meinem Bruder — und sie haben mir nach Berlin seine Photographie geschickt — diese da — und nun fahr' ich nach Güstrow, um das zu thun, was sie wollen.

Und opfern Ihr Glück, Ihre Jugend, Ihre Zukunft — Alles opfern Sie auf?

Mein Glück? meine Zukunft? wiederholte sie mit einem trübseligen Lächeln. Was hätte ich für eine Zukunft, mein Herr? Für mein bischen Lebensunterhalt andern Menschen zu dienen; Jahr aus, Jahr ein. Und oft was für Menschen! — Sie sah vor sich hin, als

sähe sie einige von ihnen, die ihr das Leben arg verbittert hatten. O — ich war heute Morgen froh wie ein Kind, als ich von meinem Ladentisch Abschied nahm — und mir sagte, daß mein europäisches Sklavenleben nun ein Ende hätte! Und was nun auch drüben in Amerika kommen mag — — Sie suchte durch ihre Mienen auszudrücken, daß sie mit ihrem Schicksal völlig zufrieden sei. Aber die Thränen liefen noch immerfort, und sie zog ihr Taschentuch und legte es sich über das ganze Gesicht.

Und ich kann nichts für Sie thun? sagte Valentin, ohne recht zu wissen, was er sagte.

Was wollten Sie für mich thun?

Sie haben sich verkauft, und dabei soll es nun bleiben? Sie fühlen sich an diesen Mann gebunden — wirklich gebunden, mein Fräulein?

Ich habe Ihnen schon gesagt, daß er mein Verlobter ist! antwortete sie.

Valentin verstummte. Der Wagen rollte schon längst wieder auf der Bahn dahin, und das Getöse unter ihren Füßen, das mit der schnelleren Bewegung wuchs, machte es ihm leichter, zu schweigen. Jedes Glücksgefühl war in ihm ausgelöscht. Er dachte, wie diese Reise begonnen hatte und wie sie nun enden sollte, erschien sich wie ein Wahnsinniger, und stand plötzlich in seiner Fassungslosigkeit auf, um in dem engen Coupé auf und nieder zu gehn.

Sie brauchen mich wirklich nicht zu bedauern, mein

Herr! sagte das Mädchen nach einer langen Pause. Die Meisten sind nicht glücklicher als ich. Mein Gott, ich hass' ihn ja nicht! Und dann — sie lächelte melancholisch — sie beneiden mich ja Alle, daß ich eine wohlhabende Frau werde! Eine Frau, die schon als Braut nicht mehr dritter Classe fahren darf — Sie sehen ja — — Sie warf einen halb ironischen Blick im Coupé umher. Und es schmeichelt Einem doch auch, wenn man schon nach der bloßen Photographie und nach ein bischen Jugenderinnerung so ohne Weiteres geliebt wird! — Sie sagte das mit herber Selbstverspottung und blickte ihn an, als wolle sie auf seinem Gesicht eine ebenso ironische Antwort lesen. Doch als sie nun seine ernste und tiefbekümmerte Miene sah, brach sie sogleich wieder in Thränen aus und fing an laut zu weinen.

Das ist eine traurige Geschichte! sagte Valentin, nachdem er noch eine Weile geschwiegen und auf ihr nach und nach leiser werdendes Weinen gehorcht hatte. Er fühlte sich ebenso unglücklich, wie sie, ja noch viel unglücklicher; aber was sollte er sagen. Plötzlich kam ihm der Duft der beiden Orangen zu nahe, und um etwas zu thun, holte er eine von ihnen aus der Tasche und hielt sie so vor sich hin. Das Mädchen, das sich wieder zu fassen suchte, sah auf und warf einen Blick auf die rothe Frucht. Gott — wenn ich Ihnen mit einer Erfrischung dienen könnte! sagte er nun halblaut, in sehr mitleidigem Ton.

Sie schüttelte den Kopf.

Ich habe diese Orangen für Sie gekauft, mein Fräulein! setzte er aufmunternd hinzu.

Ich danke Ihnen von Herzen, antwortete sie und sah ihn sehr freundlich an. Darüber begegneten sich ihre Blicke, und zwar so warm, daß das Mädchen nach einer Weile in Verwirrung gerieth und die noch feuchten Augen in ihren Schooß sinken ließ. Ich danke Ihnen, wiederholte sie gedämpfter; aber ich mag nichts essen.

Nicht einmal so eine kleine Apfelsine? sagte er bittend.

Der Ton seiner Stimme schien auf sie zu wirken. Um doch für seine Freundlichkeit nicht unempfänglich zu sein, vielleicht auch um die Unterhaltung wieder harmlos zu machen, nahm sie ihm die Apfelsine mit dankendem Kopfnicken aus der Hand und holte ein kleines Messer aus ihrem Täschchen hervor. Indem sie ein letztes leises Schluchzen unterdrückte, schnitt sie rund um die Orange herum, nur in die Schale, ohne das Fleisch zu verletzen, begann dann die dicke rothe Haut mit äußerst geschickten Fingern abzulösen. Valentin sah ihr andächtig zu. Er hatte sich ihr wieder gegenübergesetzt. Sowie sie fertig war, breitete sie etwas Papier über ihren Schooß, zertheilte die Frucht, bis alle die Stücke in ihren dünnen Häutchen wie ein Kranz nebeneinander lagen, und sah ihn nun wieder an. Bitte, nehmen Sie! sagte ihre silberne Stimme.

Die Apfelsine ist für Sie, entgegnete er abwehrend.

Ich esse sie nicht allein. Wollen Sie nicht mit mir theilen?

Auf diese Worte griff er zu, ohne sich länger zu sträuben. Sie nahm nach ihm. O weh! sagte er, als er gekostet hatte — die Apfelsine ist sauer, und wir haben keinen Zucker, sie nachzusüßen.

Die Gesellschaft muß es thun! sagte sie liebenswürdig. Ein paar helle Tropfen standen ihr noch im Auge; ihr freundliches Lächeln nahm sich um so lieblicher aus. Jetzt kommen Sie wieder! setzte sie hinzu. Es geht Stückchen um Stückchen.

Nur weil Sie es so wollen! sagte er und nahm wieder. Ein eigenthümlich melancholisches Wohlbehagen erfüllte ihn, in so vertraulicher Gemeinschaft mit ihr zu essen. So saßen sie sich gegenüber und in all' ihrem Unglück aßen sie die Apfelsine Stück um Stück, aßen auch die zweite, und fingen an wieder zu scherzen, als sei nichts geschehen. Die Sonne ging unter und warf ihnen noch vom Horizont die letzten rothen Strahlen schräg in's Gesicht. In dieser Beleuchtung nahmen sie sie sich Beide so sonderbar aus, daß sie lachen mußten. Doch über dem Lachen fuhr Valentin auf einmal wieder ein Stich in's Herz. Er erschrak über seine eigene Stimme, starrte dem Mädchen in das angeglühte Gesicht und schüttelte sich. Mein Gott, wie kann man noch lachen! sagte er vor sich hin.

Was haben Sie? fragte sie geängstigt.

Nichts!

Er wandte sich von ihr ab und sah zum Fenster hinaus. Mit der Schnelligkeit, mit der der Zug durch

die grüne Landschaft dahinflog, jagten sich ihm plötzlich die Gedanken im Kopf. Noch anderthalb Stunden vielleicht, und sie stieg in Güstrow, bei Lampenschein, aus, und er dann mitten in Mecklenburg allein in der Nacht! Und sie in den Armen dieses — — Und dann fort mit ihr nach Amerika — in's Unglück — Und er ohne sie — —

Es darf nicht sein! Es soll nicht sein! dachte er halblaut, als wär' er mit sich allein.

Das Mädchen hörte ihn nicht; denn sie hatte das Papier auf ihrem Schooß still zusammengeknittert, den Kopf wieder in die Ecke gelehnt, und sank nun auch in ihre Gedanken zurück. Es dauerte nicht lange, so war ihm, als ob er sie wieder leise weinen hörte. Er fuhr in die Höhe. Eben hatte er sich in fieberhafter Angst mit allerlei unmöglichen Plänen beschäftigt, wie er die Heirath, die Trennung, sein Unglück verhindern könnte. Und nun weinte sie — — Bei Gott, ich bin im Stande, es zu thun! murmelte er zwischen den Zähnen.

Sagten Sie etwas? fuhr das Mädchen auf.

Valentin schüttelte den Kopf. In dem Augenblick sah er, daß der Zug sich langsamer bewegte, daß mehrere Geleise neben einander erschienen. Eine Gasfabrik, dann einige Bahnhofsgebäude tauchten im letzten Abendlicht auf; dahinter Kirchthurm und Häuser einer Stadt. O, hier wird gehalten! sagte sie rasch. Ob man hier aussteigen kann? Ich halt's im Coupé nicht mehr aus — ein wenig Luft — ein paar Schritte!

Der Wagen fuhr am Perron entlang, blieb dann

dröhnend stehn. Kann man hier aussteigen? fragte Valentin, der links an's Fenster trat, den nebenhergehenden Schaffner. Fünf Minuten! antwortete der Mann. Hier wird eine andere Locomotive vorgespannt, mein Herr.

Valentin warf einen Blick auf das Fräulein, der sie ermuthigte, und sprang, ihr voran, hinaus. Sie folgte ihm in hastiger Aufregung. Die Augen hatte sie schnell getrocknet, und ihr Täschchen am Arm stand sie nun auf dem Asphaltpflaster vor dem Gebäude da, auf dem sich nur einige Bahnhofsbeamte hin und her bewegten.

Nur ein wenig Athem schöpfen! sagte sie.

Darf ich Ihnen dabei Gesellschaft leisten?

Sie nickte.

Wollen wir ein paar Schritte auf- und niedergehn?

Sie nickte wieder.

Er wandte sich nach links, sie folgte ihm. In seinem Leben war ihm noch nicht so beklommen zu Muth gewesen, wie jetzt. Er fühlte, in diesen fünf Minuten müsse sich sein ganzes Schicksal entscheiden; die große Halsader schlug ihm wie ein Eisenhammer — er fürchtete sich nur vor Ihr und vor sich selbst.

Lassen Sie uns auf diesem schönen Pflaster ganz bis zu Ende gehen! sagte er mit vor Aufregung zitternder Stimme.

Haben wir Zeit?

Zeit genug! antwortete er zuversichtlich. O, das ist eine hübsche Gegend! setzte er, indem sie immer weiter

gingen, hinzu. Sehen Sie die Berge da drüben mit den schönen Wäldern? Und wie gut die Stadt sich ausnimmt — hier hinter Ihrem Rücken.

Wo sind wir hier? fragte sie.

Ich glaube, man nennt dies hier die mecklenburgische Schweiz! sagte er mit sehr mühsamem Lächeln. Vor vielen Jahren war ich einmal hier. O, wie das bischen Abendwind Einem gut thut.

Das Mädchen sah ernst und trüb in die Welt hinaus. Sie schwiegen Beide. Auf einmal fuhr sie auf: Mein Gott, es ist ja die höchste Zeit, zurückzukehren, mein Herr.

Nicht doch! Es eilt nicht.

Ich habe es läuten hören!

Zum ersten Mal.

Nein, nein! Lassen Sie uns zurückgehn. Sehen Sie nur, wie weit wir uns von den Wagen entfernt haben!

Die neue Locomotive dampfte schon vor dem Zug. Ein schriller Pfiff ließ sich hören. Mit einem Lächeln voll verzweifelter Entschlossenheit wandte sich Valentin nach dem Zug zurück und sagte: Gut, so gehn wir, mein Fräulein.

Im nächsten Augenblick fing die Locomotive schon langsam zu keuchen an, dann immer rascher und rascher. Die weißen Wölkchen zerflatterten in der Luft, und das Fräulein sah nun deutlich, wie der Zug sich entfernte.

Um Gottes willen! rief sie erschrocken aus. Laufen wir, laufen wir! Wir kommen zu spät!

Hier hilft kein Laufen mehr, sagte Valentin mit merkwürdiger Ruhe. Bei Gott — der Zug ist schon fort.

O! — sagte sie zu ihm gewandt, in einem Ton des Vorwurfs, der ihr dann aber auf den Lippen erstarb. Was haben Sie — — Was haben wir nur gemacht! Sie erschrak auf einmal heftig und fing an zu zittern.

Mein Gott, Sie ängstigen mich! rief Valentin, der nun selbst erschrak. Ich bin Schuld, ich muß um Verzeihung bitten. Ich dachte nicht — — Er wollte sich rechtfertigen, aber schon im Vorgefühl der Lüge wurde er roth und verstummte.

Was soll nun geschehn! Was sollen wir nun thun! fiel sie ihm in's Wort. Es geht heute kein Zug mehr. Es wird Nacht! Und wir — wir müssen hier bleiben!

Ja, im Ernst, so scheint es! erwiederte Valentin, der jetzt einen Anflug von Triumph nicht unterdrücken konnte. Es ist — ein Unglück, mein Fräulein. Zürnen Sie mir nur nicht! Morgen mit dem ersten Zug fahren wir nach, und so ist nichts verloren.

So ist wenigstens Zeit gewonnen! wollte er eigentlich sagen; doch er behielt es bei sich. Ein zurückgedrängtes Jauchzen saß ihm in der Kehle, daß sie wenigstens für heute nicht von ihm zu trennen sei. Er ging neben ihr her, da sie nun unruhig nach dem Bahnhofsgebäude zurücklief, sah ihr nach den Augen, und

gingen, hinzu. Sehen Sie die Berge da drüben mit den schönen Wäldern? Und wie gut die Stadt sich ausnimmt — hier hinter Ihrem Rücken.

Wo sind wir hier? fragte sie.

Ich glaube, man nennt dies hier die mecklenburgische Schweiz! sagte er mit sehr mühsamem Lächeln. Vor vielen Jahren war ich einmal hier. O, wie das bischen Abendwind Einem gut thut.

Das Mädchen sah ernst und trüb in die Welt hinaus. Sie schwiegen Beide. Auf einmal fuhr sie auf: Mein Gott, es ist ja die höchste Zeit, zurückzukehren, mein Herr.

Nicht doch! Es eilt nicht.

Ich habe es läuten hören!

Zum ersten Mal.

Nein, nein! Lassen Sie uns zurückgehn. Sehen Sie nur, wie weit wir uns von den Wagen entfernt haben!

Die neue Locomotive dampfte schon vor dem Zug. Ein schriller Pfiff ließ sich hören. Mit einem Lächeln voll verzweifelter Entschlossenheit wandte sich Valentin nach dem Zug zurück und sagte: Gut, so gehn wir, mein Fräulein.

Im nächsten Augenblick fing die Locomotive schon langsam zu keuchen an, dann immer rascher und rascher. Die weißen Wölkchen zerflatterten in der Luft, und das Fräulein sah nun deutlich, wie der Zug sich entfernte.

Um Gottes willen! rief sie erschrocken aus. Laufen wir, laufen wir! Wir kommen zu spät!

Hier hilft kein Laufen mehr, sagte Valentin mit merkwürdiger Ruhe. Bei Gott — der Zug ist schon fort.

O! — sagte sie zu ihm gewandt, in einem Ton des Vorwurfs, der ihr dann aber auf den Lippen erstarb. Was haben Sie — — Was haben wir nur gemacht! Sie erschrak auf einmal heftig und fing an zu zittern.

Mein Gott, Sie ängstigen mich! rief Valentin, der nun selbst erschrak. Ich bin Schuld, ich muß um Verzeihung bitten. Ich dachte nicht — — Er wollte sich rechtfertigen, aber schon im Vorgefühl der Lüge wurde er roth und verstummte.

Was soll nun geschehn! Was sollen wir nun thun! fiel sie ihm in's Wort. Es geht heute kein Zug mehr. Es wird Nacht! Und wir — wir müssen hier bleiben!

Ja, im Ernst, so scheint es! erwiederte Valentin, der jetzt einen Anflug von Triumph nicht unterdrücken konnte. Es ist — ein Unglück, mein Fräulein. Zürnen Sie mir nur nicht! Morgen mit dem ersten Zug fahren wir nach, und so ist nichts verloren.

So ist wenigstens Zeit gewonnen! wollte er eigentlich sagen; doch er behielt es bei sich. Ein zurückgedrängtes Jauchzen saß ihm in der Kehle, daß sie wenigstens für heute nicht von ihm zu trennen sei. Er ging neben ihr her, da sie nun unruhig nach dem Bahnhofsgebäude zurücklief, sah ihr nach den Augen, und

glaubte zu sehen, daß auch sie sich schon zu fassen begann. Man erwartet Sie heute Abend ganz bestimmt? fragte er endlich, so sanft als möglich.

Ja, allerdings!

Hm! sagte er und suchte in diese Silbe das tiefste Bedauern zu legen. — So sollte man telegraphiren, setzte er nach einer Pause hinzu.

Ja, das sollte man!

Sie erlauben mir, dafür zu sorgen, mein Fräulein; es versteht sich, daß ich es thue! — Indem er das sagte, fiel ihm plötzlich ein, daß er keinen Pfennig mehr in der Tasche habe. O weh! murmelte er verstört.

Was giebt's? fragte sie.

Valentin stand still und blickte ihr ehrlich in's Gesicht. Es ist nur gar zu sonderbar! sagte er, wobei er krampfhaft zu lächeln suchte. Sehen Sie, dieses Portemonnaie ist leer — ganz leer. Diese Brieftasche ist leer. Ich habe in Pasewalk meinen letzten Silbergroschen ausgegeben, mein Fräulein.

Sie sah ihn befremdet an.

In Güstrow — in Güstrow erwartete ich Geld zu finden! fuhr er fort (natürlich erröthete er). Ich hatte in Berlin Ordre gegeben, mir nachzuschicken. Nun hab' ich nichts — das ist komisch.

Ja, das ist komisch! sagte sie und hatte wieder Humor genug, zu lachen. Und mir geht es ebenso — und sie zeigte ihm ihre offene Geldbörse. Vier Silbergroschen! Wenn ich mit Ihnen theile, so hat Jeder zwei.

Wir müssen telegraphiren! wiederholte er, da ihm nichts Anderes einfiel.

Ja — aber wovon? wofür?

Valentin zuckte die Achseln. Sie hatten das Gebäude erreicht; vor der Thür des Telegraphen-Bureaus stand der Bahnhofs-Inspector in seiner rothen Mütze, ein jovialer Mann mit einer stattlichen, etwas beleibten Gestalt, eine Cigarre im Mund. Guten Abend, mein Herr! sagte Valentin und trat auf ihn zu.

Guten Abend! erwiederte der Inspector, der das Paar mit einem stillen Lächeln betrachtete.

Darf ich fragen: wie heißt diese Station?

Malchin. Die Herrschaften sind wohl aus Versehen ein Bischen sitzen geblieben!

Ja, so ist es. Sie haben ja den Zug ohne uns abgehen lassen.

Der Inspector lachte. Sie können ja einen Extrazug nehmen, meine Herrschaften! sagte er vergnügt.

Valentin lachte gleichfalls. Davon abgesehen, sagte er dann — wie lange fährt man noch von hier bis Güstrow?

Eine Stunde, mein Herr.

Sie hören! sagte Valentin tröstend, zu dem Fräulein gewandt. Und der Telegraph fährt ohne Zweifel noch schneller?

Man sagt es ihm nach! erwiederte der Inspector mit drollig ernstem Gesicht.

Kann man heute Abend noch telegraphiren — nach Güstrow, mein' ich?

Gewiß.

Auch nach Berlin?

Ohne Zweifel.

Aber es kostet Geld?

O ja; eine Kleinigkeit!

Und nun haben wir keins! sagte Valentin mit etwas künstlicher Heiterkeit. Wir haben die Entdeckung gemacht, daß wir zusammen nur vier Silbergroschen besitzen. (Das Fräulein sah verlegen vor sich hin.) Sagen Sie, Herr Inspector: trauen Sie mir auf mein ehrliches Gesicht?

Machen Sie keine Umstände! erwiederte der Inspector heiter. Ich soll die Depeschen für Sie auslegen; — gut. Telegraphiren Sie, ich will Ihnen assistiren. Aber machen Sie rasch: sonst wird die Bude geschlossen.

Damit winkte er, in das Telegraphen-Zimmer einzutreten, und schnitt Valentin den Dank mit einer Bewegung ab. Das Fräulein blieb vor der Thür verwirrt und unschlüssig stehn. Sie müssen folgen, mein bestes Fräulein! sagte Valentin, gleichfalls etwas verlegen. Sie müssen mir ja sagen, was und an wen ich telegraphiren soll.

Wann kann eine briefliche Antwort da sein? fragte sie aufgeregt.

Aus Güstrow? Morgen Vormittag um neun! antwortete der Inspector.

Das Fräulein that einen tiefen Athemzug. Sie trat

nun ein und dictirte leise: Rudolf Müller, Güstrow. Ich habe hier den Zug versäumt und bitte, mir Geld zu schicken oder mich abzuholen.

Und Ihr Name? fragte Valentin.

Betty.

Betty! wiederholte er vor sich hin. Den Namen liebte er sehr. Sie telegraphiren an Ihren Bruder? fragte er mit verzeihlicher Neugier.

Ja.

Er nahm ein zweites Blatt vom Pult, um nun auch an seinen Vetter in Berlin zu telegraphiren, daß er sich schleunigst hierher Geld erbitte; alles Andere mündlich. Der Inspector zog seine Geldbörse, um zu zahlen. Bitte, keinen Dank! sagte er abwehrend zu Valentin. Sie wünschen nun vermuthlich in einen Gasthof zu gehn?

Valentin nickte.

Ich werde Sie hinführen lassen! — Er rief einen Packträger des Bahnhofs heran, der eben vorüberging. Mittlerweile war es beinahe dunkel geworden; der Mond stieg auf, als sie in's Freie hinaustraten. Valentin bot dem Fräulein seinen Arm; doch unter einem Vorwand lehnte sie ihn mit unsicherer Stimme ab. Ihr kurzer Anflug von guter Laune war wieder weggeweht. Sie lächelte wohl, wenn er etwas Freundliches sagte, doch ohne daß ihr Gesicht den befangenen Ausdruck verlor. Zuweilen schien sie nicht einmal zu hören, was er ihr sagte. Ihm ward wieder außerordentlich beklommen zu Muth. So kamen sie durch ein alterthümliches Thor

und eine stille Straße auf den Marktplatz neben der Kirche, wo der vornehmste Gasthof stand. Als sie im Thorweg den Kellner und den herzutretenden Wirth begrüßt hatten und Valentin das Fräulein in das Speisezimmer führen wollte, um zu Abend zu essen, erklärte sie, daß sie durchaus keinen Hunger habe und zu Bette verlange. Ihr blasses, aber entschlossenes Gesicht zeigte, hier sei kein Zureden am Platz. Der Kellner kam mit Licht, sie auf ihr Zimmer zu führen. Gute Nacht! sagte sie halblaut und wandte sich ab. Valentin ging ihr bis an die Treppe nach: Sie sind mir böse, mein Fräulein?

Nein! antwortete sie, schüttelte lebhaft den Kopf, wechselte die Farbe, und stieg dann auf ihren raschen Füßen die Treppe hinauf. So blieb er unten allein. In sehr verworrenen Gefühlen trat er in's Speisezimmer, setzte sich an einen einsamen Eckplatz, ohne auf die übrigen Gäste Acht zu geben. Sein zurückgedrängter Hunger brach mit unwiderstehlicher Kraft wieder hervor; aber es war ihm noch nie so trübselig vorgekommen, wie heute, daß er allein aß. Er hatte sich so lebhaft darauf gefreut, ihr reizendes Gesicht sich gegenüber zu sehn. Es war ihm zu Muth, wie wenn er sich schon seit Jahren an sie gewöhnt hätte. Endlich hielt er es nicht mehr aus, so dazusitzen, ließ den Rest seines Weines und den Rest seines Hungers stehen und zog sich gleichfalls zurück. Es war erst neun Uhr. Ihm kam es vor, als hätte er den längsten und inhaltreichsten aller Tage erlebt — aber nur im Traum; und so

weiterträumend schwankte er, wie vom Wein trunken gemacht, die Treppe hinauf.

Sein Zimmer lag neben dem des Fräuleins; er hörte sie auf und ab gehn, sie war also nicht zu Bett. Ihm widerstand es gleichfalls, sich zu Bette zu legen. Er ließ sein Licht brennen, setzte sich auf sein Sopha und starrte durch das Fenster in den aufsteigenden Mond hinaus. Seine sonderbare Lage trat ihm in ihrer ganzen Abenteuerlichkeit vor Augen, machte ihn sorgenvoll, schwermüthig und unendlich verliebt. Dann lächelte er wieder vor sich hin, daß sie da drüben auf und ab gehe und nicht in Güstrow und ihm so nahe sei. Dann hörte er sie seufzen, aber nur ein paar Mal; darauf wurde es wieder still. Sie rührte sich auch nicht mehr. Es dauerte nicht lange, so stand nun Valentin auf und ging, ruhelos wie er war, zwischen Thür und Fenster auf und nieder. Inzwischen schien auch das Mädchen nicht zu schlafen: denn als er endlich, des Gehens müde, sich auf die Bettkante setzte, fing sie in ihrem Zimmer wieder zu wandeln an. Er hörte zu, ohne an Schlummer zu denken. So verging fast die ganze Nacht. Es war ein eigenthümliches Gefühl, das sie abhielt, gleichzeitig auf und ab zu gehn; aber sie wechselten von Zeit zu Zeit. Valentin's Kerze brannte bis auf den Leuchter herab; endlich kam der frühe Tag mit Vogelgesang, der aus den Bäumen um die Kirche her lieblich herüberflötete. Mit überwachten Augen legte sich Valentin in das offene Fenster, ließ die frische Morgen-

Gewiß.

Auch nach Berlin?

Ohne Zweifel.

Aber es kostet Geld?

O ja; eine Kleinigkeit!

Und nun haben wir keins! sagte Valentin mit etwas künstlicher Heiterkeit. Wir haben die Entdeckung gemacht, daß wir zusammen nur vier Silbergroschen besitzen. (Das Fräulein sah verlegen vor sich hin.) Sagen Sie, Herr Inspector: trauen Sie mir auf mein ehrliches Gesicht?

Machen Sie keine Umstände! erwiederte der Inspector heiter. Ich soll die Depeschen für Sie auslegen; — gut. Telegraphiren Sie, ich will Ihnen assistiren. Aber machen Sie rasch: sonst wird die Bude geschlossen.

Damit winkte er, in das Telegraphen-Zimmer einzutreten, und schnitt Valentin den Dank mit einer Bewegung ab. Das Fräulein blieb vor der Thür verwirrt und unschlüssig stehn. Sie müssen folgen, mein bestes Fräulein! sagte Valentin, gleichfalls etwas verlegen. Sie müssen mir ja sagen, was und an wen ich telegraphiren soll.

Wann kann eine briefliche Antwort da sein? fragte sie aufgeregt.

Aus Güstrow? Morgen Vormittag um neun! antwortete der Inspector.

Das Fräulein that einen tiefen Athemzug. Sie trat

nun ein und dictirte leise: Rudolf Müller, Güstrow. Ich habe hier den Zug versäumt und bitte, mir Geld zu schicken oder mich abzuholen.

Und Ihr Name? fragte Valentin.

Betty.

Betty! wiederholte er vor sich hin. Den Namen liebte er sehr. Sie telegraphiren an Ihren Bruder? fragte er mit verzeihlicher Neugier.

Ja.

Er nahm ein zweites Blatt vom Pult, um nun auch an seinen Vetter in Berlin zu telegraphiren, daß er sich schleunigst hierher Geld erbitte; alles Andere mündlich. Der Inspector zog seine Geldbörse, um zu zahlen. Bitte, keinen Dank! sagte er abwehrend zu Valentin. Sie wünschen nun vermuthlich in einen Gasthof zu gehn?

Valentin nickte.

Ich werde Sie hinführen lassen! — Er rief einen Packträger des Bahnhofs heran, der eben vorüberging. Mittlerweile war es beinahe dunkel geworden; der Mond stieg auf, als sie in's Freie hinaustraten. Valentin bot dem Fräulein seinen Arm; doch unter einem Vorwand lehnte sie ihn mit unsicherer Stimme ab. Ihr kurzer Anflug von guter Laune war wieder weggeweht. Sie lächelte wohl, wenn er etwas Freundliches sagte, doch ohne daß ihr Gesicht den befangenen Ausdruck verlor. Zuweilen schien sie nicht einmal zu hören, was er ihr sagte. Ihm ward wieder außerordentlich beklommen zu Muth. So kamen sie durch ein alterthümliches Thor

und eine stille Straße auf den Marktplatz neben der Kirche, wo der vornehmste Gasthof stand. Als sie im Thorweg den Kellner und den herzutretenden Wirth begrüßt hatten und Valentin das Fräulein in das Speisezimmer führen wollte, um zu Abend zu essen, erklärte sie, daß sie durchaus keinen Hunger habe und zu Bette verlange. Ihr blasses, aber entschlossenes Gesicht zeigte, hier sei kein Zureden am Platz. Der Kellner kam mit Licht, sie auf ihr Zimmer zu führen. Gute Nacht! sagte sie halblaut und wandte sich ab. Valentin ging ihr bis an die Treppe nach: Sie sind mir böse, mein Fräulein?

Nein! antwortete sie, schüttelte lebhaft den Kopf, wechselte die Farbe, und stieg dann auf ihren raschen Füßen die Treppe hinauf. So blieb er unten allein. In sehr verworrenen Gefühlen trat er in's Speisezimmer, setzte sich an einen einsamen Eckplatz, ohne auf die übrigen Gäste Acht zu geben. Sein zurückgedrängter Hunger brach mit unwiderstehlicher Kraft wieder hervor; aber es war ihm noch nie so trübselig vorgekommen, wie heute, daß er allein aß. Er hatte sich so lebhaft darauf gefreut, ihr reizendes Gesicht sich gegenüber zu sehn. Es war ihm zu Muth, wie wenn er sich schon seit Jahren an sie gewöhnt hätte. Endlich hielt er es nicht mehr aus, so dazusitzen, ließ den Rest seines Weines und den Rest seines Hungers stehen und zog sich gleichfalls zurück. Es war erst neun Uhr. Ihm kam es vor, als hätte er den längsten und inhaltreichsten aller Tage erlebt — aber nur im Traum; und so

weiterträumend schwankte er, wie vom Wein trunken gemacht, die Treppe hinauf.

Sein Zimmer lag neben dem des Fräuleins; er hörte sie auf und ab gehn, sie war also nicht zu Bett. Ihm widerstand es gleichfalls, sich zu Bette zu legen. Er ließ sein Licht brennen, setzte sich auf sein Sopha und starrte durch das Fenster in den aufsteigenden Mond hinaus. Seine sonderbare Lage trat ihm in ihrer ganzen Abenteuerlichkeit vor Augen, machte ihn sorgenvoll, schwermüthig und unendlich verliebt. Dann lächelte er wieder vor sich hin, daß sie da drüben auf und ab gehe und nicht in Güstrow und ihm so nahe sei. Dann hörte er sie seufzen, aber nur ein paar Mal; darauf wurde es wieder still. Sie rührte sich auch nicht mehr. Es dauerte nicht lange, so stand nun Valentin auf und ging, ruhelos wie er war, zwischen Thür und Fenster auf und nieder. Inzwischen schien auch das Mädchen nicht zu schlafen: denn als er endlich, des Gehens müde, sich auf die Bettkante setzte, fing sie in ihrem Zimmer wieder zu wandeln an. Er hörte zu, ohne an Schlummer zu denken. So verging fast die ganze Nacht. Es war ein eigenthümliches Gefühl, das sie abhielt, gleichzeitig auf und ab zu gehn; aber sie wechselten von Zeit zu Zeit. Valentin's Kerze brannte bis auf den Leuchter herab; endlich kam der frühe Tag mit Vogelgesang, der aus den Bäumen um die Kirche her lieblich herüberflötete. Mit überwachten Augen legte sich Valentin in das offene Fenster, ließ die frische Morgen-

luft seine Schläfen kühlen und sah auf den todten Platz und zu der hohen gothischen Kirche hinauf, und wie das Morgenroth über den Häusern aufzusteigen begann. Zuletzt drückte er die Augen ein und lag so im halben Schlaf. Als er sie wieder öffnete und um sich blickte, bemerkte er Fräulein Betty, deren Arme gleichfalls auf dem Fenstersims lagen und die blaß und mit dunkel beringten Augen zu ihm herübersah.

Durch ihren Anblick überrascht, fand er kaum die Worte, ihr guten Morgen zu wünschen. Wie haben Sie geschlafen? setzte er sehr zerstreut hinzu.

Wie Sie! antwortete sie kurz.

Die Luft — nicht wahr, die Luft thut Einem gut! sagte er und athmete sie mit offenen Lippen ein.

O! seufzte das Mädchen. Es würde Einem noch besser thun, in ihr spazieren zu gehn.

Darf ich Ihnen meine Gesellschaft anbieten? fragte er mit einiger Förmlichkeit. Sie blickte ihn freundlich an, als wünsche sie ihr ablehnendes Benehmen von gestern gut zu machen, und nickte ihm zu. Im nächsten Augenblick war sie vom Fenster verschwunden und schien durch's Zimmer zu gehn, um sich zu rüsten.

Valentin fühlte sich auf einmal wie neu belebt, er wußte selbst nicht, warum. Sogleich griff er zum Hut, und als er draußen auf dem Vorplatz erschien, kam ihm Betty's bewegliche Gestalt schon entgegen. Man wird hoffentlich nicht glauben, sagte sie scherzend, daß wir schon so früh ausfliegen, um unser Hôtel ohne Bezah-

lung zu verlassen! Alles, was von uns zurückbleibt, ist mein Ledertäschchen.

Sie sagte das mit wirklicher Heiterkeit, aber doch erschreckte ihn ihr bleiches und überwachtes Gesicht. Sie sah aus als wäre sie krank, und er konnte nicht umhin, diese seine Empfindung auszusprechen.

Wie sollte ich krank sein? erwiederte sie rasch und schüttelte den Kopf. Kommen Sie — lassen Sie uns in's Freie gehn! — Damit schnitt sie ihm jedes weitere Wort über ihren Zustand ab und ging voran, in die nächste Straße hinein. Sie kamen durch dasselbe Thor, durch das sie gestern eingezogen waren, zur Stadt hinaus und am Bahnhof vorbei, und auf die große, von Bäumen eingefaßte Chaussée, die quer durch das ebene Land auf die Waldhügel zuführte. Auf den weiten Wiesen rechts und links weideten bunte Heerden, deren Farben in der Morgensonne glänzten; dazwischen zog sich ein kleiner Fluß in äußerst eigensinnigen Windungen hin. Feiner Nebelduft stieg von seinen blitzenden Schlangenbewegungen auf; auch von den kleinen viereckigen Seen, die man in das dunkle Torfland eingeschnitten hatte. Um so reiner und schleierloser lagen die besonnten Wälder auf den Hügeln da, die über den maigrünen Saatfeldern wie bepflanzte Grenzwälle aufstiegen. Weiter rechts kahle, bräunliche Anhöhen, zum Theil mit dünnen Saaten bestellt. Ein gelinder Wind strich die Ebene entlang und schien alles Lebendige zu wecken und zu erfrischen.

Nicht wahr, das thut Ihnen gut? fragte Valentin zärtlich, da er das Mädchen mit immer noch gespannten Zügen und aufgeregten Augen umherstarren sah.

O ja, es thut mir gut! sagte sie schwach.

Er führte sie weiter, zeigte ihr das Land, verglich es mit seiner Heimat, und fing an, ihr von seiner schönen Jugend auf dem Lande, von seiner eigenen Besitzung zu erzählen. Sie hörte ihm, wie es schien, nicht ohne Anstrengung, aber aufmerksam zu. Ein paar Male strauchelte sie, und dann griff er nach ihrem Arm, um sie zu halten; und dann sagte sie erröthend, daß ihr Fuß heute so leicht einknicke, sie wisse nicht, warum. Aber sie gehe gern und wolle noch nicht zurück. So kamen sie an das Chausséehaus, an dessen Schlagbaum zwei Straßen zusammenliefen, wandten sich nach rechts, wo der Weg in den ansteigenden Wald hineinführte, und vertieften sich in ein neues ländliches Gespräch. Nicht weit vom Waldsaum lag ein Gehöft an der Straße, klein, mit einem niedrigen, einfachen Herrenhaus, aber für das Auge des Landmanns reinlich und behaglich anzusehn. Hier stand Valentin still, brach mitten in einem Satze ab und blickte mit einem leisen Seufzer nach dem Hof hinüber.

Warum seufzen Sie? fragte das Mädchen.

Warum ich seufze? — Fräulein Betty, sehen Sie dort nach der Thür.

Ja — dort steht eine junge Frau!

Es war offenbar die Hausfrau, die auf der Schwelle

stand; im Morgenrock, eine weiße Küchenschürze vorgebunden, die Wangen, wie es schien, von Arbeit und Lebenslust rosig angefärbt, und mit strahlenden Augen.

Und nun sehen Sie dort nach der Scheune, Fräulein Betty! fing Valentin wieder an.

Von der nächsten Scheune kam ein Mann gegen das Haus herangeschritten, den die junge Frau sichtlich erwartete; eine schlanke, kräftige Gestalt im grauen Rock, blond und blauäugig, und gleichfalls ein strahlendes Lächeln in dem jugendlichen, schön gebräunten Gesicht. Er ging mit großen Schritten auf das Weibchen zu, trocknete sich im Gehen die Stirn, rief sie zärtlich an, und sowie er sie erreicht hatte, nahm er sie in den Arm und gab ihr einen Kuß.

Hm! seufzte Valentin laut vor sich hin. Haben Sie das gesehen, Fräulein Betty?

Das Mädchen erwiederte nichts, sondern suchte zu lächeln.

O Gott, seufzte Valentin von Neuem. In diesem Augenblick sah das zärtliche Paar zu den beiden Wanderern herüber. Die junge Frau lächelte etwas verschämt, machte sich los und lief in das Haus hinein. Der Mann lachte und ging ihr nach. Dann war wieder Alles still.

Mein bestes Fräulein! sagte Valentin, und wiederholte nach einer Weile die drei Worte noch einmal. Ich — ich halt' es nicht länger aus. Es ist ein unmöglicher Zustand.

Was? fragte sie verwirrt.

Fräulein Betty — haben Sie dort die beiden — die beiden Leute gesehen?

Sie antwortete nicht, bewegte auch nicht den Kopf.

Ach Gott, was red' ich da Alles? — Fräulein Betty, ich habe gestern den Zug mit Absicht versäumt. Ich will nicht, daß Sie den andern Menschen da heirathen. Ich liebe Sie, Fräulein Betty.

Das Mädchen starrte ihn weniger befremdet, als geängstigt an. Sie schien schon lange gefürchtet zu haben, daß so ein Ausbruch, so eine Enthüllung bevorstehe. Auf einmal traten ihr Thränen in die Augen, aber sie blieb ganz still.

Ja wohl, ich habe Sie gestern mit Absicht zurückgehalten! fuhr er fort, da sie gar keinen Laut vernehmen ließ. Nicht wahr, das ist unpassend. Das hätt' ich nicht thun sollen. Aber ich hab' es gethan! — Fräulein Betty, warum wollen Sie sich an diesen Menschen verkaufen? Warum wollen Sie sich so wegwerfen? Wie können Sie den Muth dazu haben? Wissen Sie nicht, daß Sie zu gut dafür sind?

Das Mädchen seufzte tief auf.

Wissen Sie nicht, daß es sündlich ist, seine Seele so zu verkaufen? Soll das eine Ehe sein? — Herr Gott im Himmel — — Sehen Sie mich einmal an! Hier steh' ich, Fräulein Betty, und liebe Sie wie ein Narr. Nein — das ist nicht wahr. Ich habe noch alle meine Sinne; es ist nur, daß — daß ich Sie von

Herzen lieb habe, Fräulein Betty, und daß Sie wie zu meiner Frau geschaffen sind — — Und nun wollen Sie fort, um diesen Menschen zu heirathen!

Ach! seufzte sie, wie wenn das für immer ihr letzter Athemzug sein sollte. Wissen Sie nicht, daß ich gebunden bin?

Nein, nein, Fräulein Betty —

Doch bei diesen Worten brach er ab, denn er sah, daß sie die Augen schloß, ihre Lippen kreidefarben wurden und die Hände unsicher in die Luft griffen. Die schlaflose Nacht, die Aufregung dieser Tage, der Morgengang hatten ihr alle Kraft genommen, auch das noch zu überstehn. Valentin mußte sie halten, da sie umzusinken drohte, und legte sie bestürzt an seine Brust. Um Gotteswillen, sagte er, wollen Sie hier vor meinen Augen — — Was hab' ich Ihnen gethan?

Ich kann nicht mehr! war ihre ganze Antwort. Sie versuchte sich aufzurichten und aus seinen Armen zu lösen, aber sogleich fühlte sie, daß sie zu schwach war, ungestützt zu gehn. Mit wieder zufallenden Augen ließ sie sich von ihm führen, von der Straße weg dem Hause zu, da sonst nirgends ein Ruheplatz zu erblicken war. Der Hausherr trat soeben wieder hervor, einen Wanderstock und ein paar Handschuhe in der Hand. Sowie er die Beiden sah und das todtblasse Fräulein in des Andern Armen, sprang er eilig hinzu. Linchen! Frau! rief er aus. Was ist geschehen? sagte er dann zu Valentin gewandt. O, das Fräulein ist unwohl! Ich bitte, führen

Sie sie in unser Haus — lassen Sie mich Ihnen helfen.

Valentin dankte, und von den beiden Männern gestützt schwankte Betty, zwar mit offenen Augen, aber verstört, schwer athmend und die Lippen halb geöffnet, über die Schwelle, wo die Hausfrau sie in aufgeregter Theilnahme empfing. Sogleich lief das junge Weib an die nächste Thür, und man trat in ein großes, freundlich kühles Gemach und von da in ein zweites, das Wohnzimmer der Frau. Hier ließen sie Betty auf das Sopha nieder, und Valentin drückte sie sanft gegen die Lehne zurück. Nach ein paar Augenblicken kam die junge Frau durch eine andere Thür herein, ein Fläschchen mit Kölnischem Wasser und eine Essigkruke in der Hand. Das wollen wir schon machen! sagte sie geschäftig. Der Mann wollte ihr das Fläschchen aus der Hand nehmen, um zu helfen, aber sie hatte es schon geöffnet, wehrte ihn ab und fing an, Betty's Stirn zu besprengen und ihr die Schläfen zu reiben. Ach, was für ein hübsches Fräulein! sagte sie dann gerührt.

Valentin nickte unwillkürlich und empfand ein sehr beruhigendes Gefühl, zu einer so verständigen Frau gekommen zu sein. In seiner Bewegung drehte er sich herum, drückte erst dem jungen Hausherrn und dann dem Weibchen die Hand. Betty schien sich inzwischen nach und nach zu erholen. Die erste Farbe kam ihr wieder zurück; die Augen hielt sie geschlossen, doch, wie es schien, mehr um nicht zu sehen, als weil ihr die

Kraft gefehlt hätte. Endlich schickte die junge Frau die beiden Männer hinaus, und Valentin, von dem freundlichen Wirth geführt, trat wieder in's vordere Zimmer und hörte durch die geschlossene Thür, wie die Frau weich und herzlich dem Mädchen zusprach, und endlich auch Betty's gedämpfte Stimme. Er fühlte, wie ihn gleich bei ihrem ersten Ton die Fassung wieder verließ. Kaum daß es ihm gelang, ein paar Worte zu finden, wie sie ihm in seiner Lage passend schienen, seinen Dank zu sagen, seinen Namen zu nennen. Dann besann er sich einen Augenblick, ob er das Fräulein für seine Schwester, oder für seine Braut, oder für was er sie ausgeben sollte. Doch weil ihm dabei das Blut in's Gesicht und zum Herzen schoß, that er nur einen tiefen Athemzug, starrte dem jungen Mann auf die Weste und sagte nichts.

Der Hausherr schien Valentin's Aufregung zu bemerken und sich das Nöthige dabei zu denken; aber er lächelte nur für sich hin und schwieg ebenfalls. Jeder trat an ein Fenster und sah auf die Viehställe und Scheunen hinaus. Endlich kam das Frühstück, das der junge Mann vorhin leise bestellt hatte, von einer Magd hereingetragen, die es stumm auf den Tisch stellte und sogleich wieder verschwand. Sie werden heute noch nichts genossen haben! sagte der Wirth zum Gast. Valentin versuchte nicht, zu leugnen, sein Hunger fing plötzlich an, auf die Seite des Frühstücks zu treten. Sie setzten sich, er aß und trank und horchte dazwischen nach der geschlossenen Thür. Betty's Stimme war wieder still

geworden. Nach einer Weile erschien dann auch die Hausfrau auf leisen Füßen und berichtete, das Fräulein sei offenbar erschöpft, es habe nach Schlaf verlangt, dann wieder aufstehen wollen, sei aber endlich, nach einigen Beruhigungsversuchen, plötzlich eingeschlummert.

Sie haben keine Eile, wieder fortzugehn? fragte der junge Mann. Valentin verneinte. Es sei gut so, und er danke von Herzen für alle die Freundlichkeit. Als Antwort darauf fing die junge Frau zu lächeln an: sie müsse nun leider in die Küche und ihr Mann nach der Ziegelei; der Herr werde es ja wohl nicht übel nehmen, wenn man ihn auf einige Zeit sich selbst überlasse. Wenn irgend etwas vorfiele, so möge er sie nur rufen. Da ist auch die neueste Zeitung! setzte sie, wie zu seinem Trost, hinzu. Valentin nahm die Zeitung sogleich in die Hand und versicherte, daß ihm grade unendlich daran gelegen sei, sie zu lesen. Die junge Frau sah ihm freundlich in die Augen — in weiblicher Neugier, wie es schien —, und mit dem Versprechen, bald wieder da zu sein, und mit einem treuherzigen Gruß gingen Mann und Frau zur vorderen Thür hinaus.

Es wurde nun völlig still, und Valentin, von der Liebenswürdigkeit dieser Menschen gerührt, von der sonderbaren Situation überwältigt, warf sich in eine Sophaecke, um die neuesten Weltbegebenheiten zu studiren. Schon im ersten Berliner Artikel blieb er stecken — bei der Frage, ob es noch in diesem Jahr zum Krieg mit Frankreich kommen werde, oder nicht —, um die Zeitung

ein wenig tiefer sinken zu lassen und auf ein Geräusch zu horchen, das er selber gemacht hatte. Er glaubte, Betty habe sich gerührt. Aber er hörte nichts. Sein ganzes Schicksal, seine Liebeserklärung, seine Seelenangst tanzten ihm im Puls. Da liegt sie nun nebenan, dachte er, in einem unbekannten Landhaus in Mecklenburg, und ich sitze hier und thue, als wenn ich lese! Das ist eine sonderbare Reise nach Freienwalde! staunte er vor sich hin.

Die junge Hausfrau erschien einige Male leise in der Thür, flüsterte ihm zu, daß das Fräulein noch immer schlafe, ohne sich zu rühren, und glitt dann wieder hinaus. So vergingen Stunden. Die Schatten, die draußen die Gebäude warfen, wurden kürzer und kürzer; die Fliegen summten unruhiger im Zimmer umher. Endlich stand Valentin auf, der auch seine Unruhe nicht mehr zu bändigen wußte. Er ging an die Thür zum anderen Zimmer und lauschte. Es blieb Alles still. Herr Gott! seufzte er. Es schien ihm ganz unmöglich, noch so eine Stunde zu überleben, ohne Betty zu sehen. Er bildete sich ein, vielleicht sei eben diese Todtenstille ein bedenkliches Zeichen. Durch die Angst, die ihm dieser Gedanke machte, ermuthigt, legte er seine Hand auf den Thürdrücker, öffnete geräuschlos und trat ein. Nur um zu sehen, ob sie wirklich schläft! sagte er zu sich selbst.

Ja, in der That, sie schlief. Sie lag so bequem und anmuthig da, wie er sie noch nicht gesehen hatte, und schlief wie ein Kind. Kein Athemzug war zu hören.

Sie sie in unser Haus — lassen Sie mich Ihnen helfen.

Valentin dankte, und von den beiden Männern gestützt schwankte Betty, zwar mit offenen Augen, aber verstört, schwer athmend und die Lippen halb geöffnet, über die Schwelle, wo die Hausfrau sie in aufgeregter Theilnahme empfing. Sogleich lief das junge Weib an die nächste Thür, und man trat in ein großes, freundlich kühles Gemach und von da in ein zweites, das Wohnzimmer der Frau. Hier ließen sie Betty auf das Sopha nieder, und Valentin drückte sie sanft gegen die Lehne zurück. Nach ein paar Augenblicken kam die junge Frau durch eine andere Thür herein, ein Fläschchen mit Kölnischem Wasser und eine Essigkruke in der Hand. Das wollen wir schon machen! sagte sie geschäftig. Der Mann wollte ihr das Fläschchen aus der Hand nehmen, um zu helfen, aber sie hatte es schon geöffnet, wehrte ihn ab und fing an, Betty's Stirn zu besprengen und ihr die Schläfen zu reiben. Ach, was für ein hübsches Fräulein! sagte sie dann gerührt.

Valentin nickte unwillkürlich und empfand ein sehr beruhigendes Gefühl, zu einer so verständigen Frau gekommen zu sein. In seiner Bewegung drehte er sich herum, drückte erst dem jungen Hausherrn und dann dem Weibchen die Hand. Betty schien sich inzwischen nach und nach zu erholen. Die erste Farbe kam ihr wieder zurück; die Augen hielt sie geschlossen, doch, wie es schien, mehr um nicht zu sehen, als weil ihr die

Kraft gefehlt hätte. Endlich schickte die junge Frau die beiden Männer hinaus, und Valentin, von dem freundlichen Wirth geführt, trat wieder in's vordere Zimmer und hörte durch die geschlossene Thür, wie die Frau weich und herzlich dem Mädchen zusprach, und endlich auch Betty's gedämpfte Stimme. Er fühlte, wie ihn gleich bei ihrem ersten Ton die Fassung wieder verließ. Kaum daß es ihm gelang, ein paar Worte zu finden, wie sie ihm in seiner Lage passend schienen, seinen Dank zu sagen, seinen Namen zu nennen. Dann besann er sich einen Augenblick, ob er das Fräulein für seine Schwester, oder für seine Braut, oder für was er sie ausgeben sollte. Doch weil ihm dabei das Blut in's Gesicht und zum Herzen schoß, that er nur einen tiefen Athemzug, starrte dem jungen Mann auf die Weste und sagte nichts.

Der Hausherr schien Valentin's Aufregung zu bemerken und sich das Nöthige dabei zu denken; aber er lächelte nur für sich hin und schwieg ebenfalls. Jeder trat an ein Fenster und sah auf die Viehställe und Scheunen hinaus. Endlich kam das Frühstück, das der junge Mann vorhin leise bestellt hatte, von einer Magd hereingetragen, die es stumm auf den Tisch stellte und sogleich wieder verschwand. Sie werden heute noch nichts genossen haben! sagte der Wirth zum Gast. Valentin versuchte nicht, zu leugnen, sein Hunger fing plötzlich an, auf die Seite des Frühstücks zu treten. Sie setzten sich, er aß und trank und horchte dazwischen nach der geschlossenen Thür. Betty's Stimme war wieder still

geworden. Nach einer Weile erschien dann auch die Hausfrau auf leisen Füßen und berichtete, das Fräulein sei offenbar erschöpft, es habe nach Schlaf verlangt, dann wieder aufstehen wollen, sei aber endlich, nach einigen Beruhigungsversuchen, plötzlich eingeschlummert.

Sie haben keine Eile, wieder fortzugehn? fragte der junge Mann. Valentin verneinte. Es sei gut so, und er danke von Herzen für alle die Freundlichkeit. Als Antwort darauf fing die junge Frau zu lächeln an: sie müsse nun leider in die Küche und ihr Mann nach der Ziegelei; der Herr werde es ja wohl nicht übel nehmen, wenn man ihn auf einige Zeit sich selbst überlasse. Wenn irgend etwas vorfiele, so möge er sie nur rufen. Da ist auch die neueste Zeitung! setzte sie, wie zu seinem Trost, hinzu. Valentin nahm die Zeitung sogleich in die Hand und versicherte, daß ihm grade unendlich daran gelegen sei, sie zu lesen. Die junge Frau sah ihm freundlich in die Augen — in weiblicher Neugier, wie es schien —, und mit dem Versprechen, bald wieder da zu sein, und mit einem treuherzigen Gruß gingen Mann und Frau zur vorderen Thür hinaus.

Es wurde nun völlig still, und Valentin, von der Liebenswürdigkeit dieser Menschen gerührt, von der sonderbaren Situation überwältigt, warf sich in eine Sophaecke, um die neuesten Weltbegebenheiten zu studiren. Schon im ersten Berliner Artikel blieb er stecken — bei der Frage, ob es noch in diesem Jahr zum Krieg mit Frankreich kommen werde, oder nicht —, um die Zeitung

ein wenig tiefer sinken zu lassen und auf ein Geräusch zu horchen, das er selber gemacht hatte. Er glaubte, Betty habe sich gerührt. Aber er hörte nichts. Sein ganzes Schicksal, seine Liebeserklärung, seine Seelenangst tanzten ihm im Puls. Da liegt sie nun nebenan, dachte er, in einem unbekannten Landhaus in Mecklenburg, und ich sitze hier und thue, als wenn ich lese! Das ist eine sonderbare Reise nach Freienwalde! staunte er vor sich hin.

Die junge Hausfrau erschien einige Male leise in der Thür, flüsterte ihm zu, daß das Fräulein noch immer schlafe, ohne sich zu rühren, und glitt dann wieder hinaus. So vergingen Stunden. Die Schatten, die draußen die Gebäude warfen, wurden kürzer und kürzer; die Fliegen summten unruhiger im Zimmer umher. Endlich stand Valentin auf, der auch seine Unruhe nicht mehr zu bändigen wußte. Er ging an die Thür zum anderen Zimmer und lauschte. Es blieb Alles still. Herr Gott! seufzte er. Es schien ihm ganz unmöglich, noch so eine Stunde zu überleben, ohne Betty zu sehen. Er bildete sich ein, vielleicht sei eben diese Todtenstille ein bedenkliches Zeichen. Durch die Angst, die ihm dieser Gedanke machte, ermuthigt, legte er seine Hand auf den Thürdrücker, öffnete geräuschlos und trat ein. Nur um zu sehen, ob sie wirklich schläft! sagte er zu sich selbst.

Ja, in der That, sie schlief. Sie lag so bequem und anmuthig da, wie er sie noch nicht gesehen hatte, und schlief wie ein Kind. Kein Athemzug war zu hören.

Auf ihrer blassen Stirn lag wohl noch ein kleiner ängstlicher Zug, doch sonst war ihr nichts Betrübliches anzusehen. Ich kann mich also wieder zurückziehen! dachte Valentin, blieb aber ruhig stehn. Der Anblick war ihm zu tröstlich. Ihre kleinen Hände lagen so weich übereinander auf der Decke, die das junge Weibchen über sie hingebreitet hatte, und da sie den Kopf etwas auf die Seite gelegt, zeigte sich ihr rundliches, weißes Hälschen so schön. Eine Weile lag sie noch bewegungslos da; dann aber fing sie an den Kopf zu rühren, den einen Arm an sich heranzuziehen und die Lippen zu öffnen, wie wenn sie sprechen wollte. Offenbar träumte sie. Auf einmal hob sich ihr Busen stärker und sie murmelte halblaut: Ach ja, ich habe Sie lieb!

Valentin erschrak heftig, von ihrer herzlichen Stimme so ein Wort zu hören. Das Mädchen zog bald darauf die Brauen zusammen, machte ein finsteres Gesicht und murmelte allerlei, das er nicht verstand. Endlich hörte er: Ich will ihn nicht! Ich will ihn nicht! Nein, es soll nicht geschehn!

Wen wollen Sie nicht? fragte er unwillkürlich. Es schien, als setzte sie im Traum das Gespräch von vorhin fort, das ihre Ohnmacht abgebrochen hatte. Wen wollen Sie nicht? fragte er noch einmal in begreiflicher Aufregung. Die Schläferin schien das Geräusch seiner Stimme zu hören und dadurch in ihrem Traum gestört zu werden: denn sie veränderte die Züge, machte eine unruhige Bewegung und lag dann, statt zu erwachen,

wieder in ausdrucksloſem Schlummer da. Valentin bereute, daß er ſie geſtört hatte. Ganz leiſe trat er heran und blieb neben ihr ſtehn, immer die Augen an ihren Lippen. Es dauerte nicht lange, ſo kamen ihr, wie es ſchien, die Traumbilder zurück. Sie hatte das Geſicht ihm zugekehrt, ohne es zu wiſſen, und mit einer plötzlichen Halsbewegung ſagte ſie laut: Wie heißen Sie?

Valentin mußte lächeln. Es fiel ihm ein, daß er ihr noch immer nicht ſeinen Namen genannt hatte; offenbar redete ſie mit ihm. Was ſie ſich nun wohl ſelber darauf antwortet! dachte er vergnügt, trotz all' ſeiner Beklemmung. Aber ſie ſchien die Antwort ganz umſonſt zu erwarten. Beunruhigt und ungeduldig warf ſie ſich umher, ſtieß mit ihrem Arm gegen die Sophalehne und wachte darüber auf.

Oh! ſagte ſie verwirrt, als ihre aufgeriſſenen Augen erkannten, wer vor ihr ſtand. Valentin aber hielt ſich nicht länger, kniete — zum erſten Mal in ſeinem Leben — neben ihr hin, um ihr näher zu ſein, und erwiederte treuherzig, doch mit etwas zitternder Stimme: Wie ich heiße, Fräulein Betty? Valentin Weinberg heiß' ich — und ich gehe zu Grunde, wenn Sie einen andern Menſchen heirathen, als mich.

Mein Gott, was kann ich dazu thun? ſeufzte ſie, noch mit einem Reſt von Schlaftrunkenheit kämpfend und vor Scham über und über roth.

Was Sie dazu thun können? — Sie haben vorhin im Schlaf geſagt, daß Sie ihn nicht wollen. Sie haben

Auf ihrer blassen Stirn lag wohl noch ein kleiner ängstlicher Zug, doch sonst war ihr nichts Betrübliches anzusehen. Ich kann mich also wieder zurückziehen! dachte Valentin, blieb aber ruhig stehn. Der Anblick war ihm zu tröstlich. Ihre kleinen Hände lagen so weich übereinander auf der Decke, die das junge Weibchen über sie hingebreitet hatte, und da sie den Kopf etwas auf die Seite gelegt, zeigte sich ihr rundliches, weißes Hälschen so schön. Eine Weile lag sie noch bewegungslos da; dann aber fing sie an den Kopf zu rühren, den einen Arm an sich heranzuziehen und die Lippen zu öffnen, wie wenn sie sprechen wollte. Offenbar träumte sie. Auf einmal hob sich ihr Busen stärker und sie murmelte halblaut: Ach ja, ich habe Sie lieb!

Valentin erschrak heftig, von ihrer herzlichen Stimme so ein Wort zu hören. Das Mädchen zog bald darauf die Brauen zusammen, machte ein finsteres Gesicht und murmelte allerlei, das er nicht verstand. Endlich hörte er: Ich will ihn nicht! Ich will ihn nicht! Nein, es soll nicht geschehn!

Wen wollen Sie nicht? fragte er unwillkürlich. Es schien, als setzte sie im Traum das Gespräch von vorhin fort, das ihre Ohnmacht abgebrochen hatte. Wen wollen Sie nicht? fragte er noch einmal in begreiflicher Aufregung. Die Schläferin schien das Geräusch seiner Stimme zu hören und dadurch in ihrem Traum gestört zu werden: denn sie veränderte die Züge, machte eine unruhige Bewegung und lag dann, statt zu erwachen,

wieder in ausdrucksloſem Schlummer da. Valentin bereute, daß er ſie geſtört hatte. Ganz leiſe trat er heran und blieb neben ihr ſtehn, immer die Augen an ihren Lippen. Es dauerte nicht lange, ſo kamen ihr, wie es ſchien, die Traumbilder zurück. Sie hatte das Geſicht ihm zugekehrt, ohne es zu wiſſen, und mit einer plötzlichen Halsbewegung ſagte ſie laut: Wie heißen Sie?

Valentin mußte lächeln. Es fiel ihm ein, daß er ihr noch immer nicht ſeinen Namen genannt hatte; offenbar redete ſie mit ihm. Was ſie ſich nun wohl ſelber darauf antwortet! dachte er vergnügt, trotz all' ſeiner Beklemmung. Aber ſie ſchien die Antwort ganz umſonſt zu erwarten. Beunruhigt und ungeduldig warf ſie ſich umher, ſtieß mit ihrem Arm gegen die Sophalehne und wachte darüber auf.

Oh! ſagte ſie verwirrt, als ihre aufgeriſſenen Augen erkannten, wer vor ihr ſtand. Valentin aber hielt ſich nicht länger, kniete — zum erſten Mal in ſeinem Leben — neben ihr hin, um ihr näher zu ſein, und erwiederte treuherzig, doch mit etwas zitternder Stimme: Wie ich heiße, Fräulein Betty? Valentin Weinberg heiß' ich — und ich gehe zu Grunde, wenn Sie einen andern Menſchen heirathen, als mich.

Mein Gott, was kann ich dazu thun? ſeufzte ſie, noch mit einem Reſt von Schlaftrunkenheit kämpfend und vor Scham über und über roth.

Was Sie dazu thun können? — Sie haben vorhin im Schlaf geſagt, daß Sie ihn nicht wollen. Sie haben

gesagt: Ach ja, ich habe Sie lieb! — Wen haben Sie lieb, Fräulein Betty?

Ich weiß es nicht, sagte sie verlegen.

Mein Gott, wie können Sie das nicht wissen? — Sind Sie krank, Fräulein Betty? Oder wollen Sie mich nur unglücklich machen? Mich — und sich — und uns Beide? — O, es wäre sehr Schade, wenn wir Beide unglücklich würden! setzte er mit einem tiefen Seufzer hinzu.

Ach Gott ja! seufzte sie nun auch.

Er hatte ihre Hand ergriffen und wollte sie eben küssen — denn so hielt er's nicht länger aus — als das Mädchen in die Höhe fuhr und mit einem schreckhaften Blick nach der Thür ihm die Hand entriß. Erschrocken wandte auch er sich um (zugleich sprang er auf) und sah hinter sich, in der offenen Thür, drei junge Männer stehen: den Herrn des Hauses, den Mann von der Photographie, mit hochgerunzelter Stirn und einen schwarzen Hut auf dem Kopf, und einen Dritten, der hinter diesem Hut noch im Schatten stand.

Herr, was machen Sie da? schrie der Mann mit den Runzeln mit wahrhaft furchtbarer Stimme, als ob er den verwegenen Valentin mit jeder Silbe niederschlagen wollte. Was thun Sie mit meiner Braut? Sind Sie von einer Galeere weggelaufen, daß Sie ohne Weiteres Mädchen entführen — — Er konnte vor Wuth den Satz nicht zu Ende sprechen und trat mit geballter Faust auf den Entführer zu.

Valentin schoß alles Blut in's Gesicht. Es ward ihm auf einmal deutlich, daß er der Welt gegenüber eine schlechte Sache hatte, und zugleich fuhr ihm sein ganzer Haß auf diesen Menschen bis in die Fingerspitzen, sein ganzer Stolz in die Augen. Was ich mit diesem Fräulein da zu reden habe, ist meine Sache! antwortete er zuversichtlicher, als ihm zu Muthe war. Was führt Sie in dieses Haus, mein Herr — was wollen Sie hier?

Was ich hier will? — Herr, sind Sie von Sinnen? — Wir bekommen ein sonderbares Telegramm, wir machen uns mit dem Frühzug auf, wir fahren alle Drei hierher, das Fräulein zu holen. —

Valentin sah sich unwillkürlich um: er bemerkte nur den Bräutigam und den jetzt vortretenden Bruder, einen bleichen, schüchternen, etwas verkümmerten Menschen, der gleichwohl an der Aehnlichkeit mit dem Mädchen zu erkennen war — ein Dritter war nicht zu sehn.

Wir hören auf dem Bahnhof, wohin Sie gegangen sind — finden Sie nicht im Hôtel — erfahren auf der Straße, daß Sie mit einander vor's Thor hinausspaziert — fragen uns weiter und weiter — und da liegen Sie und knieen vor meiner Braut! Herr, zum Teufel, wer sind Sie? Ich will sechsundsechzigmal in die Hölle verdammt sein, wenn ich Ihnen nicht alle Knochen zerbreche! Ich sage Ihnen — Sie sollen sich mit mir schießen, oder ich schmettere Sie nieder wie einen Hund!

Ich ziehe das Erstere vor! erwiederte Valentin, der

nun auch vor Wuth zu zittern anfing. Es soll mir ein außerordentliches Vergnügen sein, wenn ich Ihnen Ihre grobe Seele zum Halse hinausjagen kann!

Meine Herren —! rief jetzt der Landwirth dazwischen, dem diese Scene in seinem eigenen Hause schlecht zu behagen schien. Betty war vom Sopha aufgesprungen und offenbar bereit, sich zwischen die Gegner zu werfen; der Bruder blickte etwas furchtsam drein. Indessen Valentin sah und hörte nicht mehr. Nie in seinem Leben war es ihm in den Sinn gekommen, sich mit irgend einem Menschen schießen zu wollen; aber in diesem Augenblick kam ihm ein Duell als die menschenwürdigste und nützlichste Handlung vor. Herr! rief er, indem er seinem Feind noch näher trat — Sie werden dieses Fräulein da nicht heirathen!

Ich werde sie nicht heirathen?

Nein!

Wer will mich etwa daran hindern?

Ich! indem ich Sie tödte!

Indem Sie mich tödten?

Ja!

Nun, Gott verdamm' mich — —

Der Mann mit den Runzeln suchte noch nach dem Nachsatz, als im Nebenzimmer eine helle, scharfe Stimme laut wurde, die Valentin schon gehört zu haben meinte. Er blickte hinaus und sah, daß neben der jungen Hausfrau eine zweite Dame im Federhut und in gelbem Ueberwurf vom Hausflur hereintrat und die Augen lebhaft

umherlaufen ließ. Wo ist meine liebe Schwägerin? rief sie wie eine Trompete in die Luft hinein. Die Männer sind mir so rasch vorangerannt, ich konnte nicht mitkommen.

Im nächsten Augenblick trat die Dame auf die Schwelle, drängte sich bei den Männern vorbei — und die beiden zukünftigen Schwägerinnen standen sich überrascht gegenüber. Sie erkannten sich alle Beide. Das Frauenzimmer im Federhut, mit dem ungeheuren Chignon, war die „Mormonin" von gestern. Sowie sie Betty und Valentin entdeckte, zog sie vor sprachloser Bestürzung die Stirn in die Höhe und stand nun wie eine jüngere und blassere Nachbildung ihres Bruders da.

Halt! rief Valentin auf einmal überlaut, wie wenn Alles davonlaufen wollte. Mein Herr — thun Sie Ihren verdammten Cylinder fort: Sie sind der Mann mit dem Strohhut!

Was soll das heißen? fragte der Amerikaner, den die Bestürzung seiner Schwester etwas aus der Fassung brachte.

Sind Sie nicht gestern von Neustadt-Eberswalde in einem Strohhut nach Güstrow gefahren?

Ja, allerdings! Ich glaubte, meine Braut sei schon am Tage vorher —

Das ist hier ganz gleichgültig! Sie sind mit dieser Dame da gefahren, und diese Dame da ist Ihre Schwester?

Ja; — was geht Sie das an?

nun auch vor Wuth zu zittern anfing. Es soll mir ein außerordentliches Vergnügen sein, wenn ich Ihnen Ihre grobe Seele zum Halse hinausjagen kann!

Meine Herren —! rief jetzt der Landwirth dazwischen, dem diese Scene in seinem eigenen Hause schlecht zu behagen schien. Betty war vom Sopha aufgesprungen und offenbar bereit, sich zwischen die Gegner zu werfen; der Bruder blickte etwas furchtsam drein. Indessen Valentin sah und hörte nicht mehr. Nie in seinem Leben war es ihm in den Sinn gekommen, sich mit irgend einem Menschen schießen zu wollen; aber in diesem Augenblick kam ihm ein Duell als die menschenwürdigste und nützlichste Handlung vor. Herr! rief er, indem er seinem Feind noch näher trat — Sie werden dieses Fräulein da nicht heirathen!

Ich werde sie nicht heirathen?

Nein!

Wer will mich etwa daran hindern?

Ich! indem ich Sie tödte!

Indem Sie mich tödten?

Ja!

Nun, Gott verdamm' mich — —

Der Mann mit den Runzeln suchte noch nach dem Nachsatz, als im Nebenzimmer eine helle, scharfe Stimme laut wurde, die Valentin schon gehört zu haben meinte. Er blickte hinaus und sah, daß neben der jungen Hausfrau eine zweite Dame im Federhut und in gelbem Ueberwurf vom Hausflur hereintrat und die Augen lebhaft

umherlaufen ließ. Wo ist meine liebe Schwägerin? rief sie wie eine Trompete in die Luft hinein. Die Männer sind mir so rasch vorangerannt, ich konnte nicht mitkommen.

Im nächsten Augenblick trat die Dame auf die Schwelle, drängte sich bei den Männern vorbei — und die beiden zukünftigen Schwägerinnen standen sich überrascht gegenüber. Sie erkannten sich alle Beide. Das Frauenzimmer im Federhut, mit dem ungeheuren Chignon, war die „Mormonin" von gestern. Sowie sie Betty und Valentin entdeckte, zog sie vor sprachloser Bestürzung die Stirn in die Höhe und stand nun wie eine jüngere und blassere Nachbildung ihres Bruders da.

Halt! rief Valentin auf einmal überlaut, wie wenn Alles davonlaufen wollte. Mein Herr — thun Sie Ihren verdammten Cylinder fort: Sie sind der Mann mit dem Strohhut!

Was soll das heißen? fragte der Amerikaner, den die Bestürzung seiner Schwester etwas aus der Fassung brachte.

Sind Sie nicht gestern von Neustadt-Eberswalde in einem Strohhut nach Güstrow gefahren?

Ja, allerdings! Ich glaubte, meine Braut sei schon am Tage vorher —

Das ist hier ganz gleichgültig! Sie sind mit dieser Dame da gefahren, und diese Dame da ist Ihre Schwester?

Ja; — was geht Sie das an?

Was mich das angeht? — Herr, Sie sind ein Mormone!

Diese Worte donnerte Valentin so kräftig heraus, daß die ganze Gesellschaft ein unwillkürlicher Schauder überlief. Betty war nahe daran, wieder umzusinken; die junge Hausfrau stieß einen kleinen Schrei aus.

Wie viele Frauen haben Sie schon in Amerika? fuhr Valentin mit der Stimme eines Untersuchungsrichters fort. Der Mormone antwortete nicht. Er war so bleich geworden, als es bei seiner verbrannten Haut noch möglich war, und schien nur über seinen Rückzug nachzudenken.

Sie haben zwei, drei oder vier Frauen in Amerika? fragte Valentin unerbittlich weiter. Und dieses Fräulein da sollte Ihre fünfte werden? dieses Fräulein da? Herr, wissen Sie, daß Sie für so eine Niederträchtigkeit den Galgen verdienten?

Der Mormone fuhr auf und wollte etwas erwiedern, aber Valentin's Blick und die Gesichter der ganzen Gesellschaft schüchterten ihn ein. Herr —! sagte er endlich, ward aber sogleich wieder von Valentin unterbrochen.

Ich glaube nicht, daß dieses Fräulein geneigt ist, Ihre fünfte Gattin zu werden!

Betty schüttelte heftig den Kopf. Ich kenne Sie nicht mehr! sagte sie dann hastig zu dem Amerikaner gewandt. Leben Sie wohl!

Sie hören: das Fräulein wünscht Ihnen Lebewohl! setzte Valentin hinzu, da der Andre noch immer auf

demselben Fleck stand und sich die Lippe biß. Doch als nun auch Betty's Bruder sich aus seiner Betäubtheit ermannte und auf den Mormonen zuging, als wenn er ihn demnächst mit irgend einem vergifteten Wort erdolchen wollte, verlor dieser den letzten Rest von Haltung und drehte sich um. Gut! sagte er nur noch, um das letzte Wort gesagt zu haben, ging dann, den Hut auf dem Kopfe, aus der Thür, und gleich darauf war auch der Federhut seiner Schwester hinter ihm drein verschwunden.

Ein Betrüger bist du! ein elender Betrüger! rief Betty's Bruder ihm nach, der jetzt erst zu Worte kam. Der arme Mensch schien ganz zerbrochen zu sein. Er getraute sich nicht, seine Schwester anzusehn, die sich gegen den Ofen gelehnt hatte und weinte, und fuhr sich von Zeit zu Zeit mit den Händen durch's Haar. Herr meines Lebens! sagte er zwischendurch. Endlich faßte er wenigstens den Muth, Valentin in's Gesicht zu blicken. Kein Mensch hat so etwas von ihm gedacht, mein Herr! murmelte er, wie um sich zu entschuldigen. Kein Mensch in der ganzen Stadt!

Schon gut, schon gut!

Es thut mir sehr leid, mein Herr, setzte er schüchtern hinzu, daß Sie so eine Geschichte — — Wahrhaftig, es thut mir sehr leid!

Mir nicht, erwiederte Valentin gutmüthig und mit einem heimlich fröhlichen Blick auf die weinende Betty, — wenn nur das Ende gut ist! — Damit ließ er den Bruder stehen und ging auf die Schwester zu. Haben

Sie noch nicht genug geweint, Fräulein Betty? fragte er so sanft und leise, daß ihn die Andern beim besten Willen nicht hörten.

Sie schüttelte nur den Kopf.

Nicht wahr, es kommt nicht viel Gutes dabei heraus, wenn man sich aufopfern will? — Ach Gott, warum legen Sie sich nun wieder das Tuch vor die Augen. Betrügen ist ja so leicht! Wenn Sie mir nur endlich sagen wollten, was Sie über mich denken?

Es kann mich nun ja Niemand mehr heirathen! sagte das Mädchen trostlos.

Das ist noch die Frage! antwortete er vergnügt, da ihm aus ihrer Antwort ein heimliches Ja in's Ohr klang. Darüber denke ich ganz anders als Sie! — Fräulein Betty, ich habe noch keine Frau, keine einzige. Ich darf also noch heirathen! Können Sie einem armen Junggesellen, der nur um Ihretwillen bis hierher gereist ist, gar nichts Tröstliches sagen?

Sie sah ihn wenigstens an. Ich schäme mich bis in den Tod! seufzte sie.

Das würde ich nicht thun! Betty, thun Sie das nicht! — — Können Sie mich gar nicht ein Bischen lieb gewinnen?

Ach! sagte sie und hob die Hände, ohne es zu wissen, um sie ihm sanft auf beide Schultern zu legen. Ach, Sie wissen es ja! — —

Die junge Frau sah das Paar, das weltvergessen neben dem Ofen stand; sah, wie Valentin das Mädchen

nun an sich zog, und mit weiblichem Wohlgefallen lächelnd und den Männern winkend ging sie leise zur Thür hinaus. Ihr Gatte und Betty's Bruder folgten. Auch im Nebenzimmer stand ein mächtiger Kachelofen; an den gelehnt blieb das Weibchen stehen, neben ihr die Männer, und alle Drei horchten nun andächtig durch die offene Thür.

Eine Weile hörten sie nichts, dann nur ein Flüstern — Betty sprach gar zu leise —; dann wieder Valentin's gedämpfte, aber verständliche Stimme.

Gleich im Anfang hab' ich dir gefallen? — Hab' ich das? — O dafür muß ich dich küssen — — Und nun schien er's zu thun.

Dann lispelte sie wieder, und man verstand kein Wort.

Wahrhaftig? In dieser Nacht? — Nein, davon ahnte ich nichts! Nein — Während du den Gedanken hattest, in's Wasser zu gehen, um Allem ein Ende zu machen — währenddessen sagte ich mir hundertmal, du würdest vielleicht in acht Tagen schon eine ganz zufriedene Frau sein, und mich in einem halben vergessen! — — Und nun hast du Vertrauen zu mir, daß ich dich glücklich mache?

Wieder das nutzlose Flüstern.

— Ja, Betty, so wahr ich lebe! — — Er schien sie auf's Neue zu küssen. — — Weißt du denn noch nicht, daß ich eigentlich auf der Reise nach Freienwalde war? Und daß nur dein Stolpern auf dem Wagentritt

— — Ach, sie kann wieder lächeln! — — Was meinst du, Betty? Da wir doch bald heirathen müssen — widersprich mir nicht! — — wollen wir uns nicht von meinem lieben Freund, dem Freienwalder Pfarrer, trauen lassen? Ganz still unter uns — dein Bruder brächte uns hin — und so wäre das Ganze doch die richtige Reise nach Freienwalde geworden!

Betty antwortete leise; es schien eine verschämt verneinende Bejahung zu sein; aber man konnt' es nicht hören.

Berlin, Druck von Gustav Schade.
Marienstraße Nr. 10.